

G. Freytag
gesammelte
Werke.







Gesammelte Werke

von

Gustav Freytag.

Einundzwanzigster Band.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1888.

Inhalt.

Bilder aus der deutschen Vergangenheit.

Vierter Band. Aus neuer Zeit. (1700—1848.)

Seite

Seite

Bilder aus der deutschen Vergangenheit.

Vierter Band.

Aus neuer Zeit.

(1700 — 1848.)



Einleitung.

Der Mann und das Volk! In dem unaufhörlichen Einwirken des Einzelnen auf das Volk und des Volkes auf den Einzelnen läuft das Leben einer Nation. Je kräftiger, vielseitiger und eigenartiger die Individuen ihre Menschenkraft entwickeln, desto mehr vermögen sie zum Besten des Ganzen abzugeben, und je mächtiger der Einfluß ist, welchen das Leben des Volkes auf die Individuen ausübt, desto sicherer wird die Grundlage für die freie Bildung des Mannes. Nach unendlich vielen Richtungen äußert sich die schaffende Kraft des Menschen, aber die letzte Bedingung aller andern Tüchtigkeit ist die politische Bildung des Einzelnen und des Volkes durch den Staat. Geist, Gemüth, Charakter werden durch das Staatsleben beeinflußt und gerichtet, der Antheil, welchen der Einzelne am Staate hat, gibt ihm die höchste Ehre, das männlichste Glück.

Wenn der Deutsche zur Zeit unserer Väter und Großväter seine Stellung unter den Menschen der Erde betrachtete, so mochte er wol fragen, ob sein Leben arm oder reich war, ob Hoffnung, ob Trauer überwog. Denn ganz ungewöhnlich war seine Erdenstellung. Freudig empfand er sich im Genuß einer freien und schönen Bildung, und täglich drückte ihn die Härte und Willkür oder die Schwäche und Nichtigkeit seines Staates, in dem er wie ein rechtloser Fremdling lebte; stolz blickte er auf die Riesenarbeit deutscher Wissenschaft, und mit herbem Leid erkannte er, daß Millionen seiner Stammgenossen von den höchsten Ergebnissen wissenschaftlicher Arbeit durch eine

tiefe Kluft geschieden waren. Er empfand um sich das Wirken einer Volkskraft, welches im Reiche des Geistes das Kühnste mit heldenmüthiger Beharrlichkeit wagte, und sah wieder rings um sich engherzige Ungelenkigkeit, wo es galt, Einfaches und Naheliegendes durchgreifend zu wollen; er fühlte mit Tausenden heiße Sehnsucht nach einem Inhalt des Lebens, welcher erheben und begeistern konnte, und wieder erkannte er sich und seine Umgebung überall eingeengt durch kleinlichen Sinn, durch provinzielle und örtliche Abgeschlossenheit. Wer so fühlte, der durfte wol fragen, ob wir Deutsche alt oder jung sind, ob unser Schicksal sein soll, die deutsche Art nur in einzelnen Meisterwerken der Kunst und Wissenschaft auszudrücken, oder ob eine harmonische Ausbildung des gesammten Volkes in seinen praktischen und idealen Richtungen, in Arbeit und Genuß, Staat, Kirche, Wissenschaft, Kunst und Gewerbfleiß uns in Zukunft noch bevorstehe; und ob wir als Männer eines großen Staates jemals wieder die Herrenrolle in Europa spielen würden, welche, wie alte Ueberlieferungen verkünden, in grauer Vorzeit unsere Ahnherren durch ihr Schwert und die Wucht ihrer Natur errungen haben. Noch in unserer Erinnerung liegt eine Zeit, wo die Hoffnung so unsicher war, daß man zweifelhafte Antwort auf solche Frage wenigstens entschuldigen konnte.

Während aber nach den Freiheitskriegen ein Ausklingen alter Bildungsverhältnisse bedeutsam ist, schreiten wir jetzt mit junger Kraft, neuen Ideen, frischem Willen einem neuen Höhenpunkte zu. In den Charakteren der nächstvergangenen Zeit macht sich nur zu häufig die Absonderung geltend, Hoffnungslosigkeit, Mangel an politischer Sittlichkeit, in der neuen Zeit schärferes Auge, erhöhte Bethätigung für das Ganze, Bedürfniß des Anschlusses an Gleichgesinnte, praktische Gesichtspunkte. Der Realismus, welchen man rühmend oder zürnend ein Merkmal der Gegenwart nennt, ist in Kunst, Wissenschaft, im Glauben wie im Staate nichts als die erste Bildungsstufe

eines aufsteigenden Geschlechtes, welches das gegenwärtige Leben nach allen Richtungen zu vergeistigen sucht, um dem Gemüth neuen Inhalt zu geben.

Aber wenn auch nicht mehr nöthig ist, der eigenen Seele Hoffnung zuzusprechen, so ist es doch eine holde Arbeit, sich deutlich zu machen, wie weit wir gekommen sind im Vergleich zur Vergangenheit, im Vergleich zu andern Culturvölkern: weshalb wir in Manchem zurückbleiben mußten, was unsere Nachbarn in reicher Fülle besitzen, warum wir anderes Eigenthümliche erwarben, das wir vor ihnen voraus haben. Es ist lehrreich für uns, so zu fragen, und die Antwort, die wir darauf finden, mag auch lehrreich für andere Völker sein. Zwar vermag kein Einzelner jedem genügende Lösung zu geben; auch dem Stärksten ist das Verständniß des großen Lebens seiner Nation sehr unvollständig; das beste Auge, das unbefangenste Urtheil ist gegenüber der größern Einheit des Volkes eng begrenzt. Aber wie unvollkommen das Abbild sei, welches der Einzelne vom Leben seines Volkes gibt, jeder der Zeitgenossen wird doch einige Hauptzüge des Bildes wiederfinden, welches in seiner Seele liegt, am liebsten freilich, wer mit dem Darsteller in gleicher Bildungsschicht steht.

Das Folgende soll einen Blick geben auf einige Wege deutscher Charakterentwicklung durch das achtzehnte Jahrhundert bis zur Gegenwart. Wieder sollen Berichte Vergangener und Lebender die Zeit malen, in welcher sie arbeiteten. Aber je näher wir der Gegenwart kommen, desto weniger machen die Aufzeichnungen des Einzelnen den Eindruck des Gemeingiltigen; zunächst freilich, weil wir in der größern Nähe genauer das Eigenartige von dem Gemeinsamen zu scheiden wissen, dann aber auch, weil die Mannigfaltigkeit der Charaktere und die Unterschiede der Bildung immer größer werden, je weiter der Vertiefungsproceß der deutschen Seele fortschreitet. Deshalb verlieren die Beispiele für die Empfindung des Lesers wahrscheinlich Einiges von dem

Reiz, welchen frühere Jahrhunderte darbieten. Dazu kommt, daß Aufzeichnungen aus der letzten Vergangenheit weit mehr gekannt und von unseren volksthümlichen Schriftstellern vielfach verwerthet sind. Endlich sind die politische Geschichte wie die Entwicklung des deutschen Geistes seit Friedrich dem Großen durch ausführliche Werke Gemeingut der Nation geworden. Es ist deshalb hier nicht die Absicht, weder in eine Darstellung des wissenschaftlichen Geistes, noch der politischen Verhältnisse hineinzugreifen; nur einige Seiten des Gemüths und solche sociale Zustände, welche vorzugsweise den Charakter des Volkes bestimmt haben, werden dargestellt. Aus ihnen soll die fortlaufende Entwicklung und manche Eigenthümlichkeiten unserer gegenwärtigen Bildung erklärt werden.

Die neue Zeit begann, wie in früheren Bänden dargestellt wurde, durch einen gewaltigen Kampf, in welchem der Deutsche die römische Kirche des Mittelalters sprengte und sich aus dem Glauben an Autorität zu selbstkräftigem Suchen der Wahrheit erhob. Es gelang den Deutschen aber nicht, zu gleicher Zeit das Staatsleben aus den feudalen Unformen des Mittelalters zu einer einheitlichen Monarchie herauszubilden. Das Kaiserhaus der Habsburger wurde eifriger Gegner der nationalen Entwicklung. Unter diesem Gegensatze erhob sich die Macht der einzelnen Landesherren, die politische Schwäche Deutschlands wurde um so fühlbarer, je mehr die gesteigerte Lebenskraft der Nation eine entsprechende politische Kraftentwicklung forderte. Sehr litt darunter der Charakter der Deutschen. Das Pfaffengezänk wurde lange Zeit die einzige wichtige Volksangelegenheit; aber Stolz und Freude am Vaterlande, der ganze Kreis von sittlichen Empfindungen, welche politisches Selbstgefühl auch in dem kleinen Mann lebendig macht, fehlte den Deutschen nur zu sehr.

Seit der Reformation wurde es Schicksal des deutschen Volkes, seinen Charakter unter Verhältnissen zu entwickeln, welche von denen anderer Culturvölker Europas grundver-

schieden waren. In Frankreich wurde die protestantische Partei durch das Königthum blutig niedergeschlagen, der despotische Staat Ludwig's XIV und die Revolution wuchsen aus diesen Siegen heraus. In England kam die protestantische Partei durch die Tudor zur Herrschaft, die Kämpfe gegen die Stuart und die Ausbildung der englischen Verfassung waren die Folgen. In Deutschland folgte dem Gegensatze der Parteien kein Sieg und keine Versöhnung, das schließliche Ergebniß war der dreißigjährige Krieg und die politische Ohnmacht Deutschlands, aus welcher erst die letzte Vergangenheit erhoben hat.

Dieser dreißigjährige Krieg, seit der Völkerwanderung die ärgste Verwüstung eines menschenreichen Volkes, ist das zweite Ereigniß deutscher Geschichte, welches dem Charakter des Volkes eigenthümliche Richtung gab. Der Krieg zerstörte die Volkskraft bis auf Trümmer, er beseitigte allerdings auch die Gefahren, welche einer deutschen Bildung durch das Bündniß des Kaiserhauses mit den Romanen drohten. Er trennte den Kaiserstaat auch politisch von dem übrigen Deutschland; erst allmählich wurde, was durch die Habsburger im Westen an Frankreich verloren wurde, im Osten durch ein anderes Fürstengeschlecht dem deutschen Wesen wieder gewonnen. Der große Zerstörungsproceß des Krieges machte das gemeinsame Staatsleben der Deutschen zu einer hohlen Form, er warf die Deutschen in Wohlstand, Menschenzahl, politischer Gesittung gegenüber ihren Stammgenossen in England um fast zwei Jahrhunderte zurück. Immer wieder muß gesagt werden, daß er wenigstens zwei Drittheile, wahrscheinlich drei Viertheile der Menschen, einen noch größeren Theil ihrer Habe und Nutzthiere vernichtete, daß er Sitte, Kunst, Bildung, Kraft auch der Ueberlebenden verderbte. Aus den Ueberresten deutschen Lebens, welche er zurückließ, entwickelte sich langsam und unbehilflich der neuzeitliche Charakter der Deutschen: Einzelleben unter gewaltthätigen Regierungen.

Es ist die Zeit der langsamen Erhebung unserer Volks-

kraft aus tiefster Niederlage, welche durch Berichte der Zeitgenossen hier geschildert werden soll. Wieder eine große Zeit, aber eine Periode deutscher Entwicklung, deren letzte und höchste Ergebnisse erst jetzt zur Geschichte werden.

Den Deutschen eigenthümlich ist auch der Weg, auf welchem sich das Volk aus so tiefer Versunkenheit erhob. Seltsam wie die Zerstörung, wurde auch die Wiederbelebung. Mehr als eine Nation ist durch äußere Feinde übermächtig bedrängt, ja politisch unterdrückt worden, jede hatte besondere Entwicklungskrankheiten durchzumachen, welche ihr zeitweise ein hoffnungsloses Aussehen gaben; immer aber, solange es Geschichte gibt, hat sich eine neue Erhebung so vollzogen, daß die Kräftigung des Staatskörpers und der geistige Fortschritt Hand in Hand gingen. Als die Hellenen in dem Perserkriege die politische Tüchtigkeit ihres Wesens empfanden, erblühte fast gleichzeitig die griechische Wissenschaft und Kunst; als Augustus der zerfallenden römischen Republik neue Stützen und eine neue Verfassung gegeben hatte, begann sogleich in dem genußsüchtigen Rom eine neue kaiserliche Cultur; von Horaz und Virgil bis Tacitus folgte das geistige Leben dem Geschicke des Staates, jedesmal gab die erhöhte Ausdehnungskraft des Reiches auch den einzelnen Geistern stärkere Spannung und Selbstgefühl. Und wieder als in England der Krieg der weißen und rothen Rose beendet war, als das Volk friedlich um den Maibaum tanzte und ein glänzendes Hofleben die wilden Barone in höfliche Sitte zwängte, als kühne Kaufleute und Abenteurer der spanischen Silberflotte auflauerten und die Gewürze Indiens die Themse hinaufführten, da faßte sich die Volkskraft fröhlich in der größten Dichterseele zusammen, welche den neueren Völkern geworden ist. Selbst in Frankreich gab die glänzende Zwingherrschaft Ludwig's XIV nach den Kriegen der Hugenotten und der Fronde dem beruhigten Lande plötzlich eine glänzende höfische Blüthe der Kunst und Literatur. Ganz anders in Deutschland. Während überall

der Staat einem Körper gleicht, dessen Kraftfülle die Werke des schöpferisch gestaltenden Geistes herauftreibt, entwickelt sich in Deutschland seit dem dreißigjährigen Kriege in einem ganz zerrütteten, abgelebten Staatswesen unter niederdrückenden, verderbenden, demüthigenden politischen Einwirkungen jeder Art allmählich aus der erwachenden Volkskraft eine neue nationale Cultur, zuerst in Abhängigkeit von Fremden, dann selbständiger, freier, zuletzt ein leuchtendes Vorbild für andere Völker, Blüthe der Poesie, Blüthe der Wissenschaft von der höchsten Schönheit, dem höchsten Adel und der größten innern Freiheit; sie entwickelt sich aus Menschen, denen gerade die Zucht des Gemüthes und Charakters fehlte, welche dem Einzelnen nur vergönnt wird, wenn er Theilnehmer an einem großen Staate ist. Die deutsche Bildung des achtzehnten Jahrhunderts war in der That die wundergleiche Schöpfung einer Seele ohne Leib.

Und was noch auffallender ist, diese neue nationale Bildung sollte auf Umwegen dazu helfen, die Deutschen zu politischen Männern zu machen. Aus ihr sollte sich die Begeisterung für einen gefährdeten deutschen Staat, der Kampf dafür, Leidenschaften, Parteien, endlich politische Neubildungen entwickeln. Nie hat eine Literatur solche Rolle gespielt und so große Aufgaben gelöst, als die deutsche von 1750 bis zur Gegenwart. Denn sie ist auch durchaus unähnlich den modernen Versuchen anderer Völkerschaften, welche aus Patriotismus, d. h. aus dem Bedürfniß eines staatlichen Fortschritts, sich eine auf politischen Grundlagen und Zielen beruhende Literatur großziehen. In diesen Fällen dient Kunst und Poesie von Anfang an der Politik, sie wird vielleicht künstlich gepflegt, der wissenschaftliche und Kunstwerth der einzelnen Leistungen gilt wahrscheinlich weniger als der patriotische Zweck. In Deutschland waren die Wissenschaft, Literatur und Kunst nur um ihrer selbst willen vorhanden, die beste schöpferische Kraft, die wärmste Antheilnahme der Gebildeten war allein auf sie

gerichtet, sie waren immer deutsch und vaterländisch, im Gegensatz zu dem übermächtigen Französischen, aber sie hatten, wenige Ausbrüche politischen Zorns oder volksthümlicher Begeisterung abgerechnet, keinen andern Zweck, als der Wahrheit und Schönheit zu dienen. Ja, die größten Dichter und Gelehrten betrachten die staatlichen Zustände, in denen sie lebten, noch als eine gemeine Wirklichkeit, aus welcher die Beschäftigung mit dem Idealen herausheben müsse.

Gerade darum aber, weil Kunst und Wissenschaft der Deutschen nichts wollten als ehrliche Leistungen innerhalb ihrer Gebiete, durchglühten ihre lauteren Flammen das weiche Gemüth der Deutschen, bis es für einen großen politischen Kampf gehärtet war.

Der Zweck dieses Buches ist zu zeigen, wie die Deutschen aus Privatmenschen allmählich durch den Staat der Hohenzollern politische Männer wurden, wie in die lyrischen Einzelleben dramatische Kraft und Spannung kam, wie mit der wachsenden Bildung das Bürgerthum erstarkte, wie es Adel und Bauern seinem Einfluß unterwarf, zuletzt die Besonderheiten der Stände beseitigte und die Charaktere nach seinen Bedürfnissen und Gesichtspunkten zu formen begann.

1.

Die Stillen im Lande.

Der Gegensatz zwischen der epischen Zeit des Mittelalters und einer neuen Periode, welche hier bereits öfter die lyrische genannt wurde, ist auf jedem Gebiete des deutschen Lebens sehr kenntlich, nicht am wenigsten im Reiche des Glaubens. Die katholische Kirche des Mittelalters hatte das Leben jedes Einzelnen durch eine Menge von frommen Bräuchen geweiht und in einen aristokratischen geistlichen Staat eingeschlossen, in dem der Mensch in starrer Gebundenheit mit geringer Selbstthätigkeit festgebannt lebte. Die Reformation zerschlug für den größten Theil Deutschlands diese Fesseln des Volksgeistes, sie setzte freie Selbstbestimmung dem altgewohnten Zwang, innerliche Thätigkeit des Einzelnen den glänzenden Aeußerlichkeiten der alten Kirche gegenüber. Der Protestantismus war aber sowol ein Gebäude von Lehren, als eine Befreiung und Vertiefung des deutschen Gemüthes. In der großen Seele Luther's waren beide Richtungen des neuen Glaubens im Gleichgewicht; je leidenschaftlicher er für seine Erklärung der heiligen Schrift und die Sätze seiner Lehre kämpfte, desto stärker und origineller wurden auch die Gemüthsvorgänge, durch welche er auf eigenen Wegen in freiem Gebet seinen Gott suchte. Es ist jedoch klar, daß der große Fortschritt, der für das Menschengeschlecht durch seine Lehre dargestellt wurde, sehr bald die Folge haben mußte, zwei entgegengesetzte Richtungen im Protestantismus herauszubilden. Die beiden Pole jeder Religion, das Wissen und das Sehnen, das verständige

Umgrenzen der religiösen Erkenntniß und das gemüthvolle Hingeben an das Göttliche mußten sich je nach dem Bedürfniß des einzelnen Menschen und der Bildung der Zeit in den Seelen mit verschiedener Gewalt geltend machen; bald mußte das eine, bald das andere überwiegen, es konnte die Zeit kommen, wo beide Richtungen in Gegensatz und Streit geriethen. Zunächst war der Protestantismus auf Krieg gegen die alte Kirche angewiesen und gegen die Parteien, welche in ihm selbst auflebten als nothwendige Folge größerer Freiheit und Selbstbestimmung. Erbittert war der Kampf für die neubegrenzten Dogmen, vorzugsweise nach dieser Richtung wurde die Seele der Protestanten in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts gezogen. Die unterscheidenden Lehrsätze der einzelnen Kirchen wurden mit einem Scharfsinn und einer Streitlust, welche uns oft bedauernswerth erscheint, immer kleinlicher und spitzfindiger herausgebildet. Es war nicht unnatürlich, daß derjenige seinen Parteigenossen für den besten Christen galt, der mit den Feinheiten der neuen Begriffsbestimmungen vertraut, vorzugsweise in ihnen das Wesen seiner Kirche suchte. Und die unvermeidliche Folge dieser Richtung war, daß gerade in den Theologen, welche sich für die gewissenhaftesten Nachfolger der großen Reformatoren hielten, am wenigsten von dem reichen Gemüthsleben zu finden war, welches die Stifter der neuen Lehre in der That zu Aposteln ihrer Zeit gemacht hat. Denn der Haß war in ihnen größer geworden als die Liebe; und während die Selbstthätigkeit der Geistlichen und Laien vorzugsweise für dialektische Processe und für sophistische Spielereien in Anspruch genommen wurde, verödete das Gemüth, verschlechterte sich die Sittlichkeit. Dagegen kam die Auflehnung. Sie begann schon bei Luther's Leben in Wittenberg selbst, sie regte sich in den Seelen einzelner Universitätsgenossen, welchen die Ansprüche der neuen Theologie peinlich wurden, z. B. in den beiden Schurf, den alten Freunden Luther's, welche mit ihm zerfielen. Sie ist nach den Händeln der Flacianer und

der Ausbreitung des Jesuitenordens in Deutschland überall erkennbar. Das letzte Drittel des sechzehnten Jahrhunderts und die ersten Jahrzehnte des siebzehnten bis zu den Verwüstungen des großen Kriegs erhalten dadurch eine eigenthümliche Bedeutung. Die streitsüchtigen Theologen beherrschen die Höfe und die Landesregierungen, aber durchaus nicht mehr allmächtig das Gemüth des Volkes. Schon vor 1600 ist bei wohlwollenden und patriotischen Männern fast guter Ton, über das widerwärtige Gezänk der Geistlichen zu klagen, unterrichtete Laien sehen darin das Verderben der Nation. Wer über die Zustände Deutschlands spricht, verräth gern, daß er Unterschiede in den Glaubenssätzen nicht für die Hauptsache halte.*) In den zahllosen Zerrbildern und Satiren des dreißigjährigen Krieges wird dieselbe Stimmung sehr auffallend; zwar der Haß gegen die Jesuiten und der Groll gegen den fanatischen Kaiser ist bei zwei Drittheilen des Volkes sehr lebendig, aber die Theilnahme an der eigenen Kirche keineswegs mehr eine Herzenssache, wie hundert Jahre früher; mit bitterer Laune werden einigemal lutherische, calvinistische und katholische Eiferer neben einander verspottet. — Aber auch würdige Geistliche der protestantischen Kirche mahnten zum Frieden, immer wieder wurde eine Vereinigung der getrennten Bekenntnisse versucht,

*) Z. B. die Kriegsschriftsteller Junghans und Jacobi, beide verständige Männer. Ein Vers, der um 1602 bei den deutschen Heeren Geltung hatte und hier aus einer handschriftlichen Sammlung von Recepten und Wundsegen des Büchsenmeisters Theobald Zatzer in Augsburg angeführt wird, drückt eine damals weitverbreitete Volksauffassung in Süddeutschland aus:

Ablasbriff thu ich nicht kauffen,
Zu keiner Walfarth mag ich nit lauffen,
Ich ehr aber Gottes Mutter
Und glaub nicht an Doctor Luther.
Dennoch bin ich kein Papist,
Desgleichen auch kein Calvinist,
Ich glaub an Herrn Jesum Christ,
Der vor mich und mein Sündt gestorben ist.

immer lauter wurde von frommen Schwärmern innigere selbst-thätige Hingabe an Gott gefordert und ein göttliches Leben in der Natur und der Menschenseele gelehrt, welches mit den orthodoxen Lehren im innersten Gegensatze stand. In der That war diese Uneinigkeit und der beginnende Liberalismus die Schwäche des Protestantismus gegenüber seinen eifrigen Gegnern. Denn der Spott der Weltleute, die stille Arbeit der Naturforscher und der Glaube der Gemüthvollen wirkten zunächst noch mehr zersetzend als neubildend und erhebend auf die Seele des Volkes.

Es ist schwer zu sagen, wohin solche liberale und versöhnliche Richtung des Protestantismus die Nation geführt hätte, wenn nicht das Elend über sie hereingebrochen wäre. Der große Krieg aber brachte eine eigenthümliche Abspannung in viele der besten Seelen. Fast jede der kriegführenden Parteien trug ein Glaubenszeichen auf ihrer Fahne, jede brachte unendliches Unglück über das Volk, an jeder wurde sichtbar, wie wenig Taufe und Abendmahl hinreiche, die Bekenner einer Kirche zu guten Menschen zu machen. Als das Kriegsfeuer niederbrannte, war man sehr geneigt, den confessionellen Streitigkeiten einen Hauptantheil an dem eigenen Elende und dem des Landes zuzuschreiben. So war natürlich, daß die kälteren Weltkinder von aller Religion wenig hielten und sich achselzuckend abwendeten, als das alte Gezänk der Geistlichen, das während des Krieges niemals ganz geschwiegen hatte, jetzt wieder auf den Kanzeln und den Märkten zu toben begann. In vielen Landschaften aber war durch Dragonaden und die äußersten Zwangsmittel auch die Masse des Volkes drei-, viermal gezwungen worden den Glauben zu wechseln, auch ihr waren die Bekenntnißformeln deshalb nicht werther geworden, weil sie mehre derselben herzusagen gelernt hatte. So war eine innere Leere und Verödung in das kirchliche Leben gekommen, die mit der Rohheit und den Lastern, die der lange Krieg in die Menschen gebracht hatte, dem ersten

Jahrzehnt nach dem Kriege ein so besonders trostloses Ansehen verleiht. Es gab wenig zu lieben, sehr wenig zu ehren auf Erden.

Und doch hatte gerade in dieser Zeit, wo der Einzelne immer wieder von Todesgefahren umgeben war, ein günstiges Geschick so oft vor dem äußersten Verderben bewahrt. Ueberraschend und furchtbar, wie die Gefahren, ebenso überraschend und wunderbar erschien die Rettung. Daß die Kraft des Menschen nichts sei in diesem ungeheuren Spiele übergewaltiger Kräfte, war jedem tief in die Seele geschrieben worden. Wenn die Mutter sich mit ihren Kindern, während ein Reiterhaufen in der Nähe vorüberzog, zitternd im hohen Getreide barg und in den Augenblicken der Todesgefahr die Gebete des Glaubens murmelte, so war natürlich, daß sie ihre Rettung dem besondern Schutz ihres gnädigen Gottes zuschrieb. Wenn der zerschlagene Bürger in seinem Waldversteck die Hände faltete und feurig betete, daß die Kroaten, welche die Stadt plünderten, seine letzten versteckten Thaler nicht finden möchten, und wenn es ihm später gelang, aus den Kohlen des verbrannten Hauses die Silberstücke herauszuscharren, so war natürlich, daß auch er an besondern göttlichen Schutz glaubte, welcher die gierigen Augen der Feinde abgelenkt hatte. Ueberall, wo ungeheure Schicksale in raschem Wechsel über den Einzelnen hereinbrechen, bildet sich der Glaube an Ahnungen, Vorbedeutungen, natürliche Warnungen. Während die Menge auf Nordlichter und Sternschnuppen, auf Gespenster, den Schrei des Käuzchens, ein unerklärbares Anschlagen der Glocken mit banger Furcht achtete, suchte der feinere Geist die Weisungen des Herrn aus Träumen und himmlischen Offenbarungen zu erkennen. Es ist wahr, der lange Krieg hatte die Seelen gegen das Elend Anderer verhärtet, aber er hatte ihnen die sichere gleichmäßige Kraft zu sehr genommen, und das gedankenlose Starren in eine öde Welt und die kalte Gleichgiltigkeit wurde in den meisten durch Anfälle von plötzlicher Weichheit

unterbrochen, die vielleicht bei unbedeutender Veranlassung hervorbrachen und einen rücksichtslosen Sünder wie plötzlich in Schmerz und Zerknirschung auflösten. Es ist wahr, das Leben war sehr arm an Liebe und Größe, aber das Bedürfniß zu lieben und zu ehren, welches so tief in deutscher Natur begründet ist, suchte nach dem Frieden angstvoll ein Gewaltiges, Hohes, Festes, um dem eigenen verarmten und wankenden Dasein einen Inhalt und rege Thätigkeit zu geben. So klammerte sich der Sinn an die heiligen Bilder des Glaubens, die man sich wieder in stiller Andacht herzlich, hold, vertraulich herzurichten bemüht war.

Aus solchen Herzensbedürfnissen des Volkes entwickelte sich ein neues Leben in der christlichen Kirche. Nicht bei den Nachfolgern Luther's allein, ebenso sehr bei den Reformirten, fast ebenso sehr bei den Katholiken, auch nicht mehr in Deutschland allein und in den Ländern, welche damals in Abhängigkeit von deutscher Bildung waren: Dänemark, Schweden, dem slavischen Osten und Ungarn, fast gleichzeitig in England, sogar früher in Frankreich und Holland, wo religiöse und politische Parteiung durch fast hundert Jahre die Seelen in scharfen Gegensätzen auseinander gezogen hatte. Ja bis in die Ordenshäuser der Jesuiten wirkte dasselbe Bedürfniß eines neuen Idealismus im freudenarmen Leben. In der Geschichte der christlichen Kirche ist dieser Pietismus — wie die neue Richtung von den Gegnern seit 1674 genannt wird — eine vorübergehende Bildung, deren Aufblühen und Hinwelken sich in wenig mehr als hundert Jahren vollendet. Die Einwirkungen aber, welche er auf Cultur, Sitte und Gemüth der Deutschen ausgeübt hat, sind zum Theil noch heut erkennbar. Einzelnes davon ist Erwerb der Nation geworden, und von dieser Einwirkung soll hier kurz die Rede sein.

Da der Pietismus oder der Glaube der Pietät, wie seine Anhänger ihn zuweilen nannten, keine neue Lehre war, welche von einem großen Reformator verkündet wurde, sondern eine

Richtung des Gemüthes, welche zu gleicher Zeit in vielen Tausenden aufbrach, so blieb die große Mehrzahl seiner Bekenner in der ersten Zeit fest in den Dogmen ihrer Kirche stehen. In der That sprach er anfänglich nur weitverbreitete Ueberzeugungen aus, welchen die Besten schon vor dem dreißigjährigen Kriege Ausdruck gegeben hatten: daß nicht die abweichenden Lehrmeinungen, sondern die Uebereinstimmung der religiösen Parteien die Hauptsache des Glaubens sei; daß das persönliche Verhältniß zu Gott unabhängig sei von den Glaubenssätzen; es nütze wenig die Predigt zu hören, das Sacrament zu nehmen, in der Beichte zu erzählen, daß man ein großer Sünder sei, seine Hoffnung auf das Verdienst Christi und nicht auf die eigenen Werke zu setzen, sich allenfalls vor groben Sünden zu hüten und zu bestimmten Stunden ein gedankenloses Gebet zu sprechen. Und doch sei dies das gewöhnliche Christenthum der Geistlichen und Laien, ein toter Glaube, ein äußerlicher Gottesdienst, Buchstabe ohne Geist. Wenig bedeute die Taufe des Kindes ohne die Bekehrung der Erwachsenen, wenig bedeute ein kirchliches Leben, bei welchem der Laie die Güter des Heils fast nur passiv empfange, jeder Einzelne müsse in seinem Herzen das Priesterthum des Lammes aufrichten. So empfanden Tausende.

Von den vielen aber, welche diesem Zuge des Herzens folgten, hat in Deutschland durch mehre Jahrzehnte keiner so großen Einfluß ausgeübt als Philipp Jacob Spener (von 1635—1705). Im Elsaß geboren, wo seit mehr als hundert Jahren die Lehre Luther's und der schweizer Reformatoren einander bekämpften und zusammenflossen, wo die Gelehrsamkeit der Niederländer, ja die frommen Bücher der Engländer geschätzt wurden — war sein frommes Herz durch ernste Schulbildung und unter dem Schutze, welchen ihm vornehme Frauen in schwerer Zeit gewährten, früh im Glauben fest geworden. Schon als Knabe war er strenge gegen sich selbst gewesen; als er einmal gewagt hatte zum Tanz anzutreten, mußte er aus

Gewissensangst den Reihen verlassen. Dann war er Erzieher an einem Fürstenhofe gewesen, hatte zu Basel weiter studirt, zu Genf mit Bewunderung gesehen, wie Jean de Labadie durch seine Bußpredigten die Weinhäuser leerte, die Spieler veranlaßte ihren Gewinn zurückzugeben, und die Lehre von der innern Heiligung und der rücksichtslosen Nachfolge Christi den verwilderten Kindern Calvin's in die Herzen schlug. Von da war Spener nach Frankfurt a. M. als Seelsorger gegangen und hatte dort seit 1666 eine segensreiche Wirksamkeit geübt, welche immer größere Verhältnisse annahm und ihm bald Anhänger durch ganz Deutschland verschaffte. In glücklicher Ehe, in günstigen äußeren Verhältnissen, friedliebend und vorsichtig, von ruhigem Gleichgewicht und zarter Empfindung, ein liebevolles, bescheidenes Gemüth, war er vorzugsweise gemacht, Rathgeber und Vertrauter bedrängter Herzen zu werden. Zumal auf weibliche Naturen übte der feine, gutherzige, würdevolle Mann eine sehr große Anziehungskraft. Er richtete in einer Privatwohnung Versammlungen frommer Christen ein, die vielbesprochenen Collegia pietatis, in denen Bücher der heiligen Schrift erklärt und von den Männern besprochen wurden; die Frauen hörten in besonderem Raume schweigend zu. Als er diese Vorträge später in die Kirche verlegen mußte, verloren sie für Eifrige die Anziehungskraft, welche das Stille, Gewählte der geschlossenen Gesellschaft ausgeübt hatte, es entstanden Parteien, ein Theil seiner Schüler trennte sich von der Kirchengemeinde. Er selbst wurde nach zwanzigjähriger Thätigkeit von Frankfurt nach Dresden, bald darauf nach Berlin gerufen.

Spener selbst war allem Sectirerwesen abhold, schon die Mystik Arndt's, noch mehr die von Jacob Böhme stieß ihn innerlich ab; er mißbilligte, wenn einzelne seiner Freunde die Gemeinschaft der Kirche verließen, er kämpfte durch sein ganzes Leben gegen die Feinde, welche ihn aus der Kirche herausdrängen wollten, und in der letzten Hälfte seines Lebens einen

stillen Kampf gegen die eigenen Anhänger, welche die Dogmen der Kirche öffentlich mit Nichtachtung behandelten. Er selbst war durchaus kein Schwärmer; daß die christliche Religion eine Lehre der Liebe sei, daß man Christi Leben durch das eigene Leben nachahmen und die vergänglichen Freuden der Welt gering achten müsse, daß man nach dem Beispiel des Erlösers seinen Mitmenschen Liebe beweisen müsse, das blieb immer der edle Kern seiner Lehre. Und doch wurde schon durch Einiges in seinem Wesen, ohne daß er es wollte, die Absonderung und Abgeschlossenheit begünstigt, in welcher das religiöse Leben der Pietisten im nächsten Jahrhundert verkümmern sollte. Das Gewicht, welches er auf Privaterbauung und auf das einsame Ringen der Seele nach Gott legte, und vor allem das kritische Mißtrauen, mit welchem er das Weltleben betrachtete, das mußte seine Anhänger sehr bald in einen Gegensatz zu dem Leben der Menge bringen. Bei der inneren Armuth und Dürftigkeit vieler Anspruchsvollen, welche sehnsüchtig sich an ihn klammerten, konnte nicht fehlen, daß die gleichmäßige Art zu empfinden und das Leben zu beurtheilen in kurzem zur Manier wurde, welche sich in Sprache, Haltung, Tracht darstellte.

Immer noch war Gott der liebevolle Vater, welcher durch die Kraft des Gebetes bestürmt und wol bewogen werden konnte zu erhören. Aber das lebende Geschlecht hatte bange Entsagung gelernt und ein leises Flüstern zu Gott war an die Stelle des starken Gebetkampfes getreten, in welchem Luther seinem Herrgott „den Sack vor die Füße geworfen hatte". Die Unerforschlichkeit der Vorsehung war durch furchtbare Lehren tief in die Seele geprägt uud die Fortschritte der Wissenschaft ließen bereits so viel von der Größe der Weltordnung ahnen, daß die Schwäche und Kleinheit des Menschen stärker betont werden mußte. Der Sünder war seinem Gott gegenüber schüchterner geworden, die naive Unbefangenheit der Reformationszeit verloren. Dafür hatte sich in dem lebenden

Geschlecht die Wundersucht gesteigert, eifrig bemühte man sich, auf Umwegen hinter den Willen des Herrn zu kommen. Träume wurden gedeutet, Vorzeichen erkannt, jede schöne Empfindung der eigenen Seele, jeder schnelle Fund, welchen der denkende Geist machte, wurde sehnsüchtig als eine unmittelbare Eingebung Gottes betrachtet. Es war ein volksthümlicher Glaube, zufällige Worte, welche von außen in die Seele fielen, als bedeutsam zu betrachten; dieser Glaube ward jetzt in einen wohlgeordneten Bau gebracht. Wie der Jütländer Steno — jener katholische Bischof zu Hannover, der Bekannte von Leibniz — plötzlich zum katholischen Fanatiker wurde, weil eine Dame aus dem Fenster einige gleichgiltige Worte herunterrief, die der Vorübergehende für einen Befehl des Himmels hielt, ganz ebenso beherrschte das zufällige Wort auch den deutschen Pietisten. Der uralte Aberglaube, welcher schon im Jahre 506 auf dem Concilium von Agde den Christen verboten wurde, kam wieder in Aufnahme: man schlug die Bibel oder das Gesangbuch auf, um aus zufälligem Wortlaut die Entscheidung bei innerer Unsicherheit zu finden, — der Spruch, auf welchen der rechte Daumen traf, war der bedeutsame; — ein Brauch, der noch heut fest in unserm Volke haftet und von den Gegnern schon um 1700 als „Däumeln" verhöhnt wurde. Kam von außen ein Ruf, ein Anerbieten, so war üblich, ein erstes Mal abzulehnen; wiederholte sich die Aufforderung, dann rief der Herr. Es ist leicht einzusehen, daß die gläubige Seele, ohne sich dessen bewußt zu werden, bereits in der Form der ersten Ablehnung einer stillen Neigung des Herzens folgen konnte, welches heimlich ein Ja oder Nein empfahl.

Daß in einer zügellosen Zeit auch die Auflehnung der Besseren gegen das Gemeine und Wilde das Maß überschreitet, ist natürlich. Nach dem Kriege war ein wahnsinniger Kleideraufwand eingetreten, schamlos liebten die Frauen ihre Reize zu zeigen, leichtfertig waren auch die Tänze, roh die Trinkgelage, die Komödien und Romane oft nur eine Sammlung

von Unsauberkeiten. Da war natürlich, daß solche, die sich ärgerten, einfache, dunkle, verhüllende Gewänder wählten und daß die Frauen sich nonnenhaft von Tanz und Lustbarkeiten zurückzogen, das Weintrinken in Verruf kam, die Komödie nicht besucht wurde und jeder Tanz für eine gefährliche Leichtfertigkeit galt. Aber der Eifer ging noch weiter. Auch die laute fröhliche Unterhaltung erschien bedenklich, die Menschenseele sollte immer beweisen, daß sie die vergänglichen Freuden der Welt gering achte. Selbst das Harmloseste, was die Natur dem offenen Sinn des Menschen entgegentrug, ihre lachenden Blüthen, das Singen der Vögel, das durfte nur mit Vorsicht bewundert werden, es galt für unerlaubt, wenigstens am Sonntage, Blumen zu pflücken oder sie gar an Brust und Haar zu stecken. Daß auch ehrenwerthe Leistungen der schönen Künste vor solcher Richtung wenig Gnade fanden, ist natürlich. Malerei und weltliche Musik wurden ebenso gering geachtet, als die Arbeiten der Dichter, in denen die Sorgen einer irdischen Liebe anschaulich dargestellt wurden. Man sollte die Welt nicht dem Erlöser gleich stellen. Die nicht „der Pietät" folgten, lebten in „Gleichstellung der Welt".

Wer sich in solcher Weise gegen die Mehrzahl der Menschen abschließt, der mag sich selbst täglich sagen, daß er in Demuth und Entsagung seinem Gott lebe, er wird nur selten geistlichen Hochmuth von sich fern halten. Es war natürlich, daß die Stillen im Lande, wie sie sich schon früh selbst nannten, ihr Leben für das bessere und würdigere hielten, aber es war ebenso natürlich, daß sich dabei eine geheime Eitelkeit und selbstgefälliges Wesen großzog. Sie hatten so oft den Versuchungen der Welt widerstanden, sie hatten so oft große und kleine Opfer gebracht, dafür erleuchtete sie die Gnade des Herrn, sie waren seine Auserwählten. Ja, ihr Glaube war menschenfreundlich, Christenpflicht üben, Andern Gutes thun in der Wüste des Lebens, wie jener Samariter dem Reisenden. Aber es war doch natürlich, daß sie Theilnahme und

Wohlwollen zumeist solchen zuwandten, welche dieselbe Glaubensrichtung hatten. Und ihr Zusammenhang wurde durch mehre Umstände merkwürdig fest. Es waren zuerst nicht vorzugsweise gelehrte Geistliche, welche der Pietät anhingen, im Gegentheil, die große Mehrheit der Theologen stand bis etwa um 1700 vom orthodoxen Standpunkte gegen sie in Waffen. Sie aber lebten mehr dem Evangelium als dem Gesetz, sie suchten sorgfältig den Schein zu vermeiden, als dürfe der Prediger eine Herrschaft über das Gewissen der Gemeinde ausüben. Das fesselte vorzugsweise die Laien, strenge Geister und warme Herzen aus allen Ständen, Gelehrte, Beamte, Bürger, und wieder nicht wenige Vornehme, auch vom hohen Adel, vor Allem aber die Frauen.

Zum ersten Mal seit der deutschen Urzeit — eine kurze Periode des ritterlichen Frauendienstes ausgenommen — wurden die deutschen Frauen über den Kreis der Familie und des Hauses herausgeführt, zum ersten Mal nahmen sie selbstthätig als Mitglieder einer großen Gesellschaft Theil an den höchsten Angelegenheiten der Menschheit. Gern wurde von den frommen Theologen der Pietät hervorgehoben, daß sich in ihren Gemeinden fast mehr Frauen als Männer befanden, wie fleißig und eifrig die Frauen alle Uebungen der Gottseligkeit durchmachten, daß die Frauen schon am Kreuze stehen geblieben waren, als die Apostel alle davon liefen.*) Ihr inneres Leben, ihr Kampf mit der Welt, ihr Ringen nach Christi Liebe und Erleuchtung von oben wurde von den Vertrauten mit herzlicher Theilnahme beobachtet, sie fanden treue Berather, liebevolle Freunde unter feinfühlenden und ehrenwerthen Männern. Die neue Auffassung des Glaubens, welche viel weniger die Buchgelehrsamkeit betonte als die Empfindung eines reinen Herzens, mußte gerade auf sie wie ein Zauber wirken. Auch das Stille, Abschließende, Aristokratische der Richtung zog sie

*) Joh. Heinrich Reitz, Historie der Wiedergebohrnen, in der Zuschrift.

mächtig an, ja ihre größere Weichheit, die Kraft ihrer unmittelbaren Empfindung und ein reizbares nervöses Leben machte sie besonders geeignet, Rührung, Begeisterung und die wunderbaren Einwirkungen der Gottheit zu empfinden. Schon war die geniale Anna Maria von Schurmann zu Utrecht, wol das gelehrteste aller Mädchen, lange Zeit die Bewunderung der Reisenden, durch Jean Labadie von der Kirche gelöst worden, und das fromme und liebenswürdige Herz hatte (1670) alle ihre Schriften — die doch nichts Unchristliches enthielten — in heiligem Eifer widerrufen. Wie sie, suchten auch andere Frauen ihr Priesterthum vor dem Volke zu vertreten, mehre der frommen Theologen durften sich starker Gattinnen rühmen, welche an ihrer Seite beteten, trösteten, sie selbst bei Widerwärtigkeiten im Glauben stärkten und wie sie Theil an den Erleuchtungen hatten. So kam es, daß Frauen aus allen Ständen die eifrigsten Parteigänger der Pietät wurden. Kaum eine erlauchte oder reiche Familie, welche nicht unter den Damen ihres Hauses eine Fromme zählte und durch das gehaltene Wesen und die sittlichen Ermahnungen derselben zuerst geärgert, allmählich beeinflußt wurde. Gerade für solche vornehme Frauen hatte es einen großen Reiz, den Begabteren ihrer Gemeinde wohlwollenden Schutz zu gewähren. Sie wurden die eifrigsten Gönnerinnen, unermüdliche Proselytenmacher, zuverlässige Vertraute und Helfer bei Bedrängnissen Anderer. Während sie aber für die Bestrebungen ihres Glaubens arbeiteten, erfuhr auch ihr eigenes Leben manche Einwirkung. Sie kamen in Verbindung mit Männern aus verschiedenen Ständen, sie gewöhnten sich mit den Abwesenden schriftlich zu verkehren, sie lernten sich über Geheimnisse des Herzens, über zarte Empfindungen der Seele aussprechen. Geschah das oft in den abgebrauchten Ausdrücken der Gemeinde, es war doch für Viele eine Vertiefung des innern Lebens. Ja es wurde dadurch einiges Neue herausgebildet in dem Gemüth des Volkes.

Die Gewöhnung, über die eigenen Zustände nachzudenken,

auch noch bei starker innerer Bewegung sich selbst zu beobachten, war der deutschen Seele etwas ganz Neues. Oft rührt uns die kindliche Freude, mit welcher jene Frommen die Vorgänge ihrer geistigen Thätigkeit, die Regungen ihres Herzens nachsinnend betrachten. Vieles ist ihnen erstaunlich und überraschend, was wir bei größerer Gewandtheit, das Leben in uns und Andern zu erforschen, nur gewöhnlich finden. Jeder Kreis von Vorstellungen, welche schnell zu einem Bilde, einem Gedanken, einer Idee zusammenschießen, jedes schnelle Aufblitzen eines Gefühls, dessen leitende Fäden sie nicht übersehen, erscheint ihnen wunderbar. Der Bibelspruch, dessen Sinn sie nach längerem Grübeln verstehen, „wird ihnen aufgeschlossen". Ihre Traumbilder, welche bei der emsigen Beschäftigung mit der Schrift häufig biblische Gestalten zeigen, werden von ihnen nach dem Erwachen sorglich in verständigen Zusammenhang gebracht und ohne daß sie sich der erfindenden Zuthat bewußt werden, zu einer kleinen Dichtung abgerundet. Ihre lyrischen Stimmungen formen auch die Tagebücher um, welche bis dahin meist nur ein Verzeichniß der zufälligen Vorfälle gewesen waren, die vertrauten Blätter werden von jetzt mit unbehilflichen Versuchen, durch prächtige Worte ein leidenschaftliches Gefühl auszudrücken, und mit Betrachtungen über das eigene Herz gefüllt. Wenn eine Pietistin kurz nach 1700 schreibt: „Es waren so viele tiefe Gedanken in meinem Herzen, daß ich's nicht ausdrücken kann," oder „Ich hatte große Empfindungen über diese Gedanken," so klingt dergleichen für uns wie eine Aeußerung der jüngst vergangenen Zeit, etwa von Bettine Arnim, welche allerdings in mancher Hinsicht ein Nachklang jener erregten Frauen ist, die einst am Main unter Spener's Leitung beteten. Aus dem Leben drang dieselbe Fertigkeit einer staunenden Selbstbetrachtung in die Poesie: die Lyrik, später auch die Romane.

Ferner begann mit dem Pietismus in Deutschland auch ein neuer gesellschaftlicher Verkehr. Selten war den Häuptern

der frommen Gemeinden ein ruhiges Leben beschieden, sie wurden hin und her versetzt, verjagt, umhergetrieben. Die Jüngeren, welche Lehre, Trost, Erleuchtung suchten, thaten deshalb Reisen oft in entfernte Landschaften. Ueberall fanden sie verwandte Seelen, Gönner, Bekannte, oft gute Aufnahme und gastlichen Schutz auch von Fremden. Wer nicht selbst reiste, liebte doch an Geistesverwandte über seine Stimmungen, über Versuchung und Erleuchtung zu schreiben. Auch das war neu. Solche Briefe wurden herumgetragen, abgeschrieben, weit verschickt. Es war der Anfang des Briefcultus. So entstand ein stiller Zusammenhang der frommen Seelen durch ganz Deutschland, eine neue menschliche Verbindung, welche zuerst die Vorurtheile des Standes durchbrach, die Frauen zu angesehenen Mitgliedern einer geistigen Genossenschaft machte, ein Verkehr, dessen Hauptsache das innere Leben der Einzelnen war. Und dieses gesellschaftliche Treiben der Frommen aus der Zeit von Spener hat noch hundert Jahre später Form und Wesen des Verkehrs der schönen Seelen bestimmt; ja das menschliche Verhältniß unserer großen Dichter zu deutschen Fürsten und vornehmen Frauen ist vielleicht nur möglich geworden, weil die Stillen im Lande in ähnlicher Weise an den Höfen gelebt haben. Auch der äußere Brauch blieb derselbe, die Besuche der Reisenden, die Briefe, die stillen Gemeinden der Feinfühlenden. Und die Empfindsamkeit des Wertherzeitalters ist nur eine Stieftochter von der Gefühlsseligkeit des alten Pietismus.

Auch die segensreiche Einwirkung, welche die Pietisten auf Sitte und Zucht des Volkes ausübten, ist nicht niedrig anzuschlagen; sie wurde allerdings dadurch beeinträchtigt, daß sie sehr geneigt waren, sich von der Menge abzuschließen. Ueberall aber, wo die Thätigkeit, welche Spener als Seelsorger geübt hatte, Nachahmung fand, vollends wo der Pietismus in der Landeskirche zur Anerkennung kam, wurde das praktische Christenthum der neuen Lehre erkennbar. Wie

Spener brachten seine Nachfolger die Kinderlehren in Ansehen, gern benutzten sie diese Stunden, wo die jungen Seelen der Gemeinde und die Herzen der Eltern sich ihnen aufschlossen, um bedeutsame Tagesereignisse zu beurtheilen und praktische Anwendungen ihrer Lehre zu machen. Sie waren es, welche zuerst nach dem verwüstenden Kriege mit warmem Herzen für die Volksschulen sorgten, auf sie müssen die ersten Anfänge einer geordneten städtischen Armenpflege in größeren Städten zurückgeführt werden. Es ist bekannt, wie die deutschen Waisenhäuser durch sie eingerichtet wurden; dem Beispiel Francke's in Halle folgte man in vielen andern Städten, die großen Anstalten wurden von den Zeitgenossen wie ein Wunder angestaunt. Und für alle Zeit soll unser Volk mit besonderem Antheil auf diese Stiftungen unserer frommen Vorfahren sehen. Denn sie sind die ersten gemeinnützigen Unternehmungen, welche durch freie Privatbeiträge Einzelner aus ganz Deutschland gegründet werden. Zum ersten Mal wurde durch sie dem Volke in das Bewußtsein gebracht, wie Großes durch das Zusammenwirken vieler Kleinen geschaffen werden könne. Daß diese Erfahrung dem Volke damals wie ein Märchen erschien, ist nicht auffallend, wenn man erwägt, daß durch die Stillen in den Jahrzehnten vor und nach 1700 aus den Ländern deutscher Zunge weit mehr als eine Million Thaler für Waisenhäuser und ähnliche wohlthätige Anstalten zusammengebracht worden sein muß, — allerdings nicht nur aus Privatkassen; — aber in dem armen noch dünn bevölkerten Lande haben solche Summen eine Bedeutung.

So bereitete der Pietismus nach vielen Richtungen große Fortschritte vor, und das Beste, was er seinen Gläubigen bot, eine Steigerung des Pflichtgefühls und eine größere Innigkeit der Empfindung, das ging aus den stillen Gemeinden auch in die Seelen von vielen tausend Weltkindern über; er trug kaum weniger als die Wissenschaft des beginnenden Aufklärungs-

zeitalters dazu bei, das wilde und rohe Treiben, welches in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts überall abstößt, zu mildern und dem Familienleben der Deutschen wenigstens in den Städten größere Einfachheit, Ordnung und Zucht zu geben. Die Familien, aus denen unsere großen Gelehrten und Dichter herausgewachsen sind, das Vaterhaus von Goethe, Schiller und Kant, zeigen die Einwirkungen, welche die Pietät auf die letzten Geschlechterfolgen der Vorfahren ausgeübt hatte.

Daß viele der Pietisten sich schnell in Wunderlichkeiten und auf gefährlichen Abwegen verlieren mußten, ist freilich begreiflich.

Es war natürlich, daß denen, welche nach inneren Kämpfen und langem Ringen die Kraft zu einem gottseligen Leben gewonnen hatten, die Erhebung des sündigen Menschen zur Hauptsache wurde; und da man überall sehnsüchtig eine unmittelbare Einwirkung Gottes auf das eigene Leben suchte, so lag nahe, auch diese Erweckung einer besondern Begnadigung des Herrn zuzuschreiben und die Stunde, in welcher die Erleuchtung und Heiligung des eigenen Wesens durch Offenbarung des Göttlichen stattfand, angstvoll zu erflehen, und wenn nach hoher Spannung der Seele die Verzückung eintrat, diese als den Anfang eines neuen gottbegnadeten Lebens zu betrachten. Auch Luther hatte nach der Erleuchtung gerungen, auch er hatte das Entzücken der Erhebung, innern Frieden, Ruhe, Klarheit, Gefühl der Ueberlegenheit über die Welt empfunden. Aber es war bei ihm und den kräftigen seiner Zeitgenossen ein immerwährender Kampf und ein häufig wiederholter Sieg gewesen, ein gewaltiger seelischer Vorgang, der ihm selbst zwar zuweilen wundervoll erschien, der aber bei seiner gesunden starken Natur nichts Kränkliches hatte und dessen besondere Formen, die Kämpfe mit dem Teufel, nur die natürliche Folge des naiven und treuherzigen Volksglaubens waren, welcher die alten Hausgeister und Kobolde unserer heidnischen Ahnen in christliche Engel und Teufel verwandelt hatte. Die

neuen Frommen dagegen lebten in einer Zeit, in welcher das Leben der Natur und des Menschen bereits viel verständiger nach Ursache und Wirkung aufgefaßt wurde, wo eine Menge von wissenschaftlichen Vorstellungen volksthümlich war, wo ein praktischer weltlicher Sinn, der sich weniger leicht Selbsttäuschungen hingab, überwog, wo Begeisterung und große Ideen selten das Menschenherz erhoben. Schon lagen die Anfänge des Rationalismus in den Seelen der Zeitgenossen. In solcher Zeit war die Wiedergeburt, die Stunde der Erweckung keine Stimmung, welche leicht kam, kein Zustand, in den man sich bei gesundem Nervenleben ohne eine gewisse Gewaltsamkeit versetzen konnte. Man mußte lange darauf warten, sich angestrengt vorbereiten, Körper und Seele dazu zwingen; mit einer Selbstbeschaulichkeit, in der schon etwas Ungesundes lag, belauerte man ängstlich die eigene Seele, ob der Zeitpunkt nahe sei, ob man die Erweckung habe. Und dieser Augenblick der Erweckung selbst sollte ein durchaus von aller andern menschlichen Stimmung verschiedener sein. Um die Ueberzeugung hervorzubringen, daß er gekommen sei, reichte den meisten Naturen auch nicht mehr die Stimmung aus, welche die kräftigen Reformatoren nach schweren Gewissenskämpfen beglückt hatte, und welche zu allen Zeiten auf dem Menschenantlitz wie ein Abglanz des Göttlichen ruhen wird: der Friede und die Heiterkeit, wie sie nach starker schöpferischer Arbeit des Geistes, nach dem siegreichen Ende eines Kampfes zwischen Pflicht und Neigung kommen. Jener Durchbruch der Gnade bei den Pietisten war wenigstens häufig von Entzückungen, Gesichten und ähnlichen pathologischen Erscheinungen begleitet, welche zu keiner Zeit gefehlt haben, die man aber damals als die höchsten Genüsse und Ziele des Erdenlebens mit Leidenschaft aufsuchte, mit Bewunderung berichtete. Es sollte in kurzem klar werden, daß gerade die Erweckung die Klippe war, an welcher der Pietismus zu Grunde ging.

Auch das Lesen in der Schrift mußte bei solcher Richtung

allerlei besondere Gefahren bereiten. Wer die heiligen Bücher deutete und die Ueberzeugung hatte, daß Gott ihn mit unmittelbaren Einwirkungen begnadige, der war in der unglücklichen Lage, jeden zufälligen Einfall, der ihm bei einer Stelle kam, für eine unfehlbare Offenbarung zu halten. Nun machte aber die Sehnsucht der schwachen Zeit nach besseren Zuständen und die besondere Neigung der Frommen nach Erleuchtungen die prophetischen Bücher des Alten und Neuen Testaments besonders lockend. So kam es, daß die Pietisten aus ihnen eine Menge von Enthüllungen und Prophezeiungen herauslasen. Es ist fast zufällig und nicht von Wichtigkeit, zu welchen Ergebnissen sie gerade kamen. Die Beschäftigung aber mit den dunkleren Stellen der Propheten und vollends mit der Offenbarung Johannis, welche noch Luther eine Zeit lang vertraulich für ein verworrenes und unangenehmes Buch erklärt hatte, trug nicht dazu bei, ihr Urtheil klarer und ihre wissenschaftliche Bildung tüchtiger zu machen, denn noch hatte ihre Zeit den Schlüssel zum Verständniß dieser Aufzeichnungen nicht gefunden. Dazu kam, daß die Sprachkenntnisse auch der Gelehrten meist ungenügend waren, obgleich nach dem Vorbilde der Schurmann bereits hier und da ein frommes Fräulein Hebräisch lernte. Nicht lange, und der Mehrzahl erschien alle weltliche Wissenschaft unnütz und schädlich.

So drohten dem Pietismus sofort nach seinem Aufkommen in Deutschland große Gefahren. Aber das Leben der älteren Pietisten, welche von Frankfurt aus sich über Deutschland verbreiteten, ist doch noch einfacher und harmloser, als das spätere Treiben zu Halle und unter den Sondergemeinden des achtzehnten Jahrhunderts.

Uns sind zwei Selbstbiographien frommer Seelen aus der Schule Spener's erhalten, welche auch andere Richtungen des deutschen Lebens gut beleuchten. Beide gehören zusammen, es ist Mann und Frau, welche sie uns hinterlassen haben, gutherzige Menschen von warmem Gemüth, einiger Gelehr-

samkeit und nicht vorzugsweise kräftigem Gefüge des Geistes, der Theologe Johann Wilhelm Petersen und seine Gattin Johanna Eleonore geb. von Merlau. Nachdem die Gatten sich nicht ohne einen angenehmen Wink Gottes ehelich verbunden hatten, führten sie mit einander ein geistliches Leben; einträchtig, wie ein Vogelpaar, flatterten sie durch Anfechtungen und Beschwerden dieses Erdenthals. Gemeinsam kamen ihnen die himmlischen Tröstungen und Offenbarungen, oft mußten sie von einem Zweig auf den andern fliegen, weil das Lied, welches sie zusammen eingeübt hatten, der Welt für schwärmerisch galt. Bei den besten unter den Stillen aber blieben sie bis an ihr Lebensende in Ansehen, zuverlässig wegen ihrer Herzensgüte, welche auch durch die fromme Eitelkeit nicht erstickt wurde. Der Mann, von Haus eine fleißige und pflichtgetreue Natur mit poetischer Empfindung und dem Bedürfniß sich anzulehnen, von nicht unbedeutender philologischer Bildung, wird offenbar durch die entschlossenere Frau, welcher ihr „weltlicher Adelsstand" auch unter den Frommen Ansehen gibt, sehr beeinflußt. Erst seit seiner Verheiratung ist unruhige Erregung, zuweilen eine Maßlosigkeit des Eifers in ihm sichtbar. Die Frau aber, einige Jahre älter als er, hatte einst an kleinem Fürstenhofe ihre strenge Frömmigkeit im Kampfe gegen das Cavalierleben herausgebildet, man darf aus ihrer Lebensbeschreibung schließen, daß sie nicht frei von Ehrgeiz und Herrschsucht, und nicht ohne einen Beisatz von herber Strenge war. Ihr langer stiller Widerspruch hatte sie übereifrig gemacht, und die fromme Frau Baur von Eyseneck, bei welcher sie später in Frankfurt lebte, gehörte ebenfalls zu den begeisterten Gemeindegliedern, welche Conventikel hielten und ihrem Seelsorger Spener deshalb Kummer machten. So ist anzunehmen, daß vorzugsweise der Einfluß der Frau den Gatten auf dem Wege forttrieb, der ihn zuletzt aus seinem Amte entfernte und als Schwärmer und Chiliasten in Verruf brachte. Aber durch den Haß der Orthodoxen ist beiden Unrecht

geschehen, sie waren ehrlich, auch da, wo sie Auffallendes verkündeten. Hier werden zuerst die Jugendjahre der Frau, dann einige hierher gehörige Züge aus dem Leben des Mannes mit ihren eigenen Worten berichtet. Johanna Eleonore Petersen, geb. von und zu Merlau (geboren 1644, den 25. April), erzählt von sich Folgendes.*)

„Die Furcht des Herrn hat mich bewahret und seine Güte und Treue hat mich geleitet.

Den Trieb seines guten Geistes habe ich von zarter Kindheit an empfunden, aber demselben guten Geist aus Unwissenheit oft widerstrebt. Ich habe ihm in meinem weltlichen Adelstand große Hindernisse bereitet, weil ich ihm die Welt gleichstellte, bis mir das Verständniß kam und bis das heilbringende Wort eine kräftige Ueberzeugung in mir gewirkt hat. Denn als ich ungefähr vier Jahr alt war, traf es sich, daß meine lieben Eltern, welche der Kriegsunruhe wegen in Frankfurt gewohnt hatten, wieder auf's Land zogen, weil überall Friede war. Sie hatten schon Vieles auf's Land bringen lassen, und die selige Mutter war mit mir und meinen beiden Schwestern auf einem Gute bei Hettersheim, Philippseck genannt, und besorgte nichts Uebels. Da kam das Dienstvolk und berichtete, wie ein ganzer Trupp Reiter käme, worauf denn jeder geschwind das Seine auf die Seite brachte und die selige Mutter mit drei kleinen Kindern allein ließ, von denen das älteste sieben, ich vier Jahr und das dritte an der Brust war. Da nahm die selige Mutter das jüngste an die Brust, uns beide an die Hand, und ging ohne Magd nach Frankfurt, welches eine große halbe Meile entfernt war. Es war aber im Sommer, die Frucht stand auf dem Felde, und man konnte den Schall der Soldaten hören, welche etwa einen Pistolenschuß von uns marschirten. Da wurde der seligen Mutter sehr bange und ermahnte uns zum Gebet.

*) Lebens Beschreibung Johannis Wilhelmi Petersen. 1717; 2te Aufl. 1719. 8. — Leben Frauen Johannä Eleonorä Petersen. 1718; 2te Aufl. 1719. 8.

Als wir aber zum äußeren Schlage der Stadt kamen, wo wir in Sicherheit waren, setzte sich die selige Mutter mit uns nieder und vermahnte, dem höchsten Gott zu danken, der uns behütet. Da sprach meine älteste Schwester, die drei Jahr älter war als ich: „Warum sollen wir jetzt beten? Jetzt können sie ja nicht mehr zu uns kommen.“ Da habe ich in meinem Herzen einen rechten Schmerz über diese Rede gehabt, daß sie Gott nicht danken wollte, oder meinte, daß es nun nicht nöthig wäre. Das verwies ich ihr mit brünstiger Liebe gegen den Herrn, dem ich von Herzen dankte. — Item als ich beredet wurde, daß die Bademutter die Kinder aus dem Himmel holte, habe ich großes Verlangen gehabt mit der Bademutter zu reden, habe ihr anbefohlen, den Herrn Jesum herzlich zu grüßen, und von ihr zu wissen begehrt, ob der liebste Heiland mich auch lieb hätte. Das waren die ersten Kinderbewegungen, deren ich mich noch genau erinnern kann.

Als ich in das neunte Jahr ging, wurden wir mutterlose Waisen und erging es uns nicht zum Besten. Denn der Vater hielt sich fünf Meilen von unserm Gute bei Hofe auf, und nahm zu uns Kindern eine Schulmeisterwitwe ins Haus. Diese hatte ihre eigenen Kinder im Flecken und wandte ihnen zu, was uns gebührt hätte, ließ es uns aber fehlen, so daß wir oft gern nahmen was Andere nicht mochten. Auch geschah es durch ihre Praktiken, daß sie uns oft bei Abendzeit im Hause allein ließ. Dann kamen gewisse Leute, die sich in weiße Hemden gekleidet, ihre Gesichter mit Honig bestrichen und Mehl hineingestreut hatten; sie gingen mit Lichtern im Hause herum, brachen Kisten und Kasten auf und nahmen daraus, was sie wollten. Darüber bekamen wir solche Furcht, daß wir uns zusammen hinter den Ofen setzten und vor Angst schwitzten. Solches geschah so lange, bis das Haus sehr ausgeräumt wurde. Weil aber der Vater sehr hart gegen uns war, hatten wir nicht das Herz etwas zu klagen, wir waren nur froh, wenn er wieder fortgereist war, und

litten das Unwesen so lange, bis einst der von Praunheim, der nunmehr meine Schwester hat, uns besuchte, welcher damals noch sehr jung war. Dem klagten wir unsere Noth, und er nahm sich vor, im Hause verborgen zu bleiben bis an den Abend und zu sehen, ob das Gespenst wieder kommen wollte. Als es nun kam und gleich nach dem Schranke ging ihn aufzubrechen, da sprang er hervor und wurde gewahr, daß es Leute aus dem Flecken waren, Söhne eines Wagners, welche gute Bekanntschaft mit der Witwe hatten, die uns behüten sollte. Aber weil er allein war, sprangen sie davon und wollten's nicht zugeben, daß sie es gewesen wären. Doch kam das Gespenst nicht wieder und wir erhielten auch Vieles zurück, was sie auf den Boden über der Küche geschleppt hatten.

Diese Witwe schaffte der selige Vater ab und wurde ihm eine Capitänsfrau vorgeschlagen, welche in der Haushaltung und andern Geschicklichkeiten berühmt war; da meinte der selige Vater uns gar wohl versorgt zu haben, aber es war eine unchristliche Frau, die ihre Soldatenstücke noch nicht vergessen hatte. Denn als sie einst eine Menge fremder kalekutischer Hühner auf dem Wege sah, ließ sie dieselben ins Haus treiben, griff das beste und die andern ließ sie wieder fortjagen. Zu diesem ihrem gestohlenen Braten wollte sie trockenes Holz haben und schickte mich um solches zu erlangen auf einen hohen Thurm, der fünf Stockwerk hoch und viereckig gebaut war. Dort war unter dem Dache ein Taubenhaus gewesen, wo lose dürre Breter lagen, von diesen Bretern sollte ich ihr holen. Und als ich einige heruntergeworfen hatte und eins abreißen wollte, das noch an einer Stelle fest war, schlug ich zurück, fiel zwei Stockwerke hoch hinab und kam an eine Treppe zu liegen; hätte ich mich umgewendet, so wäre ich noch zwei Stockwerk tief gefallen. Ich lag aber etwa eine halbe Stunde in Ohnmacht, und als ich wieder zu mir selbst kam, wußte ich im Anfang nicht, wie ich dorthin gekommen, stand auf

und fühlte, daß ich sehr matt war, ging die Stiege hinunter und legte mich in das Bett, das in einem Gemache desselben Thurmes stand, auf welchem der selige Vater zu schlafen pflegte, wenn er zu Hause war. Dort schlief ich etliche Stunden, und hernach stand ich auf und war frisch und gesund. Es war aber während der Zeit keine Nachfrage nach mir geschehen, und als ich sagte, daß ich gefallen wäre, bekam ich Scheltworte, warum ich mich nicht vorgesehn. Ich ging aber auf die Seite und wollte nichts von dem gestohlenen Braten essen; es erschien mir als eine rechte Schmach, und ich hatte doch nicht das Herz etwas zu sagen.

Als ich nun in das eilfte Jahr ging, wurde meine selige Schwester, die drei Jahr älter war, zum Pastor geschickt, daß sie wegen des heiligen Abendmahls unterrichtet werden sollte. Da bekam ich solche Lust und wollte gern mitgehen, der selige Vater aber wollte mich nicht dazu lassen, weil ich kürzlich erst zehn Jahr alt geworden. Ich aber hielt so lange an, bis der Vater darein willigte, wenn der Herr Pastor mich für tüchtig halten würde. Dieser kriegte mich vor und fragte mich nicht allein nach den Worten, sondern auch nach dem Verstande der Worte. Da gab mir Gott solche Gnade in den Antworten, daß der Herr Pastor vergnügt war und mich zuließ.

Etliche Zeit darnach kam meine Schwester nach Stuttgart, und ich mußte die Haushaltung über mich nehmen und von allem Rechenschaft geben, was mir sehr schwer war, weil der selige Vater, so oft er nach Hause kam, mir sehr hart begegnete, und Alles, was zerbrochen oder sonst nicht recht nach seinem Sinne war, von mir forderte, und mich oft, wenn ich unschuldig war, hart strafte. Darüber bekam ich solche knechtische Furcht, daß ich zusammenfuhr, wo ich nur eine Stimme hörte, die der Stimme meines Vaters ähnlich war. Darüber habe ich manchen Seufzer zu meinem Gott geschickt; aber wenn er wieder weg war, wurde ich gutes Muths, sang und sprang und war sehr fröhlichen Geistes. Dabei hatte ich aber einen

rechten Ekel vor Allem, was nicht sittsam oder kindlich war, mochte auch nichts mit dem Hochzeit- oder Kindtaufspielen der Mädchen und dergleichen zu thun haben, denn ich schämte mich davor.

Mit zwölf Jahren wurde ich an den Hof gethan, zu der Gräfin von Solms-Rödelheim. Diese hatte es in den sechs Wochen bekommen, daß sie bisweilen nicht recht bei Sinnen war. Damals aber ging es noch ziemlich mit ihr. Als sie aber bald darauf entbunden wurde und zwei Kinder zugleich bekam, einen jungen Herrn und ein Fräulein, wurde es von Tag zu Tag schlechter mit ihr, sodaß sie mich öfter für ihren Hund ansah, welcher ein kleines Löwenhündchen war, und mit seinem Namen nannte und mich schlug wie ihn. Auch geschah es oft, daß wir auf dem Wasser fuhren, denn in Winterszeit sind die Wiesen zwischen Frankfurt und Rödelheim ganz mit Wasser überlaufen, sodaß das Wasser in die Kutschen ging; da fuhren die Kutschen ledig, wir aber auf einem Kahn, bis wir wieder am Ende des Wassers einstiegen. Wenn wir so fuhren, hat sie mich oft ins Wasser stürzen wollen, ich sollte als ihr Hündchen schwimmen, aber der Höchste hat mich bewahrt. Einmal wurde ich gewahr, daß sie aus ihrem Schranke ein Messer mit einer Scheide zu sich steckte; ich sagte es der Kammermagd, welche schon etwas ältlich war, diese aber wollte mir kein Gehör geben und meinte, die Gräfin hätte kein Messer, es wäre Kinderei von mir. Es ging aber aus der Gräfin Schlafkammer eine Thür in unsere Kammer und eine andere Thür in des Grafen Gemach. Als es nun Nacht war, wollte ich mich nicht niederlegen, weil mir das Messer im Sinne lag, die Kammerfrau aber zürnte mit mir und drohte dem Grafen zu sagen, daß ich mich so kindisch stellte, doch ich legte mich nur mit den Kleidern aufs Bett. In der Nacht aber hörte ich einen Tumult, ich weckte Alle auf und stieg aus dem Bett. Da hörten sie den Grafen aus der Kammer laufen, und sofort kam die Gräfin und hatte das Nachtlicht und das bloße Messer

in der Hand. Als sie uns nun alle wach sah, erschrak sie und ließ das Messer fallen; da sprang ich zu, als wollt' ich ihr das Messer langen, lief aber damit zur Thür hinaus und im Dunkeln die Treppe hinab. Als ich auf der Treppe war, hörte ich den Grafen rufen: „Wo ist meine Gemahlin?" Dem antwortete ich, daß ich das Messer hätte. Ich war aber so furchtsam, daß ich mich nicht wieder umzukehren getraute, sondern ich ging in einen Saal, welcher der Riesensaal genannt ward und sehr unheimlich ist, da blieb ich. Die Kammerfrau aber war eine Leibeigene von der Frau Mutter der Gräfin aus Böhmen, die ging weg und kam nicht wieder; da war ich etliche Wochen ganz allein um die Gräfin, mußte sie aus- und ankleiden, was mir sehr hart ankam.

Es erfuhr aber der selige Vater von Andern, daß ich in solcher Gefahr war, und nahm mich da weg. Hernach kam ich etwa fünfzehn Jahr alt zu der Herzogin von Holstein, einer gebornen Landgräfin von Hessen, welche dem Herzog Philipp Ludwig aus dem Sonderburgischen Hause vermählt war. Der Herzog hatte aus der ersten Ehe eine Prinzessin, welche gerade an den kaiserlichen Kammerpräsidenten Grafen von Zinzendorf verheiratet wurde. Für diese fürstliche Braut wurde ich zur Hofjungfer angenommen, ihre Kammerjungfer war eine von Steinling, die schon an dreißig Jahr alt war. Gleich nach meiner Ankunft wurde die Reise nach Linz angetreten, wo das Beilager sein sollte. Wir fuhren auf der Donau und es ging sehr lustig zu, die Pauken und Trompeten gaben einen schönen Ton auf dem Wasser, und überall auf der ganzen Reise wurden wir sehr herrlich empfangen auf Veranstaltung Derer, die gesandt waren die fürstliche Braut zu holen. Es kam mir auf meine vorige Angst sehr fröhlich vor, und ich hatte keine Sorge, als daß ich dachte: Wenn's nur der Seele nichts schadet, weil ich an einen papistischen Ort kam. So oft wir nun in das Quartier kamen, suchte ich ein Gemach, wo niemand war, fiel auf meine Knie und bat, Gott möchte das alles hindern,

was mir an meiner Seligkeit schädlich sein könnte. Dies Beiseitgehen merkte das Kammermädchen der Braut, schlich mir einst nach und wollte sehen, was ich doch allein machte, da sie mich noch für sehr kindisch ansah, weil ich sehr schmal war. Als sie mich aber auf den Knien betend fand, ging sie still wieder zurück, ohne daß ich wußte, daß sie mich gesehen hatte. Aber als einst die fürstliche Braut mich fragte, ob ich auch betete, antwortete die Kammerjungfer, man dürfe keine Sorge um mich haben. Da merkte ich, daß sie mich im Gemach wahrgenommen hatte. Als wir nun nach Linz kamen, war das Beilager auf dem kaiserlichen Schlosse und ging Alles sehr prächtig zu. Am andern Tage mußte die fürstliche Braut in die Schloßcapelle gehen, da ward ein Segen über sie gesprochen und ein goldner Becher voll Wein gegeben, das nannten sie den Johannissegen, daraus mußte der Graf und sie trinken. Da geschah es, daß nach dem Beilager, als jedes wieder an seinen Ort ziehen wollte, unter der Herrschaft ein Disputat meinetwegen entstand. Der Graf von Zinzendorf nämlich sagte, er könnte nur das Kammerfräulein (wie man dort die adligen Jungfern nennt) an seine Tafel nehmen, die andere müßte mit der Hofmeisterin speisen. Das wollte der Herzog nicht zugeben, indem er sagte, daß die Hofmeisterin nur bürgerlichen Standes wäre, ich aber wäre von einem alten Hause und nicht geringer als die andere; er könnte es nicht verantworten, daß ein so großer Unterschied zwischen uns gemacht würde, ich wäre seiner Gemahlin Taufpathe.

Als aber das nicht helfen wollte, ward beschlossen, daß ich wieder mit der Herzogin zurückkehren sollte, und als mir auch die Ursache angesagt wurde, däuchte sie mir gar wunderlich, denn es war mein Wunsch, allein mit der Hofmeisterin zu speisen, lieber als an des Herrn Tafel. Aber ich wußte nicht, daß es die Barmherzigkeit Gottes so fügte, und daß mein armes Gebet so gnädig erhört wurde; denn nach Verlauf einiger Jahre fiel die Fürstin und alle Personen, die

mit ihr gekommen waren, zur päpstlichen Religion. Damals aber war ich sehr betrübt, daß ich wieder zurücksollte, ich dachte, man könnte meinen, ich hätte mich nicht recht geschickt, auch war mir bange, wieder unter die harte Zucht des seligen Vaters zu kommen.

Da der Herzog von Holstein aber Wiesenburg von Kursachsen überkommen hatte, zehn Meilen von Leipzig, eine Meile von Zwickau, und dort wohnte, da beliebte der Herzogin, mich bei sich zu behalten. Ich übte mich in allerlei Geschicklichkeiten, so daß ich sehr beliebt wurde, auch im Tanzen hatte ich vor Andern den Preis, was mir die Eitelkeit lieb und angenehm machte; auch zur Kleiderpracht und dergleichen Nichtigkeiten hatte ich rechtes Belieben, weil es mir wohl anstand und ich von jedermann gerühmt wurde. Niemals sagte mir jemand, daß es nicht recht wäre, man lobte solche Eitelkeiten an mir und hielt mich für gottselig, weil ich gern las und betete und zur Kirche ging und oft die Predigt in allen Punkten wieder erzählen konnte; ich wußte, was das vorige Jahr über denselben Text gepredigt worden. Ich ward von Geistlichen und Weltlichen für eine gottselige Jungfrau gehalten, und doch führte ich meinen Wandel noch mit weltlichen Gedanken und war in die wahre Nachfolge Christi noch nicht getreten.

Da fügte es die Barmherzigkeit Gottes, daß ein Oberstlieutenantssohn vom Geschlecht Brettwitz in mich verliebt wurde, und als er durch seinen Vater bei meiner Herrschaft und nachher bei meinem seligen Vater um mich ansuchte, da hieß es auf allen Seiten: ja. Er sollte ein Jahr als Cornet hinausziehen, dann sollte er die Compagnie des Vaters haben, der Oberstlieutenant unter dem Kurfürsten von Sachsen war. Da er nun hinauskam in den Krieg, hörte ich oft von Andern, daß sein Leben nicht gottselig, sondern nach der Welt war; da betrübte ich mich heimlich und lag auf meinem Angesichte vor Gott und flehte, daß entweder sein Gemüth oder unser

Verlöbniß geändert werden möchte. Ich wußte aber nicht, daß der Höchste solches geschehen ließ, damit ich vor anderen adligen Heiraten behütet würde; denn ich war damals noch sehr jung und es fiel manche Gelegenheit zu heiraten vor, denen allen ich durch diese Verlobung auswich, obgleich auf seiner Seite schon an manche Andere gedacht worden war, da er in der Fremde sich bald hier, bald da engagirt hatte. Das währte etliche Jahre, in denen ich viele heimliche Betrübnisse hatte, welche die Freude der Welt sehr in mir dämpften. In diesen Jahren geschah eine zehnmalige Veränderung mit dem Brettwitz, daß er allemal anderes Sinnes wurde und seinen Sinn auf Andere stellte; und wenn mit solchen nichts wurde, kehrte er immer wieder um und schrieb von Beständigkeit, welches ich alles dem Höchsten anheimstellte und mich mit Gott näher zu vereinigen suchte. Dabei wurde mir manche Erquickung durch die heilige Schrift mitgetheilt, zuweilen im Schlaf durch göttliche Träume, wo ich mit solcher Kraft die Worte der Schrift redete und darüber aufwachte, daß meine Gespielin, welche ein gottseliges Herz hatte, oft sehr darüber betrübt wurde, daß sie dergleichen nicht empfing. Diese tröstete ich immer damit, daß sie mich als ein Kind ansehen sollte, welches vom Vater mit Zucker gelockt würde, sie aber wäre bewährt und hätte solche Lockungen nicht nöthig. Und das ging mir von Herzen. Denn ich sah wohl, daß die Welt mich an sich zog wegen des freudigen Geistes, der in mir war, mein Gott aber zog mich durch seine Freudigkeit und Liebe wieder zu sich.

Endlich kam die Person, welche sich so oft verändert hatte, nach Hause und sprach an unserm Hofe vor. Da wollte ihm mein geistlicher Zustand nicht anstehen, weil er meinte, es würde sich für eine Soldatenfrau nicht schicken, so viel in der Bibel zu lesen. Er hätte gern gesehen, daß ich ihm aufgesagt hätte, weil sein Vater eine reiche Heirat in Dresden für ihn wußte, wenn er mit Manier von mir abkommen könnte, und doch wollte er nicht gern untreu genannt werden; so hätte

er es gern auf mich geschoben. Aber ich blieb still und kehrte mich an gar nichts, sondern vertraute meinem himmlischen Vater, der würde es wohl machen. Als nun einer, genannt von Fresen, mich gern gewarnt hätte, in der Meinung, ich merkte nicht, daß gedachter von Brettwitz nicht aufrichtig wäre, schrieb derselbe einen Brief an mich, denn er hatte keine Gelegenheit mit mir zu reden, da ich fast immer bei meiner Herzogin im Gemache war. Diesen Brief bekam gedachter Brettwitz in die Hände, und meinte großen Beweis darin zu haben, um mich zu beschuldigen, daß ich gegen Andere Affectionen hätte oder mit Andern freite. Sein Vater, der damals gegenwärtig war, dachte auch, daß es eine gute Gelegenheit für sie wäre und sie jetzt mit guter Manier die reiche Heirat antreten könnten, ging zum Herzoge und zeigte ihm den Brief vor, als wenn Andere mit mir freiten und deshalb sein Sohn sich keine Hoffnung mit mir machen könnte noch wollte, sondern sein Glück weiter suchen müßte. Es verdroß zuerst den Herzog solches von mir zu hören, da ich bisher zu ihrer Verwunderung alle Gelegenheiten ausgeschlagen hatte. Mich aber wollte sehr schmerzen, daß die Herrschaft solches von mir denken sollte. Als ich nun mit Thränen in mein Gemach ging, fielen mir in meinem Herzen die Worte bei: „Was ich jetzt thue, das weißt du nicht, du wirst es aber hernach erfahren.“ Darauf gab ich mich zufrieden. Als nun am andern Tage der Brief recht gelesen ward, da fand sich, daß der Schreiber darin klagte, wie er nie eine Gelegenheit habe, mit mir zu reden und seine ehrliche Liebe zu offenbaren, und wie ich mich doch durch falsche Personen abhalten ließe, die Liebe Anderer anzunehmen. Da wurde erkannt, daß ich ja unschuldig wäre, und die Brettwitze konnten so nicht loskommen. Es fragten mich aber der Herzog und die Herzogin, wie ich gesinnt wäre, es müßte jetzt entschieden werden. Da bat ich, man möchte den Brettwitz nicht dazu antreiben mich zu nehmen. Darauf sandte gedachter von Brettwitz zween Cavaliers an mich, um

zu hören, wie ich gegen ihn gesinnt wäre, ob ich noch einige Zeit auf sein Glück warten wolle. Ich aber gab ihm seine Freiheit, meinetwegen sein Glück zu suchen, wo er wollte, denn ich fühlte mich nicht länger verpflichtet, mein Gemüth an solch ein untreues Herz zu wenden, das womöglich gern mich aller Untreue beschuldigt hätte. Darauf wurde ein falsches Compliment ausgerichtet, das Mißverständniß wäre ihm leid und es wäre dabei ausgemacht, daß er weiter keinen Anspruch an mich haben sollte. Die reiche Heirat aber ging nicht vor sich, er selbst ist auch später contract geworden.

So wurde ich die Last los, und ich war unterdeß so stark geworden, daß andere Heiratsgedanken nicht bei mir stattfanden. Immer lag mir im Sinn, daß unter Edelleuten so große Mißbräuche wären, die dem Christenthum ganz und gar zuwider sind. Erstens, daß sie zum Trinken mehr Gelegenheit haben als andere Standespersonen; zweitens, daß sie gleich um jedes unrechte und leichtsinnige Wort Leib und Seele in Gefahr setzen müssen, wenn sie nicht beschimpft sein wollen. Solche Dinge gaben mir ein sehr tiefes Nachsinnen, daß man sich einbilden darf ein Christ zu sein und doch ganz gegen die Lehre Christi leben darf; und daß ihnen nicht einmal angesonnen wird, von solchem Vornehmen abzustehen, das hat mir allen Muth benommen zu heiraten. Denn obgleich ich einige feine Gemüther kannte, die einen Abscheu gegen diese Laster hatten, so lag mir doch im Sinn, daß die Nachkommen wieder in dieselbe Gefahr gesetzt würden. Eine Mannsperson aus anderem Stande, dachte ich, dürfte ich doch nicht nehmen, weil der selige Vater sehr auf sein altes Geschlecht sah.

Da gab mir Gott immer mehr Gnade. Ich wurde mit einem rechten Gottesmann in Frankfurt bekannt. Denn da meine gnädigste Herrschaft nach dem Emser Bad reiste, war ein Fremder auf dem Schiff, in dem wir nach dem Wasserbad fuhren. Er kam durch Gottes sonderbare Schickung neben mich zu sitzen und wir geriethen in einen geistlichen Discurs,

welcher etliche Stunden währte, so daß die vier Meilen von Frankfurt bis Mainz, wo er ausstieg, mir nicht eine Viertelstunde däuchten. Wir redeten ohne Aufhören zusammen und es war nicht anders, als ob er in mein Herz sähe. Da kam Alles heraus, worüber ich bis dahin noch in Zweifel gelebt. Ja ich fand in diesem Freunde das, was ich an einem Menschen in der Welt zu finden bezweifelt hatte; lange hatte ich mich darnach umgesehen, ob auch wahre Thäter des Wortes sein könnten, und hatte mich daran gestoßen, daß ich keinen fand. Aber als ich an diesem gewahr wurde, daß er so große Einsicht hatte und bis auf den Grund meines Herzens sehen konnte, auch solche Demuth, Sanftmuth, heilige Liebe und Ernst den Weg zur Wahrheit zu lehren, da wurde ich recht getröstet und sehr gestärkt, und suchte durchzubrechen.*) Da kam eine göttliche Ueberzeugung in mein Herz, ich bekam immer mehr einen Abscheu vor der Welt. Und ich sprach bei mir selbst: „Soll ich mich um schnöde vergängliche Lust der göttlichen Natur berauben? Nein, ich will mit Gottes Hilfe durchdringen, es koste was es koste." Ich schrieb darauf an den Freund, der mir so göttliche Gabe mitgetheilt, daß ich ihn als einen Vater liebte, ich hätte vor, mich von allen Banden der Welt loszumachen. Der aber war in Sorgen, daß ich nicht möchte stark genug sein, Alles zu ertragen, was mir dabei begegnen könnte. Mir aber waren das Gleichniß von den fünf thörichten Jungfrauen und andere dergleichen heilsame Oerter der heiligen Schrift immer im Herzen, sie trieben mich an, die Freuden der Welt von mir abzulegen; und doch hatte ich vor meiner Herrschaft eine Furcht, die ich nicht überwinden konnte. Da tanzte ich oft mit Thränen und wußte mir nicht zu helfen. „Ach," dachte ich oft, „daß ich doch eines Viehhirten Tochter wäre, so würde mir nicht verdacht werden, in der einfältigen Lehre Christi zu wandeln,

---

*) Der Fremde war Spener.

niemand würde auf mich achten." Als ich aber erkannte, daß mich kein Stand entschuldigen könnte, wurde ich entschlossen mich weder durch Tod noch Leben aufhalten zu lassen, ich ging darauf zu meiner seligen Herzogin und begehrte meine Entlassung. Diese wurde mir durchaus verweigert. Als sie aber wissen wollten, was mich dazu bewegte, sagte ich frei heraus, daß mein Wandel, wie ich ihn bei Hofe führen müßte, wider mein Gewissen stritte. Da wollte die liebe selige Herzogin mir solches aus dem Sinne reden, sah es für eine Melancholei an und sprach: „Ihr lebet ja als eine tugendsame Jungfrau und leset und betet fleißig; sehet doch die und die an, welche auch christliche Leute sind und solche Dinge mitthun, es ist ja nicht verboten, wenn man nur nicht das Herz daran hängt." Ich aber zeigte ihr das einzige Exempel Christi und sein Wort, ich wollte andere Menschen nicht beurtheilen, aber mit ihrem Exempel könnte ich mich doch nicht beruhigen. Da nun meine liebe Herzogin sah, daß ich mich nicht ändern würde, versprach sie mir Alles zu erlassen, was ich wider mein Gewissen fände; ich sollte nur bei ihnen bleiben und im übrigen meine Dienste verrichten wie früher. Ich aber stellte vor, daß sie dadurch vieler Aufwartung beraubt sein würden, zumal wenn Fremde kämen, wo es leicht kommen könnte, daß die andere Jungfer krank würde; dann würden sie ganz ohne Aufwartung sein, weil ich bei angestellten Fröhlichkeiten nicht gegenwärtig sein wollte, und das würde den Fremden Anlaß zum Spotten geben. Sie aber ließen sich nicht irren, sondern versprachen mir treulich, daß ich aller Aufwartung bei Eitelkeiten überhoben sein solle. Darauf sagte sie es dem Herzog; der kriegte mich hart vor und sprach, es wäre vom Teufel, ich wäre eine junge Dame, bei Hohen und Niedern beliebt, und wollte mich nun in eine solche Verachtung stürzen, daß man mich für eine Thörin halten würde; was denn die Meinen dazu sagen sollten? Als nun alles Zureden nichts helfen wollte, wurden mir

einige sogenannte Geistliche über den Hals geschickt, die wollten mich bereden, daß ich die Worte der Schrift nicht recht verstände. Aber ich fragte sie auf ihr Gewissen, welcher von diesen beiden Wegen der sicherste wäre: in aller Einfalt den Fußstapfen Christi nachzufolgen, oder im Genusse der weltlichen Freuden davon zu reden und eine Verehrung desselben zu bezeigen und doch anders zu thun. Da sprachen sie, das erstere wäre freilich besser, wer vermöchte aber so zu leben, wir wären alle sündige Menschen. Da sprach ich: „Mir ist befohlen das Beste zu erwählen, um das Können und Vermögen lasse ich meinen Gott sorgen." Da ließen sie mich gehen.

Sie versuchten's aber noch auf eine andere Weise und dachten mich durch Hohn abzubringen. Denn über der fürstlichen Tafel sah oft einer den andern an und dann mich und lachten gegeneinander, auch redeten sie oft, daß den Frauenzimmern nicht zieme, so viel in der Bibel zu lesen, sie würden sonst allzuklug. Ich aber ließ sie spotten. Als das nun fast ein Jahr gewährt, und es schien, daß mich auch der Geringste am Hofe, ausgenommen etliche fromme Herzen, spöttisch behandelte, während ich es gering achtete um Christi willen zu leiden, da wendete sich's ganz um. Und der große wunderbare Gott legte eine solche Furcht in Aller Herzen, sowol Hohen als Niedern, daß sie sich scheuten, in meiner Gegenwart etwas Unrechtes zu reden oder zu thun; ob sie sich gleich nicht vor dem Hofprediger scheuten, so war es doch in meiner Gegenwart ganz still; auch die sonst wilde Jugend stellte sich ganz still und ehrbar, wenn sie mich kommen sahen. Da dachte ich oft mit Thränen bei mir selbst: „Du wunderbarer Gott, mit welcherlei Macht habe ich's doch zu Wege gebracht, daß Große und Kleine sich in meiner Gegenwart scheuen, Unrecht zu thun?" Solches blähte nicht mein Herz auf, sondern zog mich zur Demuth; ich zerfloß gleichsam vor meinem Gott, da ich seine Größe fühlte und sah, daß er der

Fürsten Herzen lenken könnte wie Wasserbäche. In solchem Zustande bin ich noch drei Jahre am Hofe gewesen, und ich kann wol sagen, daß ich ungemeine Güte, nicht allein von der lieben Herrschaft, sondern von jedermann erfuhr; aber ich habe mich durch Gottes Gnade bewahrt, daß ich die Gnade der Hohen nicht im Ueberfluß annahm noch zu etwas Zeitlichem verwendete.

Als ich nun drei Jahre in aller Einfalt meinen Wandel bei Hofe geführt und alle vergängliche Lust von mir abgelehnt hatte, wodurch nur das Fleisch und nicht der Geist erquickt wird, da geschah es, daß mein seliger Vater mich verlangte, weil die Stiefmutter im Kindbett gestorben und das Kind damals noch am Leben war; da sollte ich dem Vater die Haushaltung führen, und wurde so vom Hofe abgefordert. Es hielt aber sehr hart, daß ich meine Entlassung bekam, weil meine liebe selige Herzogin mich liebte, als wenn ich ihr Kind wäre, auch mit vielen Thränen meinen Abschied beklagte, so daß mir auch nachgesandt wurde, ich möchte doch wiederkommen, und nicht nachgelassen, bis ich versprach, daß, sofern ich wieder nach Hofe ginge, ich ihnen vor allen verbunden sein wollte. Als ich aber nach Hause kam, war unterdeß das Kind gestorben und der Vater hatte sich resolvirt, Hofmeister bei der Fürstin von Philippseck zu werden. So bekam ich Freiheit, mich bei einer vornehmen gottseligen Witwe, Baurin von Eiseneck, geb. Hinsbergin, in die Kost zu begeben, deren Lebenswandel jedermann in Frankfurt bekannt gewesen ist, und ihr Ende ist im Segen. Bei ihr bin ich sechs Jahre gewesen und wir haben uns geliebt, wie ein Herz und eine Seele.

In dieser Zeit hat mich der Herr in einer Wassergefahr so mächtig gestärkt, daß ich mich freute, während Andere zitterten und zagten. Denn es geschah, daß ich auf dem Marktschiff von Frankfurt nach Hanau fuhr, meine Schwester zu besuchen; da waren auf dem Schiff unterschiedliche Leute,

auch einige Soldaten, die mit vier unkeuschen Weibspersonen sehr grobe und unzüchtige Scherzreden führten. Ich wurde betrübt, daß die Menschen ihre Seelen so ganz vergaßen, lehnte mich an das Schiff und suchte einzuschlafen, daß ich solche Reden nicht länger hören möchte. Im Schlafe träumte mir der Spruch Psalm 14: „Der Herr schauet vom Himmel auf die Menschenkinder." Damit erwachte ich, und schon im Wachen kam mir's vor, als ob ein großer Sturmwind das Schiff umdrehe; da erschrak ich und dachte: „Du wachst ja, wie ist dir denn zu Muthe?" Und es war nicht eine Viertelstunde darauf, da kam ein mächtiger Wirbelwind, der das Schiff faßte. Wir waren in sehr großer Gefahr, so daß sie alle vor Angst schrien und den Namen Jesu um Hilfe anriefen, den sie zuvor in ihrem leichtfertigen Scherz oft so unnütz genannt. Da that mir Gott meinen Mund auf, daß ich ihnen vorstellte, wie gut es sei in der Furcht des Herrn zu wandeln, auf daß man in aller Noth Zuflucht haben möchte. Als nun der Höchste Gnade gab, daß sich der unvorhergesehene Sturm legte, war eine von den Frauensleuten so frech, daß sie scherzweis sagte, es wäre hier auch bald gegangen, daß unser Schifflein wäre mit Wellen bedeckt worden, „aber weil ein Heiliger hier ist, sind wir bewahrt worden," wobei sie laut lachte. Worüber ich recht eifrig wurde und sagte: „Ihr freches Frauenzimmer, denkt ihr nicht, daß uns die Hand des Herrn noch finden könnte?" Und kaum hatte ich meinen Mund zugethan, da erhob sich der vorige Wind, und in das Schiff wurde ein Loch geschlagen, daß Alle ihr Leben aufgaben. Ich aber bekam eine sehr ungewöhnliche Freude und dachte: „Soll ich nun meinen Jesum sehen; was wird hier im Wasser bleiben? Nichts anderes als das Sterbliche, das mich so oft beschwert hat; was in mir Leben gewesen, stirbt nicht u. s. w." Schon hatte das Schiff sehr viel Wasser, alles Zustopfen und Ausschöpfen wollte nichts helfen, auch der Sturm hielt an, daß man weder zur Rechten noch

zur Linken ans Land konnte, und wir meinten schon, daß das Schiff sinken wollte: da auf einmal wurde es ganz still in der Luft, und der Schiffer drang an das Land. Da sprangen sie aus dem Schiff, und die wilden Soldaten hatten meine Worte zu Herzen genommen, nahmen genau Acht auf mich, daß ich wohl an das Land kam, und dankten, daß ich ihnen zu Herzen geredet.

Als ich etwa ein Jahr bei der Baurin war, hatte die liebe Herrschaft erfahren, daß der Vater mich nicht nöthig hätte; also schrieb meine liebe Herzogin selbst, daß ich doch wiederkommen sollte und meine Dienste antreten, sie wollten Kutsche und Pferde schicken und mir doppelte Besoldung geben, ich sollte auch den Namen einer Hofmeisterin haben; aber ich entschuldigte mich damit, daß ich die Aufsicht über des Vaters Güter führen und oft dort gegenwärtig sein müsse. Als ich aber sechs Jahr bei der lieben Frau Baurin zugebracht hatte, fügte es der höchste Gott, daß mein lieber Mann, welcher mich etliche Jahr zuvor in Frankfurt gesehen, einige Gedanken bekam mich zu heiraten; er gab zu Lübeck einer gewissen Person die Commission mit mir zu reden, welche das erst nach einer geraumen Zeit that, aus Mangel an Gelegenheit. Als mir aber dies ausgerichtet wurde, konnten mir gar keine Gedanken zum Heiraten in den Sinn kommen, sondern als ich mit einem Gebet vor Gott gewesen, setzte ich mich nieder und schrieb es ab und schlug eine andere sehr tüchtige Person vor. Aber mein lieber Mann ließ sich nicht irren, sondern schrieb an meinen lieben Freund und vornehmen Geistlichen und auch an meinen seligen Vater. Den Brief an diesen behielt ich im Anfang zurück, bis ich in meinem Gewissen gedrungen wurde, die ganze Sache meinem Vater zu übergeben, weil sie keinen andern Zweck hatte, als der Ehre Gottes zu dienen. Da schrieb ich ihm und sandte ihm seinen Brief und war dabei so still, als ob mich's gar nicht anginge. Alles, was in diesem Briefe an meinen Vater stand, war

mir unbekannt, ich dachte auch nicht, daß mein seliger Vater seine Einwilligung geben würde. Als ich aber seine Antwort bekam, worin er schrieb, er hätte viele Ursachen, mich jetzt in seinem Alter nicht so weit von sich zu lassen, und hätte sich noch nie resolviren können, ein Kind außerhalb seinem Stande zu verheiraten, doch wüßte er nicht, wie er dem Willen Gottes widerstreben sollte: da ging es mir zu Herzen und ich dachte, es muß von Gott sein, weil meines Vaters Herz so gegen alles Vermuthen gerührt war. Er stellte die Sache in meinen Willen, was ich aber nicht annehmen wollte, sondern Alles seinem Willen überließ. Mein Schwager, der von Dorfeld, Hofmeister am Hanauischen Hofe, war sehr dawider, aber mein seliger Vater antwortete ihm sehr christlich*): es wäre nicht fein, daß wir in der evangelischen Religion die Geistlichen so gering achteten, da die Päpstlichen ihre Geistlichen so hoch hielten; ferner: seine Tochter schickte sich für keinen Weltmann, sie heiratete nicht in Leichtsinn aus ihrem Stande, das wäre jedermann bekannt, Gott hätte mich zu solchem Werke berufen. Damit mußten sie stille sein, und mein seliger Vater gab das Ja.

Darauf reiste mein lieber Mann nach Frankfurt und unsere Trauung geschah am 7. September 1680 durch Dr. Spener in Beisein ihrer Durchlaucht der Fürstin von Philippseck, meines seligen Vaters und einiger vornehmen Leute, es waren ungefähr dreißig Personen, und Alles ging so christlich und wohl ab, daß jedermann vergnügt war. Es konnte aber auch der Lästerteufel seine Tücke nicht lassen, sondern es verdroß seine Werkzeuge, daß die Hochzeit nicht mit Fressen, Saufen und wildem Wesen vollbracht wurde. Da erdachten sie die Lüge, der heilige Geist hätte sich in dem Gemach, wo wir getraut wurden, in Feuergestalt sehen lassen

*) Der Vater war jetzt an einem frommen Hofe angestellt, die Fürstin, welcher er aufwartete, war selbst bei der Partie als Vermittlerin thätig.

und wir hätten die Offenbarung Johannis ausgelegt. Solche Lügen wurden auch gegen Herrn Dr. Heiler erzählt, welcher aber selber auf unserer Hochzeit gewesen war. Als er aber widersprach und vermeldete, daß er selbst dabei gewesen, und daß es nicht anders als christlich und recht zugegangen wäre, haben sie sich ihrer Lügen schämen müssen."

So weit die Gattin. Eine Ergänzung ihrer Mittheilung ist der Bericht ihres Mannes. Vorher soll auch er seine Jugendzeit und einige Erfahrungen, die er als Seelsorger gemacht, erzählen. Dr. Johann Wilhelm Petersen beginnt:

„Ich bin in der berühmten Stadt Osnabrück nach geschlossenem Frieden Anno 1649 den 1. Juli zur Welt geboren, wohin mein Herr Vater seliger Georg Petersen wegen des Friedensgeschäftes von Lübeck geschickt worden war. — Da ich mit den Jahren zunahm, haben mich meine Eltern zu Lübeck in die lateinische Schule gethan. Man hat mich nie zum Studiren treiben dürfen, sondern ich habe alle Stunden wohl in Acht genommen, und die Lichter versteckt, auf daß ich dabei studiren könnte, wenn Andere schliefen; wie ich denn auch unterschiedliche Büchlein abgeschrieben habe, als ich sie gedruckt sobald nicht kriegen konnte. Vornehmlich aber habe ich mich, wie ich's an meiner Mutter sah, auf das Gebet gelegt, nachdem ich von ihr gehört, daß man durch's Gebet Alles von Gott erlangen könne; weswegen ich vor dem Studiren allemal Gott angerufen habe, daß er es doch segnen möchte. Und da es mir einst an einem Buch, aber auch an Geld fehlte dasselbe zu kaufen, so ging ich in die Marienkirche, setzte mich in die langen Stühle, die hinter dem Altar sind, und bat Gott, er möchte mir doch was bescheren, damit ich das verlangte Buch kaufen könnte. Als ich nun meine Knie gebeugt und ausgebetet hatte, lag ein Häufchen Geld auf der Bank, vor welcher ich gekniet hatte; das stärkte mich sehr. Als ich aber eine Gewohnheit daraus machen und wieder durch's Gebet etwas Geld erlangen wollte, da habe ich nichts

gefunden, nach der weisen Lenkung Gottes, der uns nur dann erhört, wenn wir ohne Nebenabsicht einfältig und kindlich vor ihm erscheinen. Wenn ich aber doch einmal wegen irgend etwas bestraft werden sollte, so habe ich mich zu Gott im Gebet gewandt und manche Strafe abgebeten.

Als ich nun nach Tertia kam, bin ich sehr fleißig gewesen, weshalb der Herr Conrector mit meinem Exempel die Andern beschämte und dabei sagte, daß ich es Allen vorthun und die Krone erlangen, und, wie er sich ausdrückte, ihnen den Sand in die Augen werfen würde. Das hat die Schüler sehr verdrossen und haben mich deswegen beneidet, in mein Buch eine Krone gemalt und dick mit grobem Sande bestreut, mit der Unterschrift: „Dies ist Petersen's seine Krone und der Sand, den er uns in die Augen streuen soll.“ Ich fürchtete mich zuletzt sehr meine Lection fertig herzusagen, obgleich ich sie wohl gelernt hatte, damit ich nicht von den übrigen Schülern geschlagen würde. Als ich nach Prima versetzt wurde, waren dort köstliche Präceptores. Ich habe in dieser Zeit viel Carmina drucken lassen, absonderlich auf den Tod meiner herzlieben Frau Mutter, habe auch zwei lateinische Orationes von Lübecks wiedererlangtem Frieden und vom Hercules am Scheidewege gehalten. Anno 1669 reiste ich nach der Universität Gießen. — —

Da ich nun in Gießen Magister geworden und bei denen Herren Professoribus beliebt war, auch mit jedermann, so viel an mir lag, aufrichtige Freundschaft hielt, da ward mir der Herr Dr. Spener in Frankfurt von einem sehr recommandirt, weshalb ich mich resolvirte, nach Frankfurt zu ziehen und ihn zu besuchen, um zu sehen, ob die That mit dem großen Lob übereinkäme. Und ich fand viel mehr an ihm, als ich von ihm gehört hatte, ein ganz anderes Leben und Wesen, als ich insgemein gesehen. Zwar hatte ich nach meiner Art Gott gefürchtet und die heilige Schrift geliebt; aber bei meiner äußerlichen Gelehrsamkeit kam mir diese sehr dunkel vor, so daß ich mich, während ich bei einer Disputation präsidirte,

am meisten vor den Stellen der Schrift fürchtete, welche mir etwa einer entgegenwarf. Jetzt ward ich gewahr, was dazu gehört, den Sinn des Geistes in der Schrift recht zu verstehen, und daß an der Wissenschaft nicht viel wäre, die man sich durch bloßen natürlichen Fleiß erworben.

Es war auch damals eine adelige Person, die früher an einem Hofe Kammerfräulein gewesen, aber sich nach Frankfurt begeben hatte, um Freundschaft und Umgang des Herrn Dr. Spener zu genießen. Und weil ich gern einmal mit dieser mündlich sprechen wollte, so bat ich den Herrn Dr. Spener, er möchte mir doch durch ein Zettelchen Adresse an sie geben. Das geschah auch, und ich ging zu ihr und überreichte ihr meine neulich gehaltene Disputation, in der Meinung, es würde ihr, die hebräisch gelernt und auch sonst in der heiligen Schrift gute Erkenntniß hatte, nicht unangenehm sein. Sie antwortete mir aber, ich hätte den „Gott Petersen" darin geehrt, es würde weit mehr zur wahren Erkenntniß Gottes in Christo erfordert, als solche äußerliche Gelehrheit, womit man sich insgemein brüste, und wodurch man schwerlich zu der göttlichen Einfalt der himmlischen Dinge gelangen könne. Diese Rede fiel tief in mein Herz und ich ward gleich überzeugt, daß dem so wäre. Darauf fing ich an mir ein Büchlein zu machen, worin ich das aufzeichnete, was ich von Frommen über den Weg zur wahren Gottseligkeit hörte, und ich begann zu practiciren, was ich so gefaßt hatte; denn ohne dies lebendige Thun sollte alles Andere vergeblich sein.

Als ich nun darin bekräftigt war, reiste ich nach Gießen zurück, wo man bei mir eine Veränderung gewahr wurde und mich wegen der Pietät höhnte. Ich aber fragte wenig darnach." —

(Darauf kehrt Petersen in seine Heimat Lübeck zurück, wird dort Professor der Poesie, aber von Jesuiten sehr angefeindet, nimmt 1677 ein Predigeramt in Hannover an, wird von da 1678 nach Eutin als Hofprediger des Herzogs von Holstein berufen.)

„Ich war aber nicht lange in meiner Hofpredigerstelle zu Eutin gewesen, da begab sich's, daß einem Kammerjunker an fünfhundert Thaler aus seiner Kammer gestohlen wurden. Damit er wieder zu seinem Gelde käme, ging er zu einem Erbschmied*) nach dem Dorfe Zernikaw, um dem Diebe das Auge ausschlagen zu lassen; und damit es der Schmied desto eher thun möchte, ließ er ihm durch einen Einspänner**) sagen, daß der Bischof solches haben wollte, was doch nicht der Fall war. Wenn der Schmied solches Werk verrichten will, muß er drei Sonntage nach einander einen Nagel verfertigen, und am letzten Sonntag diesen Nagel an einen dazu gemachten Kopf einschlagen, worauf dem Dieb, wie sie sagen, das Auge ausfallen muß. Er muß auch um Mitternacht nackend aufstehen und rücklings nach einer Hütte, die er neu im freien Felde aufgebaut hat, hingehen und zu einem neuen großen Blasebalg treten, ihn ziehen und das Feuer damit aufblasen, dazu finden sich zwei große höllische Hunde ein. Als solches am ersten Sonntag in der Nacht geschehen war, kamen die Leute aus dem Dorfe Zernikaw zu mir und klagten, wie sie im ganzen Dorfe keine Ruhe gehabt vor dem erschrecklichen Geheul, das sie während dem Schmieden gehört hätten, ich sollte es doch dem Herzog kund thun, daß er das böse Werk störte. Ich sprach, das wären große Dinge, die sie sagten, und fragte sie ernstlich, ob es sich auch so verhielte. Sie antworteten, das ganze Dorf könne zeugen, der und der Einspänner hätte den Schmied dazu vermocht. Darauf ging ich zum Bischof***), bei welchem gerade der Kammerjäger stand, und sagte, ich hätte wol etwas im Geheimen zu reden. Als

---

*) Der Aberglaube schrieb nicht nur vererbtem Metall besondere Kraft zu, auch vererbtem Wissen, zumal bei Schmieden, Schäfern, Nachrichtern.

**) Berittener Söldner, welcher keinen reisigen Knaben hatte. Die Einspänner verrichteten im Frieden Dienste der Gensdarmen.

***) Der Herzog von Holstein ist Bischof von Lübeck. Der Hofprediger nennt ihn je nach Bedürfniß seinen Herzog und Bischof. Diese Doppel-

ich's nun ihm allein erzählte, entsetzte sich der Bischof, erkundigte sich weiter und erfuhr, daß der Einspänner solches in des Bischofs Namen dem Schmied anbefohlen hätte; da fragte mich mein Herr, was bei der Sache zu thun wäre? Ich antwortete, weil es öffentliche böse Dinge wären, wozu der Name des Bischofs gemißbraucht worden sei, so müßte die Hütte, die dem Teufel zu Ehren aufgebaut wäre, im Namen Gottes zerstört werden. Dies wurde auch applaudirt. Darauf fuhr ich hin, die Knaben aus der Schule und die Edelpagen und viele Edelleute ritten mit hin, das Werk des Teufels zu zerstören. Der Schmied war schon weggelaufen, seine Frau aber kam und bat um den neuen Blasebalg und um das eiserne Geräth. Ich aber sagte, sie sollte sich schämen solches zu begehren und was der Teufel in seiner Hand gehabt hätte, unter ihren Sachen zu dulden, worauf sie zu bitten aufhörte. Die Edelpagen aber und Andere nahmen Feuer und verbrannten die Hütte und den Blasebalg und schmissen das Eisenwerk in ein tiefes Wasser. Es kamen aber einige Kaufleute von Hamburg gefahren, die dies mit ansahen und meine Rede mit anhörten. Es war eben in der Weihnachtszeit; deshalb nahm ich den Spruch: „Siehe eine Hütte Gottes bei den Menschen," und erklärte ihn in Kürze, sagte aber gleich in der Application: „Siehe eine Hütte des Teufels bei den Zernikawern. Dies ist der Ort, wo vormals der Abgott der Holsteiner, Zernebog, geehrt worden ist, der wollte sich jetzt wieder einnisteln, ist aber doch auf Befehl des Bischofs verstört worden." Ich that auch bei der Katechismuslehre, wohin der Herzog mit dem Hofstaat hinabzufahren pflegte, eine nachdrückliche Rede, und sagte, daß der Dieb bei Hofe sein müsse, auch wären einige Muthmaßungen, wer es sein müsse, vorhanden, der Dieb solle mir dieses Geld bringen, ich bezeugte hiermit vor Gott, daß ich ihn nicht verrathen wolle. Der Dieb hat auch des Nachts

---

stellung des schwachen Herrn und sein Benehmen sind bezeichnend für die hilflose Lage der protestantischen Kirche.

das Gestohlene bei meinem Hause auf den Kirchhof niederlegen wollen, hat aber nicht gekonnt, weil der Kammerjunker seine Leute zur Nacht aufgestellt hatte, den Dieb zu fangen. So hat er selbst das Wiederkriegen verwehrt. Der Bischof aber war auf den Kammerjunker zornig, und dieser mußte vom Hofe weichen. Zwar ließ er mir dräuen, ich hätte ihn in der Predigt beschimpft, weil ich sagte: sein Name, den der Schmied bei dem Actus nennen muß, wäre dem Teufel in der Hölle bekannt, er möchte zusehen, daß er nicht ganz und gar hineinkäme. Ich aber habe nach seinem Dräuen nichts gefragt, sondern mich auf meinen Gott und mein Amt verlassen.

Es suchten aber die Höflinge gegen mich Bande zu machen; sie hielten es fast alle mit dem Hofmarschall, einem Meklenburger. Der Marschall aber suchte allerhand Dinge gegen die Herzogin und gegen das Kammerfräulein Naundorfin hervor und bildete dem Herzoge ein, daß die Herzogin Alles thäte, was die Naundorfin ihr riethe; dadurch kriegte der Herzog einen Widerwillen gegen die Herzogin. Mittlerweile hatten sie im trüben Wasser gut fischen. Weil ich aber nicht von ihren Banden war, so fragte mich der Hofmarschall auf öffentlichem Saal, mit welcher Partei ich's hielte, mit der großen oder mit der kleinen? Unter der großen Partei verstanden sie sich selbst. Ich antwortete, ich hielte es mit Gott und der Gerechtigkeit. Der Marschall sprach, man könnte mir wol den Mantel kürzer machen. Als ich nun merkte, daß der Widerwillen des Herzogs gegen die Herzogin immer größer ward, ging ich zu dem Herzoge und redete ihm beweglich zu, er solle sich nicht von der Gemahlin so abwendig machen lassen, die solches wollten, suchten ihr eigenes Interesse. Der Herzog ging darauf mit mir zur Herzogin und sie vertrugen sich in meiner Gegenwart, worauf ich sie gleichsam von neuem copulirte. Der Bischof sagte, ich solle dies geheim halten, er aber merkte von da auf die Intriguen des Hofmarschalls und sagte ihm den Dienst auf.

Es war auch eine böse Action, da sich ein Edelmann des hochfürstlichen Hofes von Plön mit einem Edelmann von unserm Hofe entzweite und sie sich unter einander herausforderten. Sobald ich dies vernahm, ging ich zu meinem Beichtkinde und hielt ihm vor, was das für eine unchristliche Sache wäre, sich also zu duelliren, da Christus uns auch geboten die Feinde zu lieben. Als er mir nun sagte, er wolle zusehen, daß der Handel beigelegt würde, so war ich einigermaßen sicher. Da aber hörte ich des Morgens früh in der Dämmerung einen Haufen Pferde bei meinem Hause vorbeitraben, und mir fiel ein, daß der Teufel doch mit meinem Beichtkinde sein Spiel haben wollte; ich stand auf, erweckte meinen Diener, und weil ich in geschwinder Eil' keinen Wagen kriegen konnte, ging ich mit meinem Diener ihnen nach. Als ich eine Meile gegangen war, hörte ich von ferne einige Schüsse, die Losung, daß die beiden Parteien jede von ihrem Ort angekommen seien. Ich aber meinte, daß sie schon Kugeln wechselten, fiel auf meine Knie und bat Gott, er möchte sie doch bewahren, daß keiner den andern ermordete. Darauf lief ich weiter, den Pferdefußstapfen nach, die ich wohl sehen konnte, weil viele der holsteinischen Junker mit meinem Beichtkinde gezogen waren. Und da ich sie noch beiderseits vor dem Gefecht antraf, ging ich zu meinem Beichtkinde hin und rieth ihm von der bösen Action ab. Der Gegenpart aber meinte, daß mein Beichtkind mich dazu bestellt hätte, was ich mit theuren Worten verneinte; auch dem Andern vom Plönischen Hofe redete ich beweglich zu. Sie wollten sich aber nicht vertragen. Da sprach ich: „Nun, weil ihr nicht wollt, so gebe Gott ein solch Exempel, daß er euch beide sammt den Andern, die mit hierher zu dem Duell gekommen sind, vor aller Welt Augen in seinem Zorn hinnehme.“ Doch im Herzen wünschte ich, sie möchten bewahrt bleiben. Da fügte Gott, daß die Secundanten ihnen beiderseits zuredeten und sie sich unter einander vertrugen, und einen Wagen kriegten, der mich wieder

nach Hause führen mußte. Wer war froher als ich, der ich dem Teufel einen Braten entzogen hatte. Inzwischen war doch die holsteinische Noblesse in ihrem Herzen gar übel darauf zu sprechen, und ließ sich bei meinem Herrn merken, daß er in Zukunft keinen ehrlichen Cavalier an seine Tafel bekommen würde. Auch mein Herr war im Anfang übel auf mich zu sprechen, auch deshalb, weil ich ihnen zu Fuß nachgegangen war. So kam einer von den Hofjunkern, der mir sagte, daß der Herr sich über meine üble Conduite so geärgert hätte, daß er auf dem Bett läge. Ich antwortete, er würde nicht eher vom Lager aufstehen, bis er erkenne, daß ich nichts Anderes gethan, als was meine Hirtentreue erfordert hätte. Darauf ließ mich mein Herr zu sich fordern, dem ich vorhielt, daß die seine Tafel nicht zieren könnten, die sich gegen Christum setzten. Sei ich so wach und treu für einen Bedienten meines Herrn, wie viel mehr würde ich's für meinen Herrn selbst sein. Da ward der Herr, der wahrlich Gott fürchtete, besänftigt. Bald darauf besuchte unsern Hof der Herzog von Plön, dessen Vorwürfe wegen meiner That mein Herr gefürchtet hatte; dieser aber lobte mich, dagegen schalt er seinen Hofprediger, der den Duellanten so nahe gewesen, die Sache gewußt und doch keinen Fuß geregt hatte. Das gefiel meinem Herrn sehr wohl und er ließ darauf ein sehr scharfes Edict gegen alle Duelle publiciren.

Bisher war ich unverheiratet, wäre wol auch so geblieben, wenn nicht mein lieber Vater mich zur Heirat angemahnt hätte. Schon in Lübeck war mir eine vornehme Geschlechterin vorgeschlagen worden, die mir in ihrem vollen Schmuck entgegenkam und die mir der Vater gern gewünscht hätte. Aber sie war mir zu prächtig vorgekommen und ich sagte, daß sich das schwerlich zu einem Geistlichen schicken würde. Wenn ich heiraten solle, wäre mir niemand besser, als das Fräulein von Merlau, die mir in meinem Amte gar nicht hinderlich sein würde. Ich scheute mich aber sie deswegen anzusprechen,

damit sie nicht meinen möchte, ich hätte deshalb in Frankfurt ihre Bekanntschaft gesucht. Aber jemand, der nach Frankfurt reisen wollte, übernahm es, ihr mündlich meine Werbung zu sagen. Meine Liebste aber wollte dem, welcher warb, nicht antworten, schrieb aber an mich, sie sei zwar durch kein Versprechen gehindert, habe aber noch keine Freiheit mir mit Ja zu antworten; sie schlug mir aber eine andere junge Doctorin in Frankfurt vor, die mehr Gaben habe als sie, und die sich für mich wohl schicken würde. Ich aber antwortete, entweder sie oder keine, und schrieb zugleich an den Herrn Dr. Spener, er möchte sie doch dazu bereden, schrieb auch an ihren Herrn Vater, der mich kannte, weil ich einmal am Philippseckischen Hofe, wo er Hofmeister war, vor seiner Herzogin gepredigt hatte. Er antwortete darauf: obgleich er nie gesinnt gewesen, seine Tochter einem zu geben, der nicht von Adel sei, so wüßte er doch nicht, wie es käme, daß er so beängstigt wäre, wenn er die Sache abschlagen wollte; er glaube deswegen, daß es Gottes Wille sei, wenn seine Tochter dem Superintendenten Petersen anvertraut würde. Deshalb überschriebe er hiermit sein väterliches Ja. Diesen Brief schickte mir meine liebe Johanna zu und Dr. Spener gratulirte mir auch. Wer war fröhlicher als ich, der ich merkte, daß mein Gebet erhört worden. Denn ich hatte meinen Gott auf den Knien darum gebeten, er möchte die Heirat kräftiglich verhindern, wenn es sein Wille nicht wäre; wäre es aber sein Wille, so möchte er den Vater ängstigen, daß er nicht widerstehen könnte. Als ich nun die Worte in dem Briefe des Vaters las, daß er so geängstigt würde, so merkte ich daran, daß es die wäre, die mir Gott von Ewigkeit zugedacht hatte. So reiste ich fröhlich über Hamburg nach Frankfurt, und ließ mich durch Herrn Dr. Spener aufbieten und darauf von ihm trauen. —

Es ward aber 1685 mir und meiner Liebsten in wunderbarer Weise die heilige Offenbarung aufgeschlossen, welche Gott dem Apostel und Evangelisten Johannes durch seinen Engel in

gewissen Visionibus und Bildern bedeuten lassen. Sonst hatte ich mich immer gefürchtet solches Buch zu lesen, weil es gemeiniglich dafür gehalten wird, es wäre ein versiegeltes Buch, welches niemand verstehen könnte. Aber an gewissem Tage hat mein Gott mich mächtiglich beweget und getrieben in solchem Buche zu lesen, und ohne mein Wissen hat meine Liebste an gleichem Tag und in gleicher Stunde denselben Trieb durch Gott empfunden und das Buch zu lesen angefangen, die gleichfalls nicht wußte, daß ich solchen Trieb empfangen. Als ich nun auf meine Studirstube hinaufging und mir Einiges aufnotirte, da ich aus der Uebereinstimmung des Propheten Daniel mit dem dreizehnten Capitel der heiligen Offenbarung gefunden hatte, was das Thier und das kleine Horn wäre — siehe, da kam meine Liebste zu mir und erzählte mir, wie sie sich so ernsthaft vorgenommen das heilige Buch zu lesen, und was sie darin gefunden. Und das harmonirte mit dem Meinigen, das ich ihr aufgeschrieben wies, und das noch naß war. Da haben wir uns über einander entsetzt und haben verabredet, wir wollten nach etwa vier Wochen mit einander conferiren, was wir weiter gefunden und bemerkt hätten. Aber wir konnten es nicht halten, wenn wir etwas Sonderliches und Wahrhaftes fanden, und es ergab sich, daß es immer genau dasselbe war, was sie und was ich fand. Darüber erfreuten wir uns sehr und dankten Gott kindlich, daß er uns beiderseits so mit seinem aufschließenden Geiste gewaffnet hatte, die künftigen Fata der Kirche zu erkennen und davon zu zeugen. Lange Zeit behielten wir es bei uns, bis wir mit dem Fräulein Rosamunda Juliana von der Asseburg bekannt wurden, welche in ihren Zeugnissen ebendavon gezeugt hatte, doch nicht nach Erforschung der heiligen Schrift, sondern aus einer extraordinären Gnade von oben herab. — Hierbei ist noch zu merken, was meiner Liebsten, als sie achtzehn Jahr alt war, begegnete, und was ich mit ihren Worten hierher setze: „Mir träumte, daß ich am Himmel mit großen

goldenen Ziffern die Zahl 1685 sah; zu meiner Rechten sah ich einen Menschen, der deutete auf die Zahl und sprach zu mir: Siehe, zu der Zeit werden anfangen große Dinge zu geschehen und dir soll etwas eröffnet werden. Nun ist in diesem 1685sten Jahre die große Verfolgung in Frankreich gewesen, und mir ist in demselben Jahre das gesegnete tausendjährige Reich in der Apokalypse eröffnet worden; mit meinem lieben Mann zugleich in einer Stunde und ohne daß eines von dem andern wußte, hat unser beider Aufsatz darüber so zusammengestimmt, daß wir uns selbst darüber entsetzten. Wir sind deshalb unter uns göttlich überführt, daß das wahr sei, was wir in der heiligen Schrift von dem Reich unseres Königs gefunden haben. Und wir haben später unsern Fund einfältig Andern mitgetheilt und nichts darnach gefragt, wenn ihm von Gelehrten und Ungelehrten widersprochen wurde."

So weit die Erzählung von Petersen. — Die ersten Jahre ihrer Ehe vergingen den Gatten in Frieden. Er hatte einst zufällig den rechten Daumen auf den Spruch gelegt: Sara soll einen Sohn haben; das Jahr darauf ward ihm die Freude, daß Johanna Eleonora einen Sohn zur Welt brachte, der zwar bei der Geburt sehr klein war, aber doch kurz darauf wunderbarer Weise den Kopf aus seinem Bettchen in die Höhe hob und auch sonst erfreuliche Anzeichen gab, daß er etwas Ungewöhnliches, dem Herrn Wohlgefälliges werden würde. In der That wurde er später königlich preußischer Rath und konnte seine lieben Eltern schützen, als das tausendjährige Reich ihr Leben sorgenvoll machte. Denn leider war ihnen nicht vergönnt, das große Licht, welches ihnen beiden zugleich angezündet worden war, unter dem Scheffel zu halten. Es wäre für ihr irdisches Behagen besser gewesen.

Was das Ehepaar aus der Offenbarung herausgelesen hatte vermittelst Vergleichung zahlreicher Bibelstellen, bei denen sie durch fleißiges Gebet und Erleuchtungen gestützt wurden, war allerdings ein wenig seltsam, aber im Grunde sehr gut-

müthig. Das tausendjährige Reich sei nicht bereits dagewesen, sondern stehe noch bevor, es werde mit einer Wiederkehr Christi in nicht ferner Zukunft beginnen; bei dieser Gelegenheit werde ein Theil der Toten auferstehen, von da solle in großen tausendjährigen Zeiträumen das ganze Menschengeschlecht, Lebendiges und Totes, zur Seligkeit kommen, die Reformirten und Lutheraner sollten vereinigt, alle Juden und Heiden bekehrt, dann alle, auch die ärgsten armen Sünder aus der Hölle erlöst, zu allerletzt der Teufel selbst aus seinem elenden Zustand herausgebracht und durch Reue und Buße wieder in einen Engel verwandelt werden, dieser alte Bösewicht allerdings erst nach 50,000 Jahren; von da ab sollte unaufhörliche Seligkeit, nur Liebe, Freude und Herzensgüte sein. — Sie waren merkwürdiger Weise geneigt anzunehmen, daß die Zeit von 1739 bis 1740 zum Anfang der Herrlichkeit bestimmt sei.

Es war viel Menschenfreundlichkeit in dieser Ueberzeugung, sie hatte kaum weniger Berechtigung, als manche andere Erklärungen des Schrifttextes, welche in den Kirchen durch Jahrhunderte fortgeschleppt worden sind. Denn bei dem Verfahren, eine Schriftstelle aus der andern zu erklären, welches bis in die neue Zeit von unserer Theologie ertragen werden mußte, war es beinahe zufällig, worauf eine umherspürende Seele verfiel. Seit Luther den alten Zwang der Kirche gesprengt hatte, bis zu der Zeit, in welcher deutsche Gelehrte die Bibel allen Gesetzen der wissenschaftlichen Kritik unterwarfen, war in der That nicht das Wort der Schrift, sondern der gemeine gesunde Menschenverstand das letzte Richtmaß der protestantischen Lehre; nur ein gemäßigter Sinn, der sicher und unbefangen die Bedürfnisse seiner Zeit empfand und vorsichtig vermied auf dunklen Stellen zu verweilen, konnte vor arger Abgeschmacktheit geschützt bleiben. Mann und Frau Petersen besaßen nur ein wenig mehr Eifer und ein wenig mehr behagliche Eitelkeit, als vortheilhaft war. Bald sollten sie darunter leiden.

Im Jahre 1688 nahm Petersen einen Ruf als Super-

intendent nach Lüneburg an; die Gatten betrachteten es als eine Schickung des Herrn, daß er dorthin gerufen wurde, weil er einmal auf der Durchreise eine schöne Predigt gehalten und sehr gefallen hatte. Aber in Lüneburg fand er mehre orthodoxe Gegner, welche ihn ärgerten und reizten und Einiges von dem tausendjährigen Reiche, was ihm entschlüpft war, aufmutzten. Ferner aber schadete den Gatten die Bekanntschaft des Fräulein Rosamunda von der Asseburg, deren starke Erweckung und nervöse Verzückung großes Aufsehen machte. Das zarte und unschuldige Wesen des Mädchens fesselte die beiden Petersen, sie nahmen die Göttlichkeit ihrer Offenbarungen in Schutz und vertraten sie in der Presse, zumal das liebe Mädchen ganz dasselbe von der bereits erwähnten Wiederkehr des Lammes offenbarte, was ihnen selbst aufgeschlossen war. Die Privaterbauungen, welche sie mit dem kranken Fräulein hielten, erregten bei den Weltlichgesinnten ihrer Stadt großen Anstoß und wurden bösartig verleumdet. Als Petersen nun vollends einmal auf der Elbe in Wassernoth gerieth, da erschien er sich wie der Prophet Jonas, der von dem Herrn in einen Walfisch gesteckt wurde, weil er das Geheimniß des Wortes nicht verkündigen wollte; er gelobte in der Todesgefahr, sein großes Geheimniß fortan nicht mehr der Welt zu verhüllen. Und er hielt redlich Wort. Das tausendjährige Reich und die Wiederkehr des Lammes brachen jetzt unaufhaltsam in seinen Predigten hervor. Die Zuhörer erstaunten, seine Gegner machten insgeheim Anzeige, er wurde 1692 vom Amte entfernt. Die Gatten trugen auch dieses Unglück mit Liebe und Gottvertrauen.

Von da verlief ihr Leben in Umherreisen und Schriftstellerei, in Besuchen Gleichgesinnter und unaufhörlichen Händeln mit Orthodoxen. Sie wurden der Menge berüchtigte Personen, an welche sich Verleumdung und widerwärtiger Klatsch hing, sie beschieden sich ihre Namen auf Reisen meistens geheim zu halten. Niemals aber fehlte es ihnen an warmen

Gönnern und Freunden. In den Fürstenschlössern, den Häusern des Landadels, bei Stadtbehörden und in den Stuben der Handwerker fanden sie Bewunderer. Vor andern wurde der Kammergerichtspräsident Kniphausen in Berlin ihr Schützer, er wirkte noch im Jahre der Absetzung ein Gnadengehalt des Berliner Hofes aus und räumte ihnen eine Wohnung in Magdeburg ein; auch andere Gönner sandten Geld und gewährten Fürsprache, so daß die Gatten im Stande waren, sich im Magdeburgischen ein kleines Landgut zu kaufen. Allerdings wurden sie auch dort durch die Bauern und den Ortspfarrer und durch Beschwerden und heimliche Anklagen in Berlin geärgert, aber die Königin selbst unterhielt sich mit dem Verkünder einer Offenbarung, die so hoffnungsvoll war, und freute sich, daß er zuletzt allen Sündern die Seligkeit gönnen wollte. So blieb er ungefährdet. Zuweilen freilich waren die arglosen Verkünder einer bevorstehenden Herrlichkeit in Gefahr, von Wölfen im Lammpelz betrogen zu werden. Denn unter den umherreisenden Frommen waren auch viele Betrüger. Da kamen fechtende Studenten, behaupteten, auch sie wären Pietisten, und forderten eine Unterstützung; ein Abenteurer begehrte Unterricht, weil er gehört hatte, daß jeder, der sich bekehren lasse, zehn Thaler erhalte. Zuletzt kam gar ein falscher Oberst und schlich sich in Abwesenheit des Mannes unter dem Zeichen des Lammes bei der Frau Doctorin ein, welche wahrscheinlich durch eine unvertilgbare Erinnerung an ihren „weltlichen Adelstand" besonders wohlwollend gegen hochgestellte Gläubige gestimmt wurde, und der Mann kehrte gerade noch zu rechter Zeit heim, um zu verhindern, daß der fremde Betrüger seiner ahnungslosen Frau eine Vollmacht abschwatzte. Auf einer Reise nach Nürnberg wurden die Gatten in den Pegnitzer Blumenorden aufgenommen, er als Petrophilus, sie als Phöbe. Solche Erfolge trösteten über den Schwall von Flugschriften, der gegen sie aufrauschte. Treuherzig klagte Petersen, daß

jeder sich im Kampfe gegen ihn als orthodox erweisen und zum Doctor der Theologie machen wollte; still ergeben trug er auch, wenn selbst die Frommen sich an seine Lehre von der siebenten Posaune stießen, oder wenn sie ihm einen Vorwurf daraus machten, daß er bei Gelegenheit einmal den alten Professor der Poesie herauskehrte und in lateinischen Versen, welche ihm wie Wasser flossen, die Krönung Friedrich's I von Preußen und andere weltliche Ereignisse besang. Die letzten Jahre ihres Lebens wohnten die Gatten in der frommen Gegend von Zerbst zu Thymern, wo sie ein Gut erworben hatten, weil der frühere Besitz zu Nieder-Dodeleben ihnen zu unruhig und die Bauern zu aufsässig geworden waren. Im Jahre 1718 half Petersen noch den Herzog Moritz Wilhelm von Sachsen-Zeitz, den der Jesuit Schmeltzer katholisch gemacht, durch siegreiche Religionsgespräche wieder evangelisch herstellen. Sie starben in hohen Jahren kurz hinter einander: sie 1724, er 1727.

Es war ihnen nicht beschieden, im Jahre 1740 durch den Schall der siebenten Posaune auferweckt zu werden, man hörte damals vielmehr den Klang preußischer Trompeten, welche die Thronbesteigung und den ersten Krieg Friedrich's II anzeigten. Aber in der neuen durchaus nicht himmlischen Zeit, welche diese Fanfaren anmeldeten, sind doch bereits einige von den Prophezeiungen der beiden „Enthusiasten" in Erfüllung gegangen, die Union der protestantischen Kirche, Einfügung der Juden in die christliche Bildung, ja sogar die Beseitigung des unmoralischen Widersachers, welcher damals in Zernikaw am neuen Blasebalg so arg geheult hatte. Ludwig Zinzendorf aber widmete der Frau Doctor Petersen bei ihrem Eingange in die Freuden des Himmels ein herzliches Gedicht, in welchem er für sie und sich selbst folgendes Zeugniß ablegte:

> Von ihren Meinungen, die sonderlich gewesen,
> Hab' ich bis diesen Tag noch keinen Satz gelesen.
> Was aber bauet ihr ein Denkmal bei uns auf?

Ihr eingekehrter Mensch in sanft- und stillem Geiste,
Damit sie unverrückt die Jesus-Liebe preiste,
Ihr vor der ganzen Welt untadelhafter Lauf.

Seit Spener nach Berlin versetzt war, wurde die Universität Halle der wissenschaftliche Mittelpunkt des Pietismus, dort leitete der leidenschaftliche Francke mit seinen Gefährten Breithaupt und Anton das theologische Leben. Dort wurde die Jugend systematisch zu dem Glauben der Pietät herangezogen; ungeheuer war der Zulauf, nur Luther hatte zu Wittenberg mehr Studenten um sich gesammelt. Freilich wurden zu Halle sofort die Gefahren der neuen Richtung handgreiflich, die Collegien erhielten den Charakter von Erbauungsstunden, die Erweckung wurde zur Hauptsache, das emsige, geduldige Arbeiten in menschlicher Wissenschaft erschien fast überflüssig, nicht nur die Streitpunkte der Orthodoxen, auch die Dogmen der Kirche wurden von Vielen mit Gleichgiltigkeit und Verachtung behandelt. Die massenhaften Gebete und geistlichen Uebungen führten zur Ueberspanntheit, statt der zügellosen Burschen, welche die Hieber an den Steinen gewetzt und ungeheure Gläser Bier floricos oder hausticos — in einem Guß oder in Schlucken — getrunken hatten, schlichen oder hüpften jetzt bleiche Gesellen durch die Straßen der Stadt, in sich gekehrt, mit heftigen Handbewegungen, mit lauten Ausrufen. Alle Gläubigen jubelten über die wundervollen Offenbarungen göttlicher Gnade, die Gegner klagten über die zunehmende Melancholie, über Geistesstörungen und Verrücktheiten der schlimmsten Art. Vergebens warnte der maßvolle Spener.

Von Halle verbreitete sich der Pietismus über die andern Universitäten, am längsten widerstanden Wittenberg und Rostock, durch Jahrzehnte die letzten Bollwerke der Orthodoxie. Auch an den Höfen gewann der Glaube Einfluß, er drang in die Regierungen und erfüllte nach 1700 die Landeskirchen der meisten deutschen Reichsgebiete. Und nicht auf Deutschland

blieb seine Herrschaft beschränkt, ein lebhafter Verkehr mit den Frommen in Dänemark, Schweden, dem slavischen Osten trug dazu bei, die innige Verbindung dieser Länder mit dem geistigen Leben Deutschlands zu unterhalten, welche bis zum Ende des Jahrhunderts gedauert hat. Selbst die orthodoxen Gegner wurden, ohne es zu wissen, durch die Pietät umgeformt, das alte scholastische Gezänk verstummte, mit größerer Würde und besserer Gelehrsamkeit suchten sie ihren Standpunkt zu vertheidigen.

Unterdeß wurden in dem Glauben der Pietät die Schäden größer, das Verderben auffälliger. Seit jener Proceß der geistlichen Erweckung ein geheimnißvoller Vorgang im Menschenleben geworden war, auf den die ganze Seele sich krankhaft spannte, sollte von ihm die Aufnahme in die Gemeinschaft der Frommen, alles Glück der Seligkeit abhängen. Wer durch einen besonderen Gnadenakt Gottes zur Erweckung durchgebrochen war, der lebte als Wiedergeborner im Stande der Gnade, ihm wurde von dem Herrn der Welt die Seele versiegelt gegen alle Sünde, er athmete in einer reinern Gottesluft, der Gnade des Lammes sicher, schon hier von der Sünde gelöst. Da wurde es dem Gebildeten, der jemals in das ironische Antlitz des Thomasius geblickt oder etwas von dem Menschenverstand der nüchternen deutschen Rede Wolf's in sich aufgenommen hatte, immer schwerer, diesen Gemüthszustand in sich durchzumachen. Nicht allen gewissenhaften Männern glückte es damit so gut wie dem Rechtsgelehrten Johann Jacob Moser; kläglich und erschütternd sind die Nachrichten, welche uns von dem Ringen Einzelner überliefert sind, von der Qual und Selbstpeinigung, in welcher sich Körper und Seele fruchtlos aufrieben. Bei den Schwächeren machte sich jede Art von Selbsttäuschung und unfreies Nachsprechen Anderer breit. Und nicht weniger die Heuchelei. Bald erschien es sehr zweifelhaft, ob der Wiedergeborne ein Schwärmer oder ein Betrüger sei, zuverlässig war er oft beides zugleich.

Seit der Pietismus die Gunst der Vornehmen und die Herrschaft gewonnen hatte, war er aber auch ein lohnendes Unternehmen, eine Modesache, ein Hilfsmittel für sehr weltliche Zwecke. Häufig waren solche, welche die heiligsten Offenbarungen empfingen, zarte, schwächliche Naturen, denen man ernste Dienste, welche zur menschlichen Ordnung gehörten, gar nicht zumuthen konnte; sie gewöhnten sich auf Kosten ihrer Gönner zu leben. Der Handwerker drängte sich in die Gesellschaft Vornehmer, um sein Fortkommen zu sichern, und zu den Erbauungsstunden großer Herren, welche am liebsten nicht in den Schloßkirchen, sondern in besonders eingerichteten Gemächern gehalten wurden, eilte bußfertig, wer irgend Gunst oder Schutz begehrte. Seufzen, Stöhnen, die Hände ringen, von Erleuchtung schwatzen wurde bald hier bald dort das einträglichste Geschäft. An den erweckten Geistlichen, welche die Seele schwacher Landesherren in Händen hatten, wurden alle Fehler, welche herrschsüchtigen Günstlingen eigen sind, bemerkt: Hochmuth und niederer Eigennutz. Bald kam auch die Sittlichkeit Vieler in üblen Geruch, und wenn irgendwo nach dem Tode eines frömmelnden Fürsten eine Gesellschaft herrschlustiger Frommer ausgetrieben wurde, so erregte das eine allgemeine Schadenfreude.

Aber es war für die Berather vornehmer Gewissen auch aus anderen Gründen eine angenehme Sache, durch ihre Wiedergeburt und Versiegelung Fürstinnen und Edelfrauen zur Andacht hinzureißen. Es schmeichelte ihrem Stolze, dieselben mit frommer Vertraulichkeit zu behandeln, ihnen jede Stunde des Lebens zu beherrschen. Schon um 1700 wird geklagt, daß wiedergeborne Seelsorger im Schlafrock ohne Rock und Kamisol unter den vornehmen Frauen umhergehen und sehr bereit sind, die Hände zu drücken, zu dutzen und zu küssen. Zumal Frauen von Stande wurden durch diese Verbindung mit Frommen zuweilen aus dem Geleise ihres Lebens gerissen: eine Gräfin von Leiningen-Westerburg heiratete um

1700 den Pastor Bierbrauer, vier Gräfinnen von Wittgenstein verbanden sich ebenso nicht ohne ärgerliche Zwischenfälle mit frommen Separatisten, mit bürgerlichen „Canaillen und Knipperdollings", wie ihr empörter Bruder sie nannte.*) In denselben Jahren flohen fünf Fräulein von Kallenberg aus Kassel zu der erweckten Eva von Buttlar, welche früher als Hofdame sehr weltlich gelebt hatte und jetzt in anstößiger Verbindung mit einigen Separatisten durch das Land zog, sich mit zweien ihrer Begleiter als Joseph, Maria und Jesus verehren ließ und in ihren Conventikeln arge Unsittlichkeit großzog; ihre „Rotte" vermochte sich, durch die Obrigkeiten verfolgt, nirgends zu halten.

Immer mehr nahm das Conventikelwesen überhand, neben maßlosen und verschrobenen zogen sich auch feiner beanlagte Seelen mit höheren sittlichen Ansprüchen aus der Kirche.

So geschah es, daß sich von allen Seiten der Widerspruch gegen den Pietismus erhob, Orthodoxe, Weltkinder und Gelehrte, zuletzt der gesunde Menschenverstand des Volkes. Wie sich das Urtheil der Besonnenen gegen ihn in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts stellte, soll hier noch an einem kurzen Beispiel gezeigt werden.

In seinen Jugenderinnerungen erzählt der würdige Semler, von welchem später ausführlich die Rede sein wird, das traurige Geschick seines Bruders Ernst Johann, der von der Universität Jena aus dem erweckten Kreise des Magisters Brumhardt und des Professors Buddeus tief zerrüttet ins elterliche Haus zurückkehrte. Die Stelle gibt eine so gute Einsicht in die Periode des untergehenden Pietismus, daß sie hier mit wenigen Verkürzungen mitgetheilt werden soll.

„Mein Bruder war zur Rechtschaffenheit so sehr gewöhnt

*) Die ärgerlichen Vorfälle, welche schon Thomasius mit großem Behagen dargelegt hatte, sind in dem fleißigen Werke: Max Göbel, Geschichte des christlichen Lebens in der rheinisch-westfälischen evangelischen Kirche, II, 2. und 3. Abtheil., ausführlich nach den Quellen dargestellt.

worden, daß er sie auch gegen sich selbst unverbrüchlich in Acht nahm. So leicht es also vielen Brüdern wurde, den Tag und die Stunde der Versiegelung anzugeben, von wo an sie in lauter geistlicher, himmlischer Fröhlichkeit zu leben alle Ursache hatten und in den Rang der Kinder Gottes, die zum Durchbruch gekommen waren, erhoben wurden: so wenig konnte mein Bruder dieses Nachsprechen und geistliche Lügen sich verzeihen; es traf nichts bei ihm ein, was Andere so leicht und so unzähligemal daher redeten. Er gerieth also über die Größe seiner Sünden, die ihn allein daran hinderten, in eine ungemessene Traurigkeit; er betete nicht nur, er winselte halbe Nächte vor dem Heilande, und es fand sich keine Veränderung in seinem Bewußtsein. Er aß selten Fleisch, kein Weißbrot oder Semmel; er hielt sich ganz unwerth seines Daseins. Alle Nächte, wenn ich eingeschlafen war, stahl er sich heimlich aus dem Bette, schlich sich in die anstoßende kleine Bücherkammer, kniete oder lag ganz auf der Erde und verlor im Affect nach und nach die Vorsichtigkeit, sachte und leise zu reden; sein helles Winseln und Jammern weckte mich auf. Ich suchte ihn, und so wenig ich mir zutrauen konnte, als ein wenig bekehrter Schüler großen Eingang zu finden, so sagte ich ihm doch zuweilen solche schöne Zeilen und Verse, auch wol griechisch und hebräisch vor, daß er mich oft umarmte und seufzete: „Ach, wenn das mich anginge!" Ich erwiederte zuweilen hastig, was dies für Verkehrung eines Menschen statt Bekehrung sei, wie dieser Weg unmöglich richtig und wahr sein könnte, worauf man allen Absichten Gottes entgegen handelte und eine absolut unnütze, recht anstößige Creatur aus sich selbst machte. „Ja," sagte er, „das bin ich, und kann es noch nicht genug erkennen." Ich sprach mit meiner Mutter; die weinte über ihren Sohn, der nun unsere Stütze sein könnte, wenn ihn nicht solche unwahre Einbildungen verdorben hätten. Mein Vater mißbilligte dies alles noch ernsthafter, und holete aus der Dogmatik und Polemik so weit aus, daß ich es wol ver-

stand, wofür er diese neuen Seelenanstalten hielt. Indeß mußte er sich in Acht nehmen, denn der ganze Hof war für diese Partei; Viele waren ganz gewiß sehr gutmeinende Christen, aber es waren auch ganz unleugbare Müssiggänger und bekannte Abenteurer, die in diese Anstalten eintraten und ihre gute sehr bequeme Lebensart leicht fanden. Alle Beweise von ihrem Leben im Fleische, — welche Beweise gar nicht selten oder unkenntlich waren, — halfen nichts; wer konnte hier hindurchdringen! Hie und da hatte ein solcher Bekehrter mit seiner Magd in Schande gelebt; es wurde nicht untersucht, es war Calumnie, und man setzte ihn zur Noth wo anders hin, wenn seine Bauern hierin zu altlutherisch blieben. Mein Bruder gab nach und nach zu verstehen, daß auch mein Vater den engen Weg noch nicht selbst gegangen sei, es war ihm also nicht zu helfen. Man lief sogar im Wald herum Tag und Nacht, so daß die Andacht im Mondenlicht, welche jetzt Manche wieder anempfehlen, nichts Neues ist; man sang die neuen Liederchen mit einander; der Herzog gab freilich oft den Conversations-Wagen dazu her nebst der leiblichen Bewirthung; ja er war oft selbst der Kutscher, um etliche fromme Schusterweiber, die viel Glaubenskraft hatten, um des Heilandes willen öffentlich zu ehren. Ich übertreibe die Sache so wenig, daß ich hier noch nicht Alles sage. Es kam die Zeit der jährlichen Wallfahrten, denn auch diese alte Kunst hatte man aus den Zeiten und Anstalten der Mönche beibehalten; an manchen Orten sollte die Gnade des Heilands ganz reichlich und fast sichtbar wohnen, da wallfahrteten Brüder und Schwestern hin, in der That wider Christi Grundsatz, daß weder Jerusalem nach Samaria den Gnadenort enthalte. Es brachten wenigstens Viele ihre Zehrung mit. Mein Bruder reiste gewiß nicht ohne Geld nach Ebersdorf, und brachte nichts zurück, vielmehr hatte er dem und jenem Bruder zum Andenken dies oder jenes Büchelchen abgekauft. Die Schwärmerei hatte wirklich Absichten, die ins Große gingen, ob sie

gleich nachher die Sache wieder ins Gemäßigte setzten, weil die philadelphischen Rechnungen nicht eintrafen. Während einer solchen frommen Reise meines Bruders starb meine Mutter, eine Frau, deren Andenken ich vor Gott täglich segne. Mein Bruder fand sie eben im Sarge, als er wieder kam; er fühlte allen Schmerz eines Sohnes, legte sich lang auf ihr Gesicht und rief laut: „Ach, wäre ich unnützer Mensch an meiner Mutter Stelle gestorben!" Nun hatten wir alle einigen Zugang zu seinem Herzen, diese Reise zu Fuß hatte die Hypochondrie sehr geschwächet; das dortige Zureden der Brüder hatte einige Vorstellungen herbeigerufen, die er selbst sich nicht erwerben konnte, er war ziemlich beruhiget oder fing an zu glauben. Wir stellten ihm vor, er müsse doch auch den Menschen mit seinen noch kleinen Gaben dienen; er nahm zuerst eine Stelle an als Präceptor in dem kleinen Waisenhause, und nachher bei einem Herrn von Dieskau, der auf dem sogenannten Schlößchen wohnte, in der allerschönsten Gegend, die man sich wählen kann. Auf der Stadtmauer stehet der eine Theil dieses alten Schlosses; unter der Mauer ist noch ein schmaler Fußsteig, den angepflanzte Hecken für das Ausglitschen beschützen; aber gerade unter diesen Bruchstücken eines Felsen fließet die Saale, zuweilen sehr groß und breit, stets aber voll genug, daß Flöße und Kähne gebraucht werden können; vom Schlosse aus trug das Auge in einem halben Zirkel auf lauter Wald und Berge. Hier hätte sich mein Bruder vielleicht erholen können; aber er lebte nicht lange mehr."

So weit der Bericht Semler's. Er selbst wurde später von der herrschenden Gemüthsrichtung angesteckt, auch er rang noch als Knabe nach der Erweckung, aber das kräftigere Gefüge seines Geistes machte ihm die Heilung möglich.

Auch die Zeit half dazu.

Denn dieser frommen Richtung wurde das Jahr 1740 verhängnißvoll. Der neue König von Preußen war den Pietisten ebenso abhold, als sein Vater ihnen geneigt gewesen war.

In seinen Landen wurde zuerst mit Bewußtsein und Energie das neue wissenschaftliche Leben der alten Gefühlsseligkeit gegenübergesetzt. Fast gleichzeitig verloren die Frommen an mehren sächsischen Höfen die Herrschaft; die Zeit der Aufklärung begann, das beste Leben der Nation ging seitdem in andern Bahnen, die Stillen im Lande erhielten sich nur als vereinsamte Gemeinden. — Auch die Brüdergemeinden des Grafen Zinzendorf entwickelten zwar durch längere Zeit eine achtenswerthe Missionsthätigkeit in fremden Ländern, sie blieben aber ohne Einfluß auf die Strömung des deutschen Lebens, welche jetzt tiefer und kräftiger dahin fluthete.

Der Pietismus hatte eine Anzahl Geweckter zusammengeschlossen, er hatte die Einzelnen aus dem Leben der Familien herausgehoben, in den Seelen die Sehnsucht nach einem stärkern Inhalt gesteigert; er hatte neue Formen der Verkehrs eingeführt, hier und da den starken Unterschied der Stände durchbrochen, er hatte in der ganzen Nation größern Ernst, äußerliche Zucht gefördert; aber den nationalen Zusammenhang der Deutschen hatte er nicht gekräftigt. Wer sich ihm eifrig hingab, gerade der war in der größten Gefahr, sich mit Gleichgesinnten aus der großen Strömung des Lebens zurückzuziehen und aus der Einsamkeit wie ein Schiffbrüchiger von seiner Insel auf die große Wasserwüste hinabzusehen, die ihn umgab.

Auch die neue Wissenschaft schuf zunächst nur einzelne Gelehrte; dann eine freie Bildung, darauf das Bewußtsein nationaler Einheit in einem Volke, welches für seine Selbständigkeit zu kämpfen und zu sterben, endlich auch zu leben wagte.

2.

Der Wasunger Krieg.

(1747.)

Mit Blut und Kanonendonner begann das große Jahrhundert der Aufklärung. Der spanische Erbfolgekrieg tobte an der Westgrenze, in dem zerrissenen Reich kämpften Baiern und Köln unter Reichsacht im Bunde mit Ludwig XIV gegen das Haus Habsburg.

Ohnmächtig war die Reichsverfassung geworden, ein Spott des Auslandes; bald kam die Zeit, wo der Deutsche sich frug, wie das Reich doch noch immer zusammenhalte. Im Osten standen die Hohenzollern bereits mächtig neben den Habsburgern, auch die Hohenzollern seit dem Beginn des Jahrhunderts Könige außerhalb des Reiches, das Kurhaus Sachsen kurz vorher im unsichern Besitze der polnischen Wahlkrone.

Noch brannten die Scheiterhaufen über verurtheilten Hexen, noch haderten die Geistlichen der drei Bekenntnisse in unerquicklichem Streit, noch lag auf den Massen die Unduldsamkeit der Kirche, der Druck der Armseligkeit, der Mangel an großen politischen Zielen, die Kläglichkeit der kleinen Landesgebieter und ihrer Höfe.

Immer schroffer wurde die Trennung der Stände. Der Edelmann, welcher nicht auf seinem Gut „verbauern" wollte, regierte zuweilen als Beamter seines Fürsten in den Städten, oder er suchte eine Offizierstelle, oft noch in fremden Heeren; am liebsten zog er sich an den Hof, wo er mit seinem Gebieter

tafelte, jagte, und in der Aufregung kleiner Umtriebe und dem Ceremoniell des Hofdienstes nicht weiser und nicht mannhafter wurde. Der Begriff von Hoffähigkeit und von den höfischen Rechten des Adels wurde immer einflußreicher. Noch waren zuweilen die bürgerlichen Rechtsgelehrten des Landesherrn seine Vertreter auch gegen einen andern Staat, aber doch nur aus Noth, weil im Adel die geschulten Kräfte fehlten. Die Person des Landesherrn war seit der ersten Jugend vom Hofadel umgeben, dem nur zuweilen noch der Geistliche oder ein bürgerlicher Erzieher gegenüberstand. Die Etikette erlaubte dem Fürsten nur in einzelnen Fällen, in bestimmten Formen, mit dem Bürgerlichen zu verkehren. Es kam vor, daß ein guter Landesvater sich in einen Privatmann verpuppte, in eine entlegene Stube zurückzog, einen alten Schlafrock anlegte und eine Pfeife in den Mund nahm, um mit seinen Bürgern unmittelbar verkehren zu können und aus ihrem eigenen Munde ihre Wünsche zu hören. Während solcher Stunden war seine fürstliche Würde gewissermaßen außer Kraft; trat er aus dem Zimmer heraus, so umgab ihn der Bann des Hofes.

Und doch fanden gerade in dieser Zeit zahlreiche Mißheiraten statt. Noch durchbrach bei Vielen vom hohen Adel eine wilde Natur den Zwang des Hofbrauches, und mehr als einmal wurde bürgerlichen Mädchen der zweifelhafte Vorzug, zur angefeindeten Gemahlin eines Fürsten aus altem Geschlechte zu werden. Selten erhielt die Frau durch den Kaiser die Rechte der Ebenbürtigkeit, meist wurde die Ehe morganatisch geschlossen, den Kindern die Thronfolge versagt.

Zu den deutschen Fürsten, deren Leben durch eine solche Verbindung aus dem Gleis gebracht wurde, gehört Anton Ulrich, Herzog von Sachsen-Meiningen. Geboren 1687, der jüngste von drei Brüdern, wurde er nach dem alten Brauch seines Hauses Mitregent des Landes in der Art, daß der älteste

Bruder die höchsten Regierungsrechte ausübte, die jüngeren aber einen Antheil an den Landeseinkünften erhielten. Als junger Prinz hatte er Reisen gemacht, im Erbfolgekrieg durch einige Feldzüge als kaiserlicher Offizier gedient, beim Frieden von Rastatt war er als Generalmajor vom Heere geschieden. Ein feuriger Jüngling, höflich und gewandt, leutselig, wie jüngeren Prinzen ziemt, nicht ohne einige geistige Bestrebungen, — er hat, der herrschenden Mode folgend, eifrig Kunstsachen und Naturmerkwürdigkeiten gesammelt, — von lebhaftem Geist, ritterlicher Haltung, war er der Liebling des Landes, das er nur dem Namen nach beherrschte. Was ihn erfüllte, trieb er eigenwillig, rücksichtslos, mit einer eisernen Ausdauer, die ihn wol zu Großem gebracht hätte. Da wurde sein Geschick, daß er Philippine Cesar, die Tochter eines hessischen Hauptmanns, Kammerfrau seiner Schwester, der Aebtissin von Gandersheim, liebgewann; er führte sie nach Holland und ließ sich mit ihr trauen.

Mehre Jahre umhüllte er seine Ehe mit Geheimniß. Sein Leben wurde unstät, seine Gemahlin hatte er in Amsterdam geborgen, die Diener hatten strengen Befehl, seinen Wohnort zu verheimlichen, Briefe von Haus empfing er auf Umwegen, er selbst fuhr nur ab und zu in das Land seiner Väter. Als ihm aber seine Gemahlin immer werther wurde und einige Söhne geboren hatte, da erwachte die Hartnäckigkeit seiner Natur: er offenbarte seine Vermählung und verlangte von der Familie die Anerkennung der Ehe, die Erbberechtigung für seine Kinder.

Jetzt brach der Unwille seines stolzen Hauses aus. Die Anerkennung wurde verweigert. Nach Ansicht der deutschen Höfe war eine solche Ehe allerdings eine Ungeheuerlichkeit, aber es war immerhin zweifelhaft, ob die Bestimmungen des Lehnrechts genügten, gerade diese Ehe für ungiltig zu erklären. Deshalb traten sämmtliche Herzöge von Sachsen 1717 zusammen und beschlossen, daß alle nicht ebenbürtigen Verbin-

bungen in ihrem Hause nur als morganatische Ehen angesehen und den Kindern daraus niemals Erbfolgerechte eingeräumt werden sollten.*)

Anton Ulrich blieb fest. Er verfocht seine Sache eifrig am kaiserlichen Hofe und kämpfte unermüdlich gegen die Räthe des Landes, welche den großen Zwist benutzten, auch die Einkünfte des Herzogs zu verkürzen. Aber durch schmale Kost war seine Natur nicht zu beugen. Als 1722 der letzte Lehnsträger des Altensteins, ein Hund von Wenckheim, auf den Tod lag und die bevollmächtigten Abgesandten der Regierung schon um das Sterbebett standen, das erledigte Lehen in Besitz zu nehmen, da ritt plötzlich Anton Ulrich in den Schloßhof, trat trotz dem Widerspruch der Räthe, die doch auch seine Diener waren, in das Zimmer des Sterbenden, sang das Abendlied und die Bußgesänge mit und übernachtete mit Gewehr und Pistolen im Schlosse. Sobald der Vasall die Augen zugedrückt hatte, trat er bewaffnet in das Totenzimmer und nahm nach altem Brauche Besitz von dem erledigten Lehen, indem er sich in einen rothsammtnen Lehnstuhl mit den Worten niedersetzte: „Hiermit ergreife ich Possession für meinen dritten Theil, unbeschadet der zwei Drittheile meiner Herren Gebrüder." Dabei rief er seine Begleiter zu Zeugen, rückte kräftig, wie der Brauch vorschrieb, mit der Hand an dem Tische, dem Sinnbild der beweglichen Habe, daß das Gießbecken umschlug, und ließ einen Span aus der Thür des Sterbezimmers und des Gastzimmers ausschneiden. Darauf nahm er die Anwesenden, welche sich nicht durch Flucht entzogen hatten, in Pflicht, ritt aus dem Schlosse, schnitt Splitter aus dem Eichwald und Rasenstücke aus den Wiesen als ferneres Zeichen der Besitzergreifung, und kehrte nach Meiningen zurück. Als er aber wiederkam, fand er

---

*) Es galt als besonders anstößig, daß eine ältere Schwester der Gemahlin Anton Ulrich's gerade in Meiningen an den herzoglichen Kapellmeister Schurmann verheiratet war.

das Burgthor verschlossen und mit Grenadieren besetzt; seine Drohungen und Protestationen hatten keinen Erfolg.

Damals hatte er den Wunsch gehabt, mit Gemahlin und Kindern ein friedliches Leben in einem eigenen Besitzthum der Heimat zu führen. Es sollte ihm so gut nicht werden. Seine Brüder brachten einen Beschluß des Reichshofraths aus, nach welchem er Frau und Kinder gar nicht in das Land seiner Väter führen, und wenn er es wagte, für diese niemals den fürstlichen Titel in Anspruch nehmen sollte. Er aber zog jetzt selbst nach Wien und bewirkte dort durch große Geldsummen und durch seine Kriegsbekanntschaften, — der spanische Minister Marquis de Perlas war sein Beistand, — daß Kaiser Karl VI Frau Philippine in den Fürstenstand des heiligen römischen Reichs erhob, ihre Söhne und Töchter aber zu Herzogen und Herzoginnen zu Sachsen mit allen Fähigkeiten und Gerechtigkeiten, also auch der Erbfolge.

Dagegen aber erhob sich wieder das ganze Haus Sachsen und die durch Erbverträge in Mitleidenschaft gezogenen Hohenzollern und Hessen. Zunächst jedoch war Anton Ulrich Sieger. Sein ältester Bruder starb, der zweite war ein schwacher Mann. So wurde er im Jahre 1729 wirklicher Mitregent des Landes; da führte er seine Gemahlin und seinen ältesten Sohn unter dem Herzogshut in Meiningen ein. Elf Jahre lang freute sich der trotzige Fürst, seinen Willen durchgesetzt zu haben. Aber ihn selbst hatte der Kampf gegen sein Haus verbittert, und zu der Unruhe und Gewaltsamkeit war ihm eine Streitsucht gekommen. Widerwärtig und endlos war der Zwist um die Regierung, die Zerwürfnisse mit seinem Bruder und dessen Günstlingen; das kleine Land war in zwei Parteien getheilt, Minister und Beamte schlugen sich auf die eine oder andere Seite, zuweilen stand die Regierungsmaschine ganz still. Der Herzog lebte mit Gemahlin und Kindern meist außer Landes, in Wien. Die Streitigkeiten mit den fürstlichen Anverwandten um die Ebenbürtigkeit, welche immer noch fort-

liefen, ärgerliche Zwistigkeiten mit den Nachbarn wurden ihm ein düsterer Genuß. Er hatte sich nicht unbedeutende Kenntniß in den Formen des öffentlichen Rechts erworben und führte alle seine Gerichtshändel selbst; sie scheinen einen großen Theil seiner Zeit in Anspruch genommen zu haben.

Aber dem Siege sollte schmerzliche Niederlage folgen. Der neue Kaiser aus dem Hause der Wittelsbacher, Karl VII, war bei seiner Erwählung in sehr bestimmter Rücksicht auf die Angelegenheit Anton Ulrich's durch die Wahlcapitulation verpflichtet worden, keine offenkundigen Mißheiraten für gesetzlich ebenbürtig, und wo dies bereits früher geschehen sei, das Erbfolgerecht solcher Kinder für null und nichtig zu erklären. Deshalb ward die Standeserhöhung der Herzogin von Meiningen und ihrer Kinder widerrufen. Anton Ulrich legte Berufung an den Reichstag ein. Vergebens. Auch dieser faßte den Beschluß, daß der Herzog abzuweisen sei, und Kaiser Franz I, der Lothringer, bestätigte diese Abweisung.

Es war ein grausames Spiel des Schicksals. Die Gemahlin des Herzogs hatte das Glück, die letzte kaiserliche Entscheidung nicht zu erleben: sie starb wenige Wochen vorher, während ihr Gemahl in Frankfurt vergebens Himmel und Erde in Bewegung setzte, das Geschick abzuwenden. Aber noch um ihren Sarg haderten die Parteien. Der Bruder und Mitregent des Herzogs verweigerte die Beisetzung des Leichnams im fürstlichen Erbbegräbniß, ja auch das fürstliche Trauergeläut. Anton Ulrich stürmte von Frankfurt nach Meiningen und befahl Geläut und Beisetzung; Gebot und Verbot kreuzten einander durch mehre Wochen, bald wurde geläutet, bald wieder aufgehört. Da Anton Ulrich, der wieder nach Frankfurt geeilt war, die Beisetzung des Sarges an jedem andern Orte als im Erbbegräbniß verboten hatte, so wurde der Sarg in einem Zimmer des Schlosses mit Sand überdeckt; dort stand er anderthalb Jahre, bis im Jahre 1746 auch der letzte Bruder Anton Ulrich's starb. Da ließ der Herzog, um seiner

Gemahlin noch im Tode Genugthuung zu verschaffen, die Leiche des Bruders in fürstlichem Trauerschmuck zur Schau aufbahren und dann in dasselbe Zimmer neben den Sarg seiner Gemahlin stellen und wie diesen mit Sand überschütten. Dort standen die beiden Särge noch ein Jahr, dann wurden sie beide zugleich still im Erbbegräbniß beigesetzt.

Jetzt war Anton Ulrich, einst der jüngste seiner Familie, Alleinherrscher und Aeltester seines Geschlechts, aber Meiningen war ihm verleidet; er durfte seine geliebten Kinder daheim nicht als Herzöge einführen, darum zog er zu ihnen nach Frankfurt. Seine Agnaten verbargen kaum die Ungeduld, mit welcher sie auf seinen Tod warteten, um das Erbe des letzten Meiningers in Besitz zu nehmen. Der größte Theil seines Lebens war im Streit gegen sie verlaufen, jetzt übte er Rache. Er vermählte sich ihnen zum Possen, dreiundsechzig Jahre alt, mit einer Prinzessin von Hessen-Philippsthal. Aus der ersten Ehe waren ihm zehn Kinder geboren, aus der zweiten wurden ihm noch acht. Jede neue Geburt zeigte er den betheiligten Anverwandten auf einem Bogen im größten Royalfolio an.

Er starb 1763 zu Frankfurt am Main. Noch in seinem Testamente bricht der trotzige Wille aus, die beiden Söhne erster Ehe als Miterben in sein Land einzuführen. Alle Kinder der ersten Ehe starben unvermählt.

Es war ein verfehltes Leben, aber es verdient wol die Theilnahme einer spätern Zeit. Eine starke Leidenschaft verstörte seine Tage bis zur letzten Stunde. Mit einer großen Liebe drang auch ein Strom von Galle in sein Herz, ohne Aufhören rinnend; seine Zeit, sein Geld, alle seine Geistesgaben wurden in dem traurigsten aller Kämpfe, in Familienhändeln, verwendet. Großes versprach seine glänzende Jugend, und sein ganzes Mannesalter, wie fruchtlos wurde es für Andere, ja für ihn selbst! Noch als Greis saß er in einer fremden Stadt, getheilt zwischen seiner Vergangenheit und der neuen Häuslichkeit, in der er sich nicht mehr behaglich einleben konnte. Sein

Geist, einst so lebhaft und rührig, sein unbeugsamer Wille, sie waren durch seine persönlichen Angelegenheiten so eingenommen, daß er als wirklicher Gebieter seines Landes nicht mehr den Trieb hatte, seine Pflicht zu thun.

Er war im Unrecht gewesen, als er die Tochter eines Bürgers geheiratet hatte; denn wenn auch noch kein Hausgesetz die nicht ebenbürtige Ehe verbot, er hatte seine Ehe heimlich, ohne Wissen seiner Mutter und des ältesten Bruders, des Seniors seiner Familie, geschlossen. Niemand soll sich so ohne offenes Aussprechen von seiner Familie lösen, am wenigsten der Herr eines Landes. Ja er hatte vielleicht im Anfange gar nicht die Absicht gehabt, seine Gemahlin zur Herzogin zu machen.

Aber auch das Verhalten seiner Verwandten ist nicht tadellos. Abgesehen von kleinen Ungerechtigkeiten und hinterlistigen Anfeindungen, mit denen sie den reizbaren Fürsten quälten, auch wirkliche Rechte desselben verkürzten, waren die unförmlichen Klagschriften derselben, die zum Reichshofrath und zum Kaiser liefen und sogar öffentlich verbreitet wurden, in einem Tone gehalten, der den Fürsten mit Recht empörte. Die Cesarin wird darin eine gemeine Weibsperson genannt, ihre Kinder Bastarde, es wird bezweifelt, daß überhaupt eine Ehe geschlossen sei, und Aehnliches, was dem rechtsverdrehenden Stile der damaligen Streitschriften anzuhängen pflegte. Und vollends unerhört, — so viel uns bekannt, auch in der Fürstengeschichte, — ist der Widerruf einer bereits vollzogenen Standeserhöhung.

Es war nicht unnatürlich, daß Anton Ulrich durch eigene Erfahrung auch einen Widerwillen gegen die Standesansprüche des niederen Adels am Hofe erhielt, und es lag ganz in seinem Wesen, daß er seinen Haß bei Gelegenheit mit rücksichtsloser Härte offenbarte. Das that er kurz nach dem Tode seiner Gemahlin dem verwaisten Hofe von Meiningen.*)

*) Für diese Darstellung sind benutzt: Archiv für die Herzogl. Sächs. Meiningischen Lande II, 1834; darin: Biographie Anton Ulrich's. — Der Wasunger Krieg von A. von Witzleben, 1855. — Ferner die als

Im Fürstenschloß zu Meiningen hatte unter den Hofchargen die Frau Landjägermeisterin Christiane Auguste von Gleichen den ersten Rang. Unter den andern hoffähigen Damen war auch eine Frau von Pfaffenrath, zwar eine geborene Gräfin Solms, aber doch nur Regierungsräthin und Frau eines eben erst geadelten Mannes, den sie noch dazu auf nicht regelmäßigem Wege geheiratet hatte. Denn ihr Mann war Hauslehrer in ihrem elterlichen Hause gewesen, sie war mit ihm entflohen und hatte, nach manchen Beschwerden, eine Versöhnung mit ihrer Frau Mutter und ein Adelsdiplom für ihren Gatten durchgesetzt. Jetzt wurde sie durch den Herzog Anton Ulrich von Frankfurt aus protegirt, wie der Hof raunte, weil ihre Schwester den Vorzug hatte, die Huldigungen des alten Herrn zu empfangen. Natürlich durfte sie nur nach Amt und Rang ihres Mannes eingeschätzt werden, aber leider erhob sie Prätensionen, weil sie selbst vom hohen Adel wäre. Als sich nun im October 1746 die Thüren des Speisezimmers öffnen sollten und der Page schon zum Gebet bereit stand, da trat der Oberstallmeister an die Frau Landjägermeisterin und sagte: „Serenissimus haben befohlen, daß die Frau von Pfaffenrath den Rang vor allen Damens haben soll.“ Frau von Gleichen erwiederte, das werde sie sich nicht gefallen lassen, aber Frau von Pfaffenrath hatte eine günstige Aufstellung genommen und schnitt der Frau Landjägermeisterin den Vortritt ab, bevor diese es hindern konnte. Doch die entschlossene Frau Landjägermeisterin war weit entfernt von feiger Submission. Sie eilte um den Tisch zu dem herzoglichen Cabinetsminister und gab ihm die Erklärung ab, welche einer Dame von Charakter nach so unerhörter Beschimpfung ziemte: „Wenn Frau von Pfaffenrath mir nach der Tafel wieder vorgeht, so werde ich

---

Manuscript gedruckten Beschwerdeschriften des Meininger Hofes gegen Anton Ulrich von 1721, 1733, 1745, 1747. — Die Erzählung des Lieutenants Rauch selbst ist der Handschrift desselben entnommen, welche sich in der Herzogl. Bibliothek zu Gotha befindet.

dieselbe mit Aufopferung ihres Reifrocks zurückziehen und ihr ein Paar Worte sagen, welche sehr verdrießlich werden können." Der Cabinetsminister war in Verlegenheit, er kannte den festen Charakter der Frau von Gleichen. Endlich gab er ihr den Rath, sich vor dem Gebet vom Tische zu erheben, dann werde sie jedenfalls als erste hinausgehen und den Vortritt haben. So „maintenirte" die Frau Landjägermeisterin ihren Posten, aber sie hatte sich sehr alterirt; und erregt war der ganze Hof, ja er spaltete sich in zwei Parteien. Dieser Streit der Damen setzte das ganze heilige römische Reich in Bewegung, verursachte einen Feldzug zwischen Gotha und Meiningen und wurde erst durch Friedrich den Großen in einer Weise beendigt, welche sehr an die Fabel von dem Löwen erinnert, welcher den Königsantheil für sich selbst in Anspruch nahm.

Frau von Gleichen wandte sich an den abwesenden Herzog um Genugthuung. Sie erhielt eine starke und ungnädige Antwort. Empört durchforschte sie das frühere Leben ihrer Feindin und ließ ein anonymes Schreiben verbreiten, in welchem die Liebesabenteuer der Gräfin mit mehr Genauigkeit als Zartgefühl dargestellt wurden. Ueber dies Pasquill oder „libellus famosus" beklagte sich wieder Frau von Pfaffenrath bei dem Landesherrn in Frankfurt, und seitdem begann ein Verfahren gegen die Frau Landjägermeisterin, welches selbst damals für hart und grausam galt. Sie sollte der Frau von Pfaffenrath kniend Abbitte thun und sie auf das Bußfertigste um Vergebung bitten; und als sie sich mit den Worten weigerte: „Lieber sterben," wurde sie nach dem Rathhause in Haft gebracht und dort von zwei Musketieren bewacht; auch ihr Mann ward in ein ungesundes Gefängniß gesteckt. Unerschüttert durch so große Leiden bat die Frau Landjägermeisterin in einem schönen Briefe voll Selbstgefühl und edler Gesinnung den Herzog um die Befreiung ihres Gatten, um ihre Entlassung aus dem Hofdienste und die Erlaubniß einer gerichtlichen Vertheidigung gegen die Pfaffenrath. Alles wurde ihr abgeschlagen. Im

Gegentheil wurde sie von zwei Musketieren in die Stube der Pfaffenrath getragen, um abzubitten, und als sie sich wieder weigerte, fuhr man sie auf den Markt von Meiningen, umschloß sie mit einem Kreis von Soldaten, und der Landrichter las einen herzoglichen Befehl ab, in welchem dem Volke verkündet wurde, das Pasquill solle vor den Augen der Landjägermeisterin durch den Schinder verbrannt werden und einem jeden Menschen solle bei hundert Thaler Strafe und sechs Wochen Gefängniß verboten sein, noch von der Sache zu sprechen. Der Brief wurde von dem Henker verbrannt und Frau von Gleichen wieder in das Gefängniß zurückgeführt.

Jetzt aber erhoben die Freunde der Gleichen Klage beim Reichskammergericht. Der wiederholten Aufforderung des Reichskammergerichts an den Herzog Anton Ulrich und seine Regierung, die Eheleute von Gleichen freizugeben und nach geschriebenem Rechte zu verfahren, wurde nicht gehorcht. Darauf erhielt der Herzog Friedrich III von Gotha durch dasselbe Gericht den Auftrag, die Frau von Gleichen und ihren Ehemann gegen alle fernere Gewalt zu schützen und selbige aus der Gefangenschaft in Meiningen in sichere, doch ohnnachtheilige Verwahrung zu bringen. Herzog Friedrich forderte von Meiningen die Auslieferung der Gefangenen; man ließ aber seinen Beauftragten nicht in die Stadt, nahm ihm seine Briefe nicht ab, sondern bedeutete ihn, wenn Gotha etwa die Befreiung mit Gewalt erzwingen wolle, so habe man auch zu Meiningen Pulver und Blei. Denn zwischen Gotha und Meiningen bestanden zahlreiche Händel und große Erbitterung.

Darauf rüstete Herzog Friedrich von Gotha zu bewaffneter Execution. Er war ein wehrhafter Herr, der in holländischem und in kaiserlichem Dienste gegen Hilfsgelder sechstausend Mann Fußvolk und fünfzehnhundert Mann Reiterei unterhielt. Außerdem besaß er eine große Anzahl Geschütze und ein starkes Offiziercorps mit mehren Generälen. Die Wehrkraft von Meiningen dagegen war gering, sie bestand fast nur aus dem

alten Defensionswerk, Milizen von geringem militärischem Geschick. Diese zog man zusammen und befestigte Meiningen, so gut man in der Eile konnte. Es war aber vom Schlachtengott nicht bestimmt, daß Meiningen selbst das Kampfziel werden sollte; denn die losgelassene Kriegsfurie begnügte sich, um die meiningensche Landstadt Wasungen zu rasen. Und zwar war es ein verhängnißvoller Zufall, daß gerade dieser Ort Schauplatz des Krieges werden mußte; denn bei Ohrenbläsern galt er für das Schilda oder Schöppenstädt Meiningens, und im Lande rollte eine lügenhafte Geschichte von seinen Rathsherren und einem großen Kürbis umher. Der Rath sollte den Kürbis verkannt und als ein fremdes Pferdeei betrachtet haben, welches zum Wohl der Stadt durch vereinte Kraft der Rathsherren auszubrüten sei.

Die kriegerischen Händel, welche jetzt mitten in Deutschland zwischen den thüringischen Staaten Gotha und Meiningen ausbrachen, sind unter dem Namen des Wasunger Krieges bekannt. Für die Kriegsgeschichte haben sie keine Wichtigkeit; um so bezeichnender sind sie für Bildung und Zustände des Zeitalters, in dessen Ende sie fallen. All das Elend im deutschen Reich, die Verkommenheit des bürgerlichen Lebens, die rohe Unsittlichkeit der damaligen Politik, Kleinlichkeit, Zopf und Unbehilflichkeit der Reichsarmee erscheinen dabei so massenhaft, daß sie wol Heiterkeit erregen könnten, wenn nicht der bittere Ernst, die Hilflosigkeit des deutschen Reiches, zu grell ans Licht träte.

Von hier übernimmt der gothaische Lieutenant Rauch als Theilnehmer am Kriege den Bericht. Er erzählt in seinem Tagebuche, wie folgt.

„Den 15ten Februar früh Punkt ein Uhr brach unser ganzes Commando von Dambach auf und marschirte mit brennenden Flambeaux durch den Wald, über den sogenannten Rosengarten, daß wir mit Anbruch des Tages bei dem hessischen Dorfe Floh eintrafen; unser Herr Gott wußte, wo wir hin

wollten, aber wir nicht. Wir setzten unsern Marsch immer fort, durch Stadtschmalkalden durch und gerade auf Mittelschmalkalden zu.

Als die Garde zu Pferde an dem meiningenschen Dorfe Niederschmalkalden ankam, stand ein Lieutenant mit ungefähr vierundzwanzig Mann Landmiliz uns quer vor dem Wege und ließ uns nicht passiren. Hier mußten alle drei Corps Halt machen. Der Major von Benkendorff nebst dem Oberlieutenant ritten auf den dastehenden commandirenden Lieutenant zu; der Herr Major fragte ihn: was das wäre, oder was das heißen sollte, daß er uns nicht wollte passiren lassen? ob dieses hier nicht eine offene Landstraße wäre? Der Lieutenant beantwortete mit Ja! es wäre eine Landstraße, aber er hätte Befehl, uns nicht passiren zu lassen. Der Herr Major von Benkendorff mochte ihm sagen, was er wollte, der Lieutenant gab ihm dennoch kein Gehör; der Major griff in seine Tasche und wollte ihm einen Brief zeigen, welchen er auch nicht annahm. Worauf der Major dem Lieutenant sagte: wenn er ihn mit seinem Volke nicht passiren ließe, so würde er durchsetzen.

Der Lieutenant gab kurze Antwort: das könnten wir thun, vor Gewalt könne er nicht. Der Herr Major ritt sogleich zur Garde, ließ das Seitengewehr ausziehen und rückte auf den Lieutenant zu und wollte sehen, ob er sich etwa sollte behandeln lassen, aber er wich nicht von der Stelle. Der Major fragte ihn noch einmal, ob er wollte Feld geben oder nicht? Er blieb bei seinem Worte: Nicht von der Stelle, er hätte Befehl von seinem Herrn. Darauf commandirte der Herr Major an die Garde: Marsch! Marsch! und setzte durch.

Bei diesem Durchjagen mochte wol ein Pferd dem meiningenschen Lieutenant einen Schub auf die Seite gegeben haben, daß er im Wege herumtaumelte. Der Lieutenant aber erholte sich, ergriff sein Gewehr und schoß den Wachtmeister

Starke von der Garde, weil er hinten schloß, in den Hintersten, daß sich auch sein Pferd mit ihm bäumte und er den Hals bald dazu gebrochen, wenn nicht ein Reiter zugesprungen wäre und das Pferd beim Zügel gefasset hätte. Mein guter alter Lieutenant aber, als er Feuer gegeben, begab sich auf's Laufen. Der Reiter aber, Namens Stähm, jaget ihm sogleich nach und will ihm den Kopf entzweihauen; der Lieutenant aber hält sein Gewehr über'n Kopf quer vor, daß auch der Reiter Stähm den Pulversack an dem Gewehrlauf halb durchgehauen hat. Mein alter Lieutenant aber will weiter laufen und springt über einen Graben weg, daß ihm der Reiter nicht kann nachfolgen, und denkt, er ist nun fort. Der Grenadier Hellbich aber schlägt an, und schießt meinen alten Lieutenant Zimmermann im Laufen hinter das rechte Ohr, so daß er Knall und Fall zu Boden lag und keine Ader zuckte. Die Landmilizen, so noch darum standen, sahen das Spiel mit an. Die Grenadiers aber machten etliche Feuer von den Granaten unter sie, daß sie sich rührten und über Zäune und Felder hinwegsprangen. Da lag nun der alte Lieutenant Zimmermann; ich sprang hinzu und gedachte, er möchte nur eine Blessur haben, aber er war tot.

Unterdessen blieben wir immer in unserm Marsche hinter der Garde her; im Augenblick, ehe wir es uns versahen, kam der Major von Benkendorff mit der gesammten Garde wieder zurück und konnte nicht durch, weil sie im Dorfe alle Straßen mit Wagen und Karren versperrt hatten; er kam just noch zum Lustfeuer der Granaten. Der Herr Major rief sogleich den Bauern zu, sie sollten den Schulzen, oder wer ihre Obrigkeit im Dorfe wäre, herauskommen lassen, wenn sie ihr Dorf nicht wollten angesteckt haben.

Der Schulze und die Bauern, welche ihren alten Lieutenant tot liegen sahen, den sie jederzeit für eine Landwehr gehalten hatten und welche auch von weitem einige Granaten in ihren Gärten gemerkt hatten, waren in Angst und stürmten

an die Glocke, daß alle Bauern in der Geschwindigkeit herbei mußten.

Augenblicklich waren alle Wagen und Karren aus dem Wege geräumt, daß wir konnten gerade durchmarschiren. Mittlerweile läuft die verjagte Landmiliz gerade auf das Dorf Schwallungen zu, welches wir wieder zu passiren hatten und wo wiederum ein Offizier mit dreißig Mann Landmiliz commandirt stand; sie verkündigte, was von uns in dem Dorfe Niederschmalkalden geschehen. Der Offizier aber, welcher ein Schuster seiner Profession war, als er von den geflüchteten Leuten einen solchen Rapport erhält, nimmt seine Mannschaft, die mit ihm gehen will, und reißt aus nach Wasungen zu, ehe er uns zu sehen bekommt. Wir aber wissen von dem ganzen Handel nichts, ob dort wieder Volk steht oder nicht. Unterwegs aber kommt ein Mann zu uns und erzählt uns, wie im Dorfe Schwallungen ein Offizier mit Volk da stände und das Thor besetzt hätte. Wir kehren uns aber an Alles nicht, setzen unsern Marsch immer fort.

Als wir vor dem benannten Dorfe ankamen, setzten wir uns in Züge, machten die Bajonnets wieder auf, und gedachten: wie wird es nun da zugehen! Wir marschirten fort; als wir ans Thor kamen, war Offizier und alles Volk davon gelaufen, und war nicht ein einziger Mensch, der uns einen Widerstand thun wollte. Wir marschirten mit unsern aufgepflanzten Bajonnetten gerade durch; da sahen wir die zurückgebliebenen Leute des ausgerissenen Schusterfähndrichs in der Montirung und den Patrontaschen aus den Bodenfenstern gucken.

Mein guter Schusterfähndrich war weg, und hatte sich mit der Mannschaft, so mit ihm gegangen, zu Wasungen in das Thor postirt, wo wieder ein Lieutenant, welcher ein guter Bartputzer war, — welches ich aus der Erfahrung nach diesem erkannte, weil er mich selbst barbieret, — sich postirt hatte und uns erwartete. Das Thor von Wasungen war zweimal

mit Blockthoren fest zugemacht, aber eine Schildwache stand außen, worauf der Major von Benkendorff dieser zurief: sie sollte aufmachen. Die Schildwache aber excusirte sich, sie könne es nicht; benannter Herr Major fragte sie: „wer sonsten?“ sie antwortete: „der Lieutenant.“ Der Major sagte: er solle seinen Lieutenant rufen, worauf er eiligst lief und ihn herausholte. Da kam mein guter Bartputzerlieutenant angestiegen, der Mann war vor Angst schon tot und im Gesicht weißer als sein Hemd. Der Herr Major redete ihn mit harten Worten an: was das wäre, daß die Thore zugemacht wären; ob hier nicht eine offene Landstraße durchginge? Er beantwortete es mit Ja! — Also, sagte der Major von Benkendorff, sollte er augenblicklich aufmachen, oder wir wollten es selbst thun. Als er dieses Compliment von dem Herrn Major solenniter bekam, war er vollends halbtot. Er bat um Pardon, er könne nicht aufmachen, sondern die Rathsherren, die hätten das Thor verschlossen. Die Antwort war: er möge gleich die Rathsherren beischaffen. Mein Gott! wer war froher als der gute Barbier, der lief, als wenn ihm der Kopf brennte; unterdessen aber der Schusterfähndrich ließ sich nicht hören noch sehen.

Endlich kamen die Rathsherren herbei.

Als ich diese Männer zu dem kleinen Pförtchen herauskriechen sah, dachte ich: was Teufel! sind das Rathsherren? das mögen wol schöne sein. Der Rathsherr sah doch noch ein bischen reputirlich aus, aber der Bürgermeister war bis in die Kniekehlen voller Kuhdünger, und mußte eben vom Stallausmisten geholt worden sein. Hierauf fragte der Major von Benkendorff: ob sie die Rathsherren wären? Sie antworteten: Ja; was unser Begehren wäre? Der Major fragte: ob das hier nicht eine Landstraße auf Nürnberg wäre? Sie sagten: Ja. Warum sie denn die Thore zumachten und versperrten, und uns nicht durchpassiren lassen wollten? Der Rathsmeister aber antwortete: sie hätten Befehl von ihrer

Herrschaft, kein Volk durchpassiren zu lassen; deswegen müßten sie das Thor zuhalten, und sie müßten thun, was ihnen ihr Herr beföhle. Der Major von Benkendorff aber wiederholte vorige Worte und sagte zu ihnen: sie müßten uns aufmachen und nur geschwind, denn wir müßten weiter marschiren, und wenn sie nicht aufmachten, so würden wir es selbst thun. Der Rathsmeister beantwortete dies und sagte: wir könnten machen, was wir wollten, er aber dürfe uns nicht aufmachen, noch viel weniger aufmachen lassen. Der mit Kuhmist beschmutzte Bürgermeister aber fing an: Ja! wenn wir weiter marschiren wollten, so könnten wir ja da hinten weg marschiren. Ich gedachte bei mir, wenn du nur solltest den verfluchten kothigen Kerl gleich umbringen. Der Herr Major rief mir sogleich zu, alle Zimmerleute vom ganzen Commando sollten hervorkommen, welches augenblicklich geschah. Hierauf fragte der Major nochmals, ob sie im Guten aufmachen wollten, sonst ließe er die Thore gleich einhauen; sie thäten jetzt sehen, daß wir selbst aufmachen könnten, wenn sie ihre Thore nicht lieber ganz behalten wollten.

Der Herr Major gedachte, sie würden sich resolviren und aufmachen, aber sie sagten, sie machten nicht auf, und wir könnten thun, was wir wollten. Hierauf rief der Herr Major: „Allons Zimmerleute, hauet die Thore ein." Darauf fingen die Zimmerleute an zu hauen. Wie sich das Pochen und Krachen anfing, hätte ein Mensch sehen sollen, wie die Rathsherren, worunter der Bürgermeister mit war, und der halbtote Bartputzerlieutenant anfingen zu laufen, als ob sie der Teufel fortführte. Augenblicklich waren beide Thore eingehauen und marschirte das ganze Commando mit Trompeten, Trommeln und Pfeifen zur Stadt hinein.

Als wir nun zum Thore hineinmarschirten, standen der gute Barbierlieutenant und der Schusterfähndrich mit ihrer Mannschaft da, präsentirten ihr Gewehr und salutirten alle beide vor unsern Offizieren des Commandos.

Hier hielten wir nun alle, wie wir waren; ein jeder war hungrig und durstig. Wir Offiziere selbst ließen uns was zu trinken von Bürgersleuten holen; wir standen und sahen einander an und fragten einer den andern. Es lag Schnee und war kalt, die Leute fingen an ungeduldig zu werden. Ich ging in den Gasthof, wo der Herr Obristlieutenant bei den Räthen war, sie deliberirten, ich konnte nicht mit ihnen zu sprechen kommen. Die Bürgersleute brannten schon Licht an, es wollte kein Ende daraus werden.

Endlich kam der Herr Obristlieutenant und schickte sogleich nach den Rathsherren, welche schon alle in ihrer Versammlung waren, wegen des eingehauenen Thores deliberirten und ihren Bericht nach Meiningen machten. Der Rathsmeister aber mußte den Braten wol merken, er machte sich auf die Seite und ließ die andern alle sitzen, denn alle Menschen mochten wol einsehen, daß wir nicht weiter konnten, da es Nacht war. Da nun der Rathsmeister weg war, wollte keiner zum Obristlieutenant hingehen und rief immer einer den andern. Endlich bequemte sich doch einer und sagte: „Einer muß hin, es mag passiren, was will." Als dieser zum Obristlieutenant kam, wurde ihm der Vortrag gethan, die Stadt müßte uns ein Nachtlager geben, sie wollte oder wollte nicht. Der Herr Obristlieutenant sagte noch: morgen mit dem Frühsten marschiren wir fort; die Bürger wären nicht schuldig, den Soldaten auch nur das Geringste zu geben, denn diese müßten für ihr Geld leben; wenn sie es aber bezahlten, könnte man ihnen Alles geben; und er sollte sich nicht lange besinnen. Der Rathsherr bat um Vergebung und sagte: er könnte es für sich nicht thun, er wollte mit den andern Collegen darüber sprechen, wie sie gesinnt wären.

Darauf marschirte ich mit dem guten Rathsherrn wieder fort nach dem Schlundhause zu, wo die andern Rathsherren saßen. Als ich mit dem Bevollmächtigten in die Stube trat, brachte er des Herrn Obristlieutenant seine Worte vor und

meldete, daß der Herr Commandant ein Nachtquartier für die Völker haben wollte, denn Nacht wäre es, morgen mit dem Tage müßten sie wieder marschiren. Er könnte den Bürgern nicht helfen, sie wollten oder wollten nicht. Wenn sie es nicht thun wollten, sie sollten es dem Herrn Lieutenant Rauch nur sagen, so ließe er die Leute truppweise in die Häuser rücken, möchte sie bekommen, wer sie wollte; denn die Soldaten lebten für ihr Geld. Kein Bürger wäre schuldig ihnen etwas zu geben, als eine warme Stube und eine Lagerstatt.

Hier soll nun ein jeder hören, was bei den Rathsherren für Dinge vorkamen. Der erste fing an und sagte: „Ich gebe mein Wort nicht dazu, wer hat sie geheißen so lange hier warten, sie hätten schon lange weiter marschiren können, wenn sie gewollt hätten.“ Der andere sagte: „Ihr habt Recht, Gevatter Kurtz, ich wollte mich lieber zerreißen, ehe ich das wollte mit eingeständig sein.“ Der dritte fing an und sagte: „So! Erstlich haben sie uns die Thore eingehauen, und da sie nicht weiter kommen können, sollen wir auch noch Quartier geben; durchaus nicht.“ Der vierte sagte: „Der Herr Commandant scheint ein braver Herr zu sein, er mag aber sagen, was er will, es bleibet doch nicht dabei, man muß ihnen doch etwas zu essen geben, denn sie bringen ja nichts mit.“ Der fünfte fing an und sagte: „Das war recht, Herr Gevatter Hopf, weiß Er noch wie es uns ging, als die kaiserlichen Reiter kamen? die machten es ebenso. Darnach hatten wir sie, weg konnten wir sie nicht wieder bringen, wir mußten sie brav behalten.“ Der sechste sagte: „Das geht gar nicht an, wir können ihnen kein Quartier geben, wir müssen zuvor einen Befehl von unserer Herrschaft haben, sonst werden wir gestraft.“ Der siebente fing an: „Habe ich nicht gesagt, ihr Herren, daß es so würde kommen, was halten die Leute so lange draußen? Gelt, der Rathsmeister Herr Läufer hat sich aus dem Staube gemacht und ziehet seinen Kopf aus der Schlinge; da sitzen wir nun. Gebt Achtung, sie sprechen, sie wollen morgen wieder

fort, ja, sie sind gestern und heute marschirt, sie werden morgen brav liegen bleiben und morgen einen Rasttag halten. Meine Gedanken betrügen mich nicht; wie wäre es denn, ihr Herren, wenn wir einen Mann zu Pferde nach Meiningen schickten?“

Ich hatte den ganzen Rathschluß mit angehört; jetzt fing ich an und sagte: „Ihr Herren, ihr kommt zu keinem Schluß, es wird kein Ende und kein Stiel daraus, ich will das meinem Commandanten wieder melden, es mag euch darnach gehen, wie es will.“ Der aber, so mit mir beim Obristlieutenant gewesen, bat mich, ich sollte nur noch ein klein wenig verziehen, sie wollten nur zu dem Herrn Rentcommissarius Sachse und dem Herrn Stadtschreiber schicken und diese befragen. Hier ging der Streit wieder an, keiner wollte dahin gehen. Endlich ließ sich einer bereden, kam aber gar bald wieder und sagte, sie wären alle beide nach Meiningen geritten, als wir die Thore eingehauen hätten. Da fing ich an: „Nun, ihr Herren, macht was ihr wollt, ich warte keinen Augenblick mehr.“

Darauf fing der achte und letzte an, welcher mit mir beim Obristlieutenant gewesen war: „Ihr Herren, was wollen wir thun, sie sind einmal hier; ihr habt gehört, was der Herr Commandant gesagt, wenn wir ihnen kein Quartier gäben, ließe er die Leute in die Häuser gehen, wohin sie wollten. Wenn ihr das Haus voll kriegt, gebt nicht mir die Schuld, ich gehe heim und mache mein Haus zu. So viel als auf mich kommen, will ich nehmen, die andern weise ich wieder vor euer Haus. Ihr habt das Unglück heut gehört. Unten bei Schmalkalden liegt Gevatter Böhler's Schwager, der Lieutenant Zimmermann und ist tot, die Thore sind eingehauen, unten stehen die Soldaten und fluchen alle Donnerwetter; ihr Herren, laßt uns Billete machen. Die Soldaten auf dem Markte sprechen, wenn sie nur die Bauern, die beim Lieutenant gewesen, auch tot geschossen hätten. Was wäre das für ein Unglück! und sie sprechen, es werden noch mehr

tot geschossen werden, das wäre der letzte noch nicht. So könnte das Unglück über uns kommen. Ja, sagte er, ihr Herren, wenn wir auch so einen Herrn hätten, wie der gothaische Herr ist; aber unser Herr bekümmert sich um uns nicht, er sitzt oben in Frankfurt, es mag uns gehen, wie Gott will. Und wer weiß, worauf dies angefangen ist, die Leute kommen gewiß nicht für die lange Weile. Man kann kein Wort von ihnen erfahren. Und wie bald geht eine Nacht dahin, und wenn es auch zweie wären. Es sind doch unsere Grenznachbarn, warum sollten wir ihnen denn nicht ein Nachtlager geben?"

Da bequemten sie sich und kriegten ihren alten Steuerfuß vor, worauf ich ihnen die Stärke von unserm ganzen Commando sagen mußte.

Darauf bekam ich den Befehl, dem Volke bei Ausgebung der Billete anzubefehlen, daß sich keiner auskleiden und jeder das Gewehr bei seiner Lagerstatt stehen haben sollte, und sobald ein Spiel gerührt würde, sollte jeder Soldat sich mit seinem Ober- und Untergewehr augenblicklich bei seinem Chef einfinden; und sofern einer besoffener Weise erscheinen würde, der sollte durch das ganze Commando bis auf den Tod mit Spießruthen bestraft werden, weshalb auch dem präsenten Steckenknecht sogleich Befehl ertheilt wurde, noch diesen Abend sechshundert Ruthen zu schneiden.

Alle Offiziere kleideten sich nicht aus, sie blieben meist in einer Gesellschaft zusammen, um den Morgen früh alert zu sein. Als der Morgen anrückte, hörten die Bürger so gut auf die Trommel als die Offiziere. Auch die Bürger hatten vermuthlich eine unruhige Nacht gehabt; warum? weil sie schlecht mit Betten versehen waren, und diese den Soldaten gegen ein nächtliches Douceur mochten untergelegt haben. Dies konnte man daraus schließen, daß die Nacht über alle Häuser mit Lichtern versehen waren. Am Morgen wurde statt der Vergatterung von der Stabsgrenadierwacht Reveille

geschlagen. Nun ist jedem Soldaten wol bekannt, daß Reveille-schlagen still liegen oder Rasttag bedeutet; da stießen wir unsere Köpfe zusammen; auch die Bürger, als sie sahen, daß der Soldat nicht aufbrach und sich zum Marsch bequemte, muckten und stießen ihre Köpfe zusammen, es war ein heimliches Zischen unter ihnen, das vom Teufel war. Mein Wirth selbst, ein Rathsherr, kam und frug mich, was das zu bedeuten hätte, daß wir nicht weiter marschirten. Ich konnte ihm keinen Bescheid sagen.

Nunmehro fing das Elend an, nun konnte essen, wer Brot mit brachte. Die Bürger schlugen sich mit den Soldaten und fingen an: warum wir nicht gestern oder heute früh hin marschirt wären, wohin wir gesollt hätten. Geigten die Wahrheit. Es war ein solcher Aufstand, daß ich ihn nicht genugsam beschreiben kann. Was arme Bürger waren, die nichts an Vermögen und Häusern hatten, die flüchteten, ihre Häuser wurden von Soldaten aufgebrochen. Diese waren nachgehends Wirthe und Soldaten, und wurde ein Exceß auf den andern gemacht.

Mittlerweile wurden alle Rathsherren und Bürgermeisters nach Meiningen berufen, allwo ihnen von ihrer Obrigkeit bei vieler Strafe auferlegt wurde, den Bürgern anzudeuten, daß sie keinem sächsisch-gothaischen Soldaten, weder für Geld noch so, etwas verabfolgen sollten. Die Bäcker sollten nicht backen, die Fleischer nicht schlachten, die Wirthe nichts zu essen machen, die Brauhöfe nicht brauen. Welches auch die Rathsherren den Bürgern wirklich publicirten. Und wahrhaftig, ich war nicht capabel, nur um drei Pfennige Käse zu bekommen. Die Bürger, was vernünftige Leute waren, baten uns selbst, daß wir es ihnen nicht übel nehmen sollten; hier mußten wir gute Worte geben, anstatt daß sie uns welche hätten geben sollen. Wollte ich Brot haben, so mußte ich nach Stadtschmalkalden schicken und mehr Botenlohn geben, als ich Brot bekam.

So blieben wir liegen und warteten auf die Meininger, welche noch immer nicht kamen. Unterdeß fanden wir ein Mittel: wir ließen alle unsere Lebensmittel in Schmalkalden holen, das Bier wurde im hessischen Dorfe Tambach gekauft, die Juden aus dem Ritterschaftlichen trugen uns Fleisch zu. Endlich wurden die Wasunger Bürger auch falsch, rückten ihrer Obrigkeit ins Haus und sagten: „Wir sollen haben den Verdruß und andere Herrschaften den Genuß, das gehen wir nicht ein; wir haben angelobt, allen Befehlen unserer Obrigkeit nachzuleben, aber sie soll uns auch schützen. Ist sie nicht vermögend, uns diese Leute vom Hals zu schaffen, so werden wir backen, brauen und kochen." Und von der Stunde an fingen sie Alles an. In vielen Jahren hatten die Bürger nicht so viel Bier gebraut und ausgeschenkt als nachgehends, alle Wochen drei vier Gebräue; Bäcker fingen an zu backen, die viele Jahre das Handwerk eingelegt, desgleichen Metzger. Da liefen die weisen Rathsherren wieder nach Meiningen und machten von alledem Rapport, worauf die Bürger am andern Tage wieder auf's Rathhaus gerufen wurden bei zwanzig Gulden Strafe. Sie waren aber so widerhaarig und gingen nicht, sondern schickten ihre barfüßigen Jungen hin und kehrten sich an keinen Befehl mehr. Da das die weisen Rathsherren mit einsahen, fingen sie selbst an und brauten. — —

Den 22ten Mai, am zweiten Pfingsttage 1747, mußte vermuthlich beim Herrn Major S... ein Rapport eingelaufen sein, von dem wir Offiziers alle nichts erfuhren. Hierauf war ein Laufen und Rennen nach dem Bären, zu dem Geheimerath Flörcke, daß es ganz erstaunlich war; bald liefen sie hinein in den Bären, bald wieder heraus. Ich dachte: was Teufel ist das? Doch gedachte ich: wenn etwas passirt, mußt du es doch erfahren. Die Bürgersleute fingen selbst an und fragten: „Was läuft aber der Herr Commandant so in den Bären?" Ja, ich konnte keine Antwort darüber geben.

Während des vielen Laufens und Rennens ging ich mit

dem Fähndrich Köhler an die Thore, um die Schildwachen zu visitiren, und als wir an das Oberthor kamen, kamen uns die Majors von S... und von V.. und der Capitän von W...... entgegen. Der Major von S... ging gerade auf mich los und fragte mich insgeheim, ob ich etwas Neues wüßte? Ich antwortete: Nein! worauf er mir sagte, ob ich wüßte, daß uns die Meininger heute Nacht attaquiren wollten? Ich antwortete: „Immerhin; wenn sie kommen, müssen sie anpochen, wir wollen schon mit ihnen fertig werden.“ — Ob ich denn meine Frau nicht wolle fortschicken? — „Nein, sagte ich, sie ist am heiligen Abend erst gekommen und geht nicht eher wieder weg als den Tag nach Pfingsten.“ — Ja, wenn aber die Meininger kommen? — „So hänge ich ihr auch einen Degen um, war meine Antwort, so mag sie sich auch mit wehren.“

Hier fing der Major S... an und sagte: ich sollte hier meine Disposition machen, wie alle Thore und Posten besetzt werden sollten. Da hieß es recht mit sichtlichen Augen betrogen werden. Vor menschlichen Augen Disposition zu machen und sie nicht zu halten! —

Alle Vorschläge, die ich nach meinem einfältigen Lieutenants-verstand gethan, wurden gut acceptirt und kurz ausgezogen, um sie bei der Parole auszugeben. —

Als ich nun hinunter kam, rief ich zum Volk: „Richt euch! und alles Plaudern hab' ein End'.“ — Darauf fing ich auf dem rechten Flügel zu richten an; aber kaum hatte ich vier bis fünf Rotten gerichtet, so kam der Capitän W...... gelaufen und sagte mir: ob ich denn nicht gehört, ich sollte gleich mit ihm kommen. Hier bricht der Anfang von ihrem geschlossenen Kriegsrath aus. — Ich säumte nicht lange, sondern lief gleich zum Herrn Major und fragte, was er zu befehlen hätte, worauf er mir zur Antwort gab, ich sollte dreißig Dragoner nehmen und hinunter nach dem Bären marschiren und mich beim Geheimerath Flörcke melden, um ihn nach Schwal-

lungen in Sicherheit zu bringen. Ich antwortete ihm sogleich: „Herr Major, bitte um Vergebung, das kommt mir nicht zu und ich thue es nicht, es sind andere Offiziere da, die dazu zu commandiren sind, aber ich nicht." — Kurzum, ich hörte nun, daß mich der Herr Geheimerath haben wollte. Wer hätte sich einen solchen Streich träumen lassen sollen? ich hätte davon etwas wissen sollen! tausend Schwerenoth! ich hätte den Geheimerath aus Wasungen bringen wollen; lieber in die Werra hätte ich ihn geführt. — Hier half nun keine weitere Vorstellung, ich sollte und mußte fort. Das war der erste Streich! — Darauf ich dem Major zur Antwort gab: „So muß ich mir's für eine Ehre schätzen, da so viele Offiziers beim Commando sind und der Geheimerath so gutes Vertrauen auf mich setzt"; worauf ich noch die Ordre erhielt, daß ich dem Unteroffizier am untern Thor sagen solle, daß er es melden ließe, sobald ich mit dem Geheimerath hinaus wäre. Das war der zweite Streich. Wer hätte sich solche (ich will nicht schreiben, wie ich denke) Streiche einbilden können? Als ich hernach dahinter kam, da wünschte ich, daß alle Pferde vor dem Wagen krepirt wären, damit ich nicht durch solche List aus Wasungen wäre gebracht worden. —

Ich ging nun fort, nahm einen Corporal, Görlein, und neunundzwanzig Dragoner, und marschirte vor den Bären, wo ich einen Wagen vor der Thür fand, den Kerl oder die Bedienung aber in der Thür stehen sah. Ich rief ihm zu, er solle seinem Herrn melden, daß ich da wäre, worauf mir der Herr Geheimerath aus dem Wagen zurief: „Ich bin schon da." Ich detaschirte hierauf den Corporal mit vierzehn Mann hinter den Wagen und marschirte mit den übrigen vor demselben her.

Als ich nun an das Unterthor kam, rief ich den Unteroffizier und befahl ihm, dem Herrn Major melden zu lassen, daß ich und der Herr Geheimerath auspassirt wären. Mittlerweile steht das Volk in größter Confusion auf dem Sammel-

platz; aber als der Gefreite gemeldet hat, daß ich mit dem Geheimerath hinauspassirt wäre, stellt der Major gleich die Ordre, daß alles Volk die Gewehre ansetzen und in seine Quartiere gehen sollte, um seine Bagage zu holen; als dieses weg ist, schickt er nach den Wachen und läßt sagen, daß alles sogleich abgehen und sich bei seinem Quartier versammeln sollte, welches denn auch geschieht. Hier werden alle Vorposten vergessen. Endlich durch Lärmen und Schreien werden solches auch die außen stehenden Posten gewahr und gehen ohne Befehl weg. Wie nun die Leute von den Wachen auf den Markt kommen, so sehen sie schon einige Leute wieder mit ihrer Bagage aus den Quartieren kommen, und nun setzen sie ihre Gewehre auch hin und gehen auch fort, um ihre Bagage zu holen. Unterdessen schickt der Major fort, läßt alle unsere Patente abreißen und in den Pulverwagen schmeißen.

Doch noch nicht genug. — Die Zeit mochte ihm wol zu lange werden, bevor die Leute wieder zusammenkamen, oder hatte ihn die Todesangst schon strangulirt, oder wurde er von seinen Herren Kameraden dazu animirt, kurzum: er beschließt einstweilen den Aufbruch zu machen, geht hinunter zum Volk und ruft: Allons! Marsch! obgleich das Volk noch lange nicht zusammen gewesen. Hier fragte der Hauptmann Brandis, welcher nicht mit in ihren Kriegsrath consentiret, was das wäre? worauf ihm der Major von S . . . antwortet, sie marschirten in das Breitunger Amt. Der gute Mann, welcher vor dem Meininger Thore lag, läuft nun geschwind nach Hause, wirft seine Sachen zusammen in den Mantelsack und läßt sie hereinschleppen. Der hätte auch können verloren gehen. —

Als nun der Capitän Brandis mit dem Musketier, welchem er seine Sachen aufgepackt hatte, wieder auf den Sammelplatz kam, so war Alles weg, und es standen nur noch einzelne Gewehre da. Er schickte also seinen Kerl fort und wartete

auf die übrige Mannschaft. Nun muß jedermann wissen: erstlich hat der Major von S . . . nicht gewartet, bis alles Volk wieder beisammen gewesen, noch viel weniger hat er an die Artillerie gedacht, daß solche aus einander genommen und in die verdeckten Wagen gepackt würde, sondern er hat bloß Marsch! Marsch! gerufen, und die kranken Offiziers (den Capitän Ruprecht) und die kranken Soldaten vergessen; auch ist er, ohne die Truppen aufgestellt zu haben, fortmarschirt, so wie der Hirte das Vieh zum Thore hinaustreibt, und ist solches ein so schändlicher Anblick gewesen, daß es nicht genugsam zu beschreiben. —

Hier kommt nun der Capitän Brandis mit den noch gesammelten Leuten die Stadt hinunter marschirt, worauf die Bürger ihnen nachrufen: „Da laufen sie wie Spitzbuben; am Tage sind sie hereinmarschirt und des Nachts laufen sie wieder fort, wie die Schelme und Diebe." Mein guter Major von S . . . ist auf und davon; der Capitän Brandis verbeißt Alles mit Geduld und marschirt immer mit seinem Trüppchen sachte nach. Als er heraus vor die Stadt auf eine Anhöhe kommt, machen einige Wasunger ein bischen Feuer hinter ihm her, welches wol so versteckte Leute gewesen sind; und als er eine Ecke weiter fortmarschirt, so findet er unsere Artillerie in einem Hohlwege liegen, ohne einen Mann zur Bedeckung dabei, und es liegen bald die Räder, bald die Lafetten oben, und bald bleibt gar ein Stück stehen; denn da es an Ketten fehlte, so hatten die Kanoniers die Kanonen mit Lunten an die Pulverwagen gebunden und diese zerrissen alle Augenblicke. Der Capitän Brandis bleibt aber mit seiner Mannschaft bei der Artillerie.

Nun muß ich meine gute Veranstaltung besorgen und in Richtigkeit bringen. Als ich an den Ort Schwallungen herankam, ließ ich mein Volk und den Wagen Halt machen, ging hin zu dem Geheimerath und fragte: „Wo soll ich Sie hinbringen lassen?" worauf er mir halbtot antwortete: „Ins

obere Wirthshaus." Das wußte aber der Teufel nicht, bis sich ein Dragoner fand, der früher da gelegen und uns hinführte; denn ich wußte weder um das Dorf, noch wo das Wirthshaus lag; es war blind erdenfinster und regnete, als wenn man das Wasser mit Stützen vom Himmel heruntergießen thäte. — Als ich nun an das bestimmte Wirthshaus kam, ließ ich das Thor öffnen und den Wagen in den Hof fahren; der Geheimerath stieg mit seinem Kanzlisten, der bei ihm war, aus und retirirte sich in eine obere Stube, da er schon besser als ich da Bescheid wußte. Ich besetzte gleich den Wagen auf jeder Seite mit einer Schildwache, weil die Kanzlei darin lag, die übrigen Leute ließ ich das Gewehr an das Haus vor dem Regen sicher stellen und setzte noch eine Schildwache dazu, damit Gewehr und Geheimerath zugleich bewacht würden. Ich bekümmerte mich auch nicht weiter um den Geheimerath, denn ich hatte ihn auf Anordnung des Majors von S . . . in Sicherheit gebracht, ungefähr so, wie die Küchlein vor dem Ratz sicher sind, da es ein meiningensches Dorf war und man nach der Beschreibung keine ärgeren Schelme im ganzen Lande finden konnte, als die Bewohner von Schwallungen.

Ich hatte nun meiner Ordre nachgelebt, und schickte darauf meinen Unteroffizier zu dem Lieutenant Griesheim, der mit vierzig oder fünfzig Dragonern in benanntem Dorf lag, die alle in guter Ruhe lagen und von unsern Händeln nichts wußten, und ließ ihm sagen: es wäre Lärm im Brotsacke, ich hätte den Herrn Geheimerath anhero gebracht, er möchte kommen und mich ablösen. Eine kurze Weile darauf kam auch der Lieutenant, der sich sehr verwunderte, daß ich als Adjutant mit einem Commando hierher käme; es käme ihm ganz so à propos heraus.

Ich sagte: „Mir kommt es noch bedenklicher vor." Dieses half nun alles nichts; ich bat ihn, er sollte nur machen und seine Leute herbeischaffen, damit ich wieder mit meinem Com=

mando nach Wasungen abmarschiren könnte, worauf er sich alle Mühe gab und selbst fortlief. Als er ungefähr fünfzehn Mann zusammen hatte, sagte ich zu ihm, er solle Posten fassen, ich wollte mich einstweilen wieder auf den Marsch begeben, welches er denn auch that und ablösen ließ. Nun mußte ich ja wol respectswegen zum Herrn Geheimerath gehen und ihn fragen: ob er etwas nach Wasungen zu befehlen habe, worauf mich der Mann anfuhr wie einen Scheundrescher, und mich fragte: ob ich keine Disposition oder Ordre habe, hier zu bleiben? Ich war aber auch geputzt und begegnete ihm mit der schönsten, unvergleichlichsten Antwort: „Nein, der Teufel hat mir weder Ordre noch Disposition gegeben, hier zu bleiben. Und es ist auch meine Function nicht gewesen, Sie hierher zu bringen.“ — Das sollte ich mit dem Major von S . . . ausmachen. — Worauf ich ihm wieder antwortete: „Das werde ich auch thun.“ — Darauf redete er mir zu und fragte: was ich in Wasungen thun wollte? das ganze Commando marschire ja aus und würde gleich kommen. — „So,“ fing ich an, „ist die Karte so gemischt? Das ist recht gut.“ — Als ich nun noch in der Stube des Herrn Geheimeraths stand, hörte ich Pferde trappeln, und ich hinaus, die Treppe hinunter, und fragte, wer da wäre. Da bekam ich die Antwort: „Wir sind es.“ Da erschrak ich, daß mir fast Hören und Sehen verging, da waren es die beiden Herren Majors, die sogleich vom Pferde herab und die Treppe hinauf sprangen nach des Kriegsraths Stube zu, und ich hinterdrein.

Da wollten sie nun wol einander Rapport thun, daß sie für ihre Person glücklich aus dem belagerten Wasungen gekommen wären; aber ich ließ den Herrn Major von S . . . nicht zu Worte kommen, sondern fragte ihn: „Herr Major, was für eine Manier ist das, daß man mich mit einer solchen List aus Wasungen schickt, auch mir nicht sagt, daß man ausmarschiren will, und ich noch Frau und Kind und mein ganzes bischen Vermögen darin habe? Ist das Kriegsgebrauch? Ich weiß

nicht, ob diese Dinge mit Geld erkauft sind, oder was ich denken soll. Sind das die Projecte, die heut am Tage gemacht worden? Ins Teufels Namen, ich bin heute nicht jung oder Soldat geworden, vielleicht weiß ich so gut und besser als Sie, was zum Handwerk gehört." Ich war in einer solchen Wuth, daß ich auch mein Leben gleich mit ihm angesetzt hätte. —

Nun, mein lieber Leser, ist hier zu merken, daß bis dato noch nicht ein einziger Mann vom ganzen Commando weder zu hören noch zu sehen, und ich noch nicht wußte, wie der ganze Umstand war. Der Major von S... wollte mich trösten, ich sollte, sagte er, mir wegen meiner Sachen nicht leid sein lassen, er stände mir dafür; ich antwortete ihm aber gleich: „Herr Major, wie können Sie für meine Sachen stehen? Warum sind Sie denn nicht gestanden und haben mich mit einem solchen Betrug aus Wasungen geschickt? Das ist nicht erlaubt." Endlich wollte der Herr Geheimerath seine Worte auch dazu geben, und zwar mit einer solchen Bedingung, als der Herr Major sollte mich doch abführen; so viel war seine Meinung. Ich fing aber an und sagte: „Mord Sacrament, hier hat mir kein Schreiber etwas zu befehlen; wenn ich ein Commandant bin und etwas thun will, so muß ich auch meinen Untergebenen sagen, was geschehen soll und was sie thun sollen; aber so ist es wider die Ehre meines Herrn gehandelt."

Darauf ging ich aus der Stube fort, und als ich zur Wache hinunter in den Hof kam, so kam der gothaische Bürger Pleißner, ein Zinngießer, welcher zu eben der Zeit in Wasungen auf Besuch gewesen war, in den Hof eingetreten, und sagte von freien Stücken zu mir: „Daß Gott erbarme, Herr Lieutenant, was war das für ein Anblick in Wasungen; mir ist angst und bange geworden, als unsre Leute ausmarschirten, da ich doch ein gothaischer Bürger bin. Als unsre Leute zum Unterthor hinausmarschirten, so kam die Landmiliz zum Oberthor herein und visitirte alle Häuser; auch hat der Fähndrich Christ schon

einen Mann von Capitän Brandis' Compagnie, der auf Schildwache vergessen worden war und in sein Quartier gehen wollte, um seine Bagage zu holen, nach Meiningen führen lassen. Die Miliz ist ganz des Teufels, sie visitirt alle Häuser und sagt, sie wolle Alles nach Meiningen bringen."

Einem jeden Menschen will ich zu überlegen geben, wie mir zu Muthe wurde. Der Hauptmann Ruprecht und viele Soldaten waren in Wasungen krank zurückgelassen worden, meine Frau und Kind und mein bischen Lumpen war auch noch darin, und als ich nun hörte, daß der Musketier Huthmann schon nach Meiningen abgeführt worden sei, da wurde es mir vollends schwarz vor den Augen. — Ich fragte den Bürger, wo denn unsere Leute wären? „Ach," sagte der, „draußen liegen sie alle truppweise unter den Bäumen, und der Hauptmann Brandis ist fast noch bei Wasungen. Die Stücke liegen alle im Wege, das unterste Theil zu oben, sie können gar nicht fort, denn sie haben keine Ketten, womit sie die Stücken anbinden, sondern sie haben Lunten dazu genommen und die reißen alle Minuten entzwei. Ich bin lange dabei geblieben, aber die Wasunger feuerten hinter uns her, daß es vom Teufel war, und weil es auch so stark regnete, wollte ich nur machen, daß ich unter Dach käme. Unsre Leute liegen so zerstreut auf der Straße umher, daß sie in zwei Stunden noch nicht alle da sind, und außer dem Capitän Brandis habe ich auch keinen Offizier gesehen. Die Leute fluchen, daß der Himmel herunterfallen möchte; mir ist angst und bange geworden, und ich bin fortgelaufen."

Da stand ich und wußte meines Leibes keinen Rath, und war auch noch immer kein Mann vom ganzen Commando zu hören noch zu sehen, und regnete ganz erstaunlich. Endlich kam der alte Grenadiercorporal Döhler mit ungefähr zehn Grenadieren mitten durch das Dorf und den tiefsten Koth gewatet; ich erkannte seine Stimme von weitem, seine Leute fluchten ganz erstaunlich, und rief ihnen zu: „Was hilft das

Fluchen, es ist doch nun nicht anders zu machen.“ „Ei Sapperment,“ sagte der Corporal, „ich habe zwei Campagnen mitgemacht, aber solch einen Haushalt habe ich noch nicht erlebt. Ist das erlaubt? unser Hauptmann liegt noch in Wasungen krank und unser Herr Major, der sich unser annehmen sollte, der ist mit dem Major von S... zum Teufel; wir sind verlassene Leute, aber hole mich der Teufel, ich will mit den paar Mann, die ich hier habe, gerade nach Gotha marschiren.“ Ich fragte ihn, wo denn die andern Grenadiers wären, aber er wußte nicht, ob sie voraus oder zurück waren. „Einen Offizier,“ sagte er, „haben wir nicht, und es nimmt sich auch keiner unser an,“ und so ging ein jeder hin, wohin er wollte. — Er wußte nicht, daß die Majors im Wirthshause waren. Hatte aber der alte Corporal ein loses Maul gehabt, so hatten es die Grenadiere noch viel ärger.

Hier hatte ich nun genug zu thun, die Grenadiers zu besänftigen; und das ging so fort, alle viertel- oder halbe Stunden ein Trüppchen, und hatten die ersten gelärmt, waren die andern noch viel schlimmer. Endlich kam auch, ganz zuletzt, die Artillerie an, da es sonsten gebräuchlich, die Artillerie, in was für Umständen man auch marschire, entweder vorn oder in der Mitte zu bewahren, so wie ein Mensch seine Seele bewahrt. Hier konnte man sehen, daß dieser Commandant noch nie Artillerie bei einem Corps oder einer Armee hatte marschiren sehen, die doch nach Kriegsgebrauch jedes Mal bedeckt werden mußte.

Das Volk wurde aber immer wilder, und ich mußte ihm zureden, daß es sich vor den Bauern scheue, die zu ihren Bodenfenstern herausschauten, uns zuhörten und ihr Gespött darüber hatten. —

Endlich fügte Gott, daß es mit Regnen aufhörte. Ein Dragoner hatte uns auf eine Wiese geführt, welche hart am Wege lag, worauf ich den rechten Flügel an denselben stellte und das Commando richtete und nachgehends in Züge und

halbe Divisionen eintheilte. Als ich im Abtheilen war, kamen einige Pferde, die ich von weitem wol hörte, gejagt. So denke ich: es kömmt der Feind daher; ich rief und schrie sogleich nach dem rechten Flügel, es sollten einige Mann ausrücken und anrufen, und lief selbst zu und riß einem Grenadier sein Gewehr aus der Hand, weil ich meines während des Abtheilens weggegeben, und setzte mich mit einigen Grenadieren mitten in den Weg und rief: „Wer da?“ — Darauf antwortete mir eine wohlbekannte Stimme, welche ich sogleich für die des Herrn Majors von Benkendorff erkannt hatte, wie er denn meine Stimme auch beim Anrufen gleich erkannt hatte, und rief: „Kennt ihr mich nicht?“ Ja, lieber Gott! an der Stimme erkannte ich ihn, aber in der Finsterniß war das früher unmöglich. Hier sendete Gott den Jacob zu den Kindern in der Wüste; hier traf das Wort ein: Keinen hat Gott verlassen, der ihm vertraut allezeit.

Sein erstes Wort war: „Kinder, was macht ihr da?“ Ich erwiederte: „Herr Major, das weiß unser Herr Gott, aber ich nicht; wir sind herausgeführt worden, daß wir nicht wissen, wie wir herausgekommen sind.“ Er fragte weiter: „Seid ihr alle marschirt?“ — „Ja, da ist niemand mehr drinnen als die Kranken und was sie gefangen genommen.“ — „O mon dieu!“ sagte er, „wir müssen wieder hinein, und sollten wir alle davor sitzen bleiben; wo sind eure Herren Majors?“ — „Im Schwallunger Wirthshaus.“ — Darauf rief er: „Allons Kinder! zumarschirt,“ und jagte, was er konnte, nach dem Wirthshaus zu, wo er sie wol bei einer guten Bouteille Wein angetroffen haben mochte; den guten Abend aber und das Compliment, so er ihnen geboten haben mag, habe ich nicht gehört.“ —

So weit der wackere Rauch. — In seinem weiteren Verlaufe erzählt das Tagebuch, wie die gothaischen Truppen sich ermannten und wieder nach Wasungen zurückzogen. Dort hatten sich unterdeß die feindlichen Milizen aus Meiningen

festgesetzt. Nicht gerade in der kriegerischen Bedeutung des Wortes. Sie saßen vielmehr lustig im Wirthshause, höchst überrascht, daß die Besatzungstruppen nicht einmal ihren Anblick ausgehalten hatten. Deshalb neigten sie zu der gefährlichen Ansicht, daß ihre Gegner gar nicht zurückkehren würden, hatten aber doch, um behaglicher zu sein, die Thore der wieder eroberten Stadt zugeschlossen und feierten jetzt mit ihren Wasunger Freunden ein Siegesfest in dem Getränk, welches Gotha verlassen. Aber geräuschlos nahte ihnen das Verderben. Nach ein Uhr in der Nacht nähert sich der erbitterte Rauch mit seinen Grenadieren der sorglosen Stadt; wieder donnern die Aexte, ein Thor wird gesprengt und die Soldaten dringen wieder ein. Jetzt kommt an Meiningen die Reihe, der eigenen Rettung zu gedenken. Die Milizen sind eifrig die Stadt zu verlassen, nur zwischen Jägern aus Meiningen und den Eindringenden werden einige Schüsse gewechselt. Noch zieht ein Oberst von Meiningen mit Reiterei und der Hauptcolonne heran, aber die Reiter fliehen nach einem Schuß aus grobem Geschütz und die Hauptcolonne entfernt sich; zuletzt machen andere Milizen noch einen Schlußversuch anzugreifen, auch sie werden durch einige Schüsse verscheucht; die gothaischen Truppen behaupten Wasungen.

Sogleich nach der ersten Einnahme von Wasungen hatte man zu Meiningen selbst in größter Bestürzung Frau von Gleichen mit ihrem Manne in einen Wagen gesetzt und den gothaischen Truppen zugeschickt. Dort war man aber gar nicht erfreut, die Veranlassung der Händel beseitigt zu sehen, und die armen Hofleute fanden einen sehr kalten Empfang. Beider Gesundheit war durch Aerger, Gram und die lange Kerkerhaft gebrochen, schon im Jahre 1748 starb Herr von Gleichen und bald darauf seine Frau. Unterdeß schwirrten die Flugschriften und die Promemorias, Mandate des Reichskammergerichts und amtliche Sendschreiben über diese leidige Angelegenheit in Deutschland hin und her, die gothaischen

Truppen hielten Wasungen besetzt, Anton Ulrich weigerte sich hartnäckig, die Entschädigungsansprüche Gothas anzuerkennen, und zahlreiche fürstliche Stimmen wurden laut, welche den Spruch des Reichskammergerichts und die Execution der Gothaer als eine Verletzung der Hoheitsrechte eines deutschen Regenten verurtheilten. Das that auch Friedrich der Große.

Da, als der Herzog von Gotha gerade in zweifelhafter Lage war, bot sich für ihn eine neue Aussicht und ein neuer Gegenstand des Streites. Der Herzog von Weimar war gestorben und hatte verfügt, daß sein Vetter in Gotha während der Minderjährigkeit seines einzigen Sohnes die Vormundschaft führen sollte. Schnell setzte sich der Herzog von Gotha in den Besitz der Vormundschaft, ließ sich huldigen, und wieder entbrannte ein heftiger Zank mit Anton Ulrich und dem Herzog von Koburg, welche das Recht der Gothaer auf die Vormundschaft bestritten. Da stellte Friedrich II von Preußen dem bedrängten Herzog von Gotha seine guten Dienste in Aussicht, wenn dieser ihm die auserwählte Gardemannschaft von Weimar, zweihundert Mann, als ein kleines Geschenk anbieten und ihn dadurch zu Dank verpflichten wollte. Dies geschah. Mit zweihundert Mann weimarischer Garde erkaufte sich der Herzog von Gotha seine Bestätigung als Administrator dieses Landes und die Beendigung des Wasunger Streites. Zweihundert Landeskinder von Weimar, welche der Streit gar nichts anging, wurden in willkürlichster Weise weggegeben, wie eine Herde Schafe. Ein fremder Fürst verschacherte sie gegen alles Recht.

Die zweihundert aber zogen mit König Friedrich in den siebenjährigen Krieg.

3.

Es wird Licht.

Aus den deutschen Städten, auf der Grenzscheide zwischen zünftiger Arbeit und freier Erfindung, war die Kunst des Bücherdrucks in die Welt gekommen, der größte Erwerb des Menschengeschlechts nach Entdeckung der Buchstabenschrift. Denn seit der Geist eines Mannes in Holz und Leder eingeschnürt zu gleicher Zeit auf tausend Straßen über die Erde ziehen konnte, hatte eine Entfaltung der Menschenkraft in Kirche und Staat, in Wissenschaft und Handwerk begonnen, nicht nur mächtiger, mannigfacher, reicher, auch grundverschieden von dem stillen Grübeln der Vergangenheit. Seitdem wurde in Jahrhunderten eine Wandlung der Völker hervorgebracht, welche sonst in Jahrtausenden nicht möglich gewesen war. Jeder Einzelne wird mit seinen Zeitgenossen, jedes Volk mit allen andern Culturvölkern zu einer großen geistigen Einheit zusammengeschlossen, erst jetzt ist ein regelmäßiger Zusammenhang in der geistigen Entwicklung des Menschengeschlechts gesichert; der Geist des Einzelnen erhält eine Erdendauer, die vielleicht Jahrtausende die Athemzüge seiner Brust überleben mag, die Seelen der einzelnen Völker aber gewinnen eine Fähigkeit sich zu verjüngen, welche ihr Ableben nach den alten Gesetzen der Natur, wie wir hoffen dürfen, in unberechenbare Ferne hinausschiebt.

Wenige Jahrzehnte war die schwarze Kunst erfunden, da begann ein Frühlingssturm in den Seelen. Aus den Schriften

der Römer verkündeten mit Entzücken die Humanisten, wie viel Schönes und Großes in der antiken Welt gewesen war, zürnend hielten sie den Schatz edler Empfindungen, welcher aus der entfernten Vergangenheit in ihre Seelen fiel, gegen das rohe oder verderbte Leben, das sie um sich erblickten. Das heilige Buch in der Hand, stritten fromme Geistliche für das überlieferte Wort der Schrift, gegen die römische Zwingherrschaft und die gefälschten Traditionen der Kirche. Und durch tausend Bücher, die sie selbst geschrieben, erhoben sie das Gewissen der Völker zu dem größten geistigen Kampfe, der seit dem Aufsteigen des Sternes von Bethlehem über das Menschengeschlecht gekommen war; und wieder durch tausend Bücher weihten sie nach den ersten Siegen ihrem Volke alle irdischen Verhältnisse auf's Neue, die Pflichten und Rechte des Mannes, der Familie, der Obrigkeit, als die ersten Erzieher, Lehrer, Bildner der großen Menge.

Aber nicht die Freude an alten Dichtern und Statuen, auch nicht der gewaltige Krieg, welcher jetzt um die Lehren der Kirche geführt wurde, nicht Philologen und nicht Theologen des sechzehnten Jahrhunderts haben den größten Segen der neuen Kunst durch die Länder getragen, nicht sie allein haben die Anschauung reicher, das Urtheil sicherer, Liebe und Haß größer gemacht. Das geschah durch Lettern und Holzschnitt noch auf andrem Wege, langsam, den Zeitgenossen unbemerkbar, für uns staunenswerth.

Der Mensch lernte allmählich anders sehen, beobachten, urtheilen. Wie scharf die Sinnenthätigkeit des Einzelnen im Mittelalter gewesen war, die Bilder, welche aus der Außenwelt in die Seele fielen, wurden ihm zu leicht verzogen durch die hastige Thätigkeit der Phantasie, welche Träume und Ahnungen und unzeitige Vermuthungen in die Beobachtung mischte. Jetzt war das deutliche Schwarz auf Weiß immer zur Hand, ein fester unveränderlicher Bericht über das, was bereits Andere geschaut und erfahren. Jeder konnte die eigene

Auffassung an der fremden, das Urtheil der Andern an dem eignen prüfen. So begann die neue, nüchterne, klare Auffassung der Welt, so wuchs das Bedürfniß und Bestreben zu beobachten. Man sammelte die Bilder der Thiere und Pflanzen, unterschied genauer die Formen und Arten; man verzeichnete Städte, Flüsse, Gebirge und schnitt sich ein Bild der Länder in Holz; man untersuchte die Gewalten der Natur, die Zugkraft des Magnets, Dehnbarkeit der Luft, Brechung des Lichtstrahls; man erfand immer neue Werkzeuge, welche die Sinne schärften und ergänzten. Schnell öffneten sich dem Auge neue Welten; wie der Mensch den Weg durch die geheimnißvolle Dämmerung des Oceans ahnend schaute, so fand er bald sichere Pfade durch die ungeheuren Räume des Aethers.

Und in der Fülle der neuen Eindrücke sucht die Seele vorsichtig einen festen Halt. Auffallend schnell und allgemein entwickelt sich die Freude am Messen und Rechnen, an der streng gesetzlichen Entwicklung der Zahlen und Größen aus einander, an der unbedingten Sicherheit ihrer Beweise. Die Zucht und strenge Ordnung der mathematischen Wissenszweige ziehen die suchende, ungeschulte Seele mit unwiderstehlicher Gewalt an. Während das Volk nicht müde wird, den wundervoll künstlichen Bau der Nürnberger Taschenuhren zu bewundern, und sich immer wieder nach den gedruckten Büchlein Sonnenuhren an die Mauern zeichnet, findet Copernicus die Bewegung unseres Sonnensystems, beobachtet Galilei die Monde des Jupiter, erkennt Kepler kurz vor den Schrecken des dreißigjährigen Krieges die großen Gesetze des Falles und des planetarischen Umlaufs.

Durch zwei Jahrhunderte wurden die mathematischen Wissenschaften Grundlage des geistigen Fortschritts. Mit ihnen das Studium der Natur, welches auf Wägen und Messen, auf Scheiden und Verbinden der einzelnen Stoffe beruhte, nächst der Astronomie die Chemie. Das Zusammengesetzte in Einheiten aufzulösen, durch Verbindung der Einheiten neue

Bildungen hervorzubringen, das wurde erstrebt. Nichts ist so bezeichnend für die Herrschaft dieser Richtung, als der Traum, den noch der große Leibniz hatte, sogar den Geist der Sprache, d. h. den gesammten geistigen Inhalt der Menschen in mathematischen Formeln darzustellen und so einen neuen Weg zu schaffen, durch welchen der geistige Inhalt eines einzelnen Menschen und Volkes direct, ohne Vermittlung der verschiedenen Sprachen auf Andere übergehen könne.

Unterdeß waren auch die geschichtlichen Kenntnisse und die Kunde alter Sprachen in ähnlicher Weise fortgeschritten, überall ein emsiges Zählen, Messen, Zusammentragen der Einzelheiten, Aufsammeln einer ungeheuren Stoffmenge. Historische Urkunden, Diplome und alte Aufzeichnungen werden in großen Sammelwerken herausgegeben. Die Wörter und Bildungsgesetze der antiken Sprachen werden genauer beobachtet, in Grammatiken und Wörterbüchern immer zahlreicher verbunden. Ueber sehr viele Einzelheiten der Privatalterthümer, über Hüte und Schuhe, über Sänften, Schellen und Tintenfässer der Alten werden besondere Abhandlungen geschrieben. Wo ein Zusammenfassen des Stoffes versucht wird, bleibt es ganz äußerlich.

Aber nicht die einzelnen Kenntnisse, wie groß ihr Umfang sei, befriedigen den Menschen. Das Wissen soll ihm helfen, zunächst das eigene Leben auf Erden sicher und gedeihlich zu bilden, seine Pflichten und Rechte will er dadurch festigen. Und wieder dem großen Räthsel des Lebens, dem Verhältniß zu dem Ewigen, will er durch ihre Hilfe näher kommen. Auf sich selbst und auf seinen Gott bezieht der Mensch Alles, was er weiß.

Die Bürgerkriege in Frankreich, die Freiheitskämpfe der Niederländer, das dreißigjährige Elend Deutschlands und die Empörung des englischen Rechtsgefühls gegen die Stuart hatten dem Politiker und dem Privatmann eine Menge neuer Vorstellungen über das Verhältniß der Staaten zu einander, über die Stellung des Mannes im Staat in die Seele geschlagen.

Wie verschieden waren die Gesetzgeber, welche das Leben jedes Einzelnen leiteten: die jüdischen Priester, die Gemeinde der Apostel, die Juristenschulen des alten Roms, langobardische Könige, herrschlustige Päpste! Und neben Gesetzen, die aus vergangenen Jahrtausenden und verlebten Völkern stammten, galten Erinnerungen aus der deutschen Vorzeit: Weisthümer, Willküren, Rechtsspiegel, Ordnungen und Privilegien. Nach ihren Bestimmungen wurde dem Deutschen Haus und Hof, Weib und Kind, geerbtes und erworbenes Gut erhalten und genommen. Und gerade nach dem großen Kriege hatte sich über allem Recht der Herrenwille des Einzelnen und die tyrannische Gewalt einer herzlosen Regierungsweise erhoben. In solchem Gewirre von Gesetzen, in der Unterdrückung des Rechtes durch Staatsgewalt begehrte das Gemüth des Menschen neue Stützen. Und wie die Pietisten von der Kirche eine würdigere Auffassung menschlicher Rechte und Pflichten forderten, so begann auch der Jurist nach dem großen Kriege das natürliche Recht des Menschen dem Unrecht des gewaltthätigen Staates gegenüber zu setzen, das vernünftige Recht der Staaten gegen ränkesüchtige Politiker zu verfechten. Neben den mathematischen Disciplinen und der Naturwissenschaft wurde die Rechtswissenschaft die Werkstätte, in welcher sich die Geister zu idealen Forderungen an das Leben bildeten. Aus ihnen erblühte die neue Weltweisheit.

So oft in den einzelnen Kreisen des Wissens ein neuer massenhafter Stoff zusammengetragen ist, so oft Kenntniß und Urtheil nach vielen Richtungen erweitert sind, entsteht das unabweisbare Bedürfniß, die neugefundene Habe in eine innere Verbindung zu bringen. Alle höchsten und letzten Fragen des Menschen, das Verhältniß zwischen Körper und Seele, Natur und Gott, Tod und Unsterblichkeit fordern eine Antwort. Diese Antwort zu finden ist zu aller Zeit die Aufgabe der Philosophie. Aber sehr unvollkommen ist jedem Jahrhundert das Geheimniß des Lebens aufgeschlossen; was der Mensch

aus Natur und Geschichte erspäht, ist unendlich wenig im Vergleich zu dem unendlichen Reichthum dessen, was ist und war. Ja, alles Leben birgt ein letztes Geheimniß in sich, das sich der menschlichen Forschung immer wieder entzieht. Durch Beobachten der äußern Erscheinung und der Zahlenverhältnisse, durch Messen der Räume und Größen, durch Zerlegen des Zusammengesetzten in einfache Stoffe, durch das Erkennen vieler einzelner Eigenschaften wird der volle Inhalt des Lebenden niemals gewonnen. Endlos ist die Arbeit der Wissenschaft, neue Seiten, neue Lebensäußerungen des Vorhandenen zu erfassen, ohne Aufhören entstehen neue Wissenszweige, jede Zeit gräbt neue Gänge nach dem großen Geheimniß, jede hat Ursache, mit freudigem Selbstgefühl auf die Vergangenheit zurückzusehen, welche so viel weniger Mittel hatte. Und deshalb hat jede Zeit das Bedürfniß, aus dem Gewinn der einzelnen Wissenschaften sowie aus den sittlichen Forderungen, welche durch das neue Wissen und Können entstanden sind, ein neues Gebäude der Philosophie aufzuführen. Immer entspricht dieser Bau dem Verständniß und den Bedürfnissen seiner Zeit. Aber jedes philosophische System ist durch die Persönlichkeit der Zeit und seiner Erbauer beschränkt, jedes wird durch neue Fortschritte und neue Bedürfnisse überwachsen. Diese Arbeit des neuen Findens und des Zusammenfassens umspannt das geistige Leben des Volkes. Je reichlicher die Vorarbeit in den einzelnen Wissenschaften war, und je edler Geist und Charakter des combinirenden Denkers sind, welcher seiner Zeit das neue System erschafft, desto größer ist das Gefühl des Fortschritts und die begeisterte Freude der Zeitgenossen über einen idealen Inhalt, der die Einzelnen aus den selbsüchtigen Zwecken ihres Lebens heraushebt. Die Voraussetzung aller Philosophie aber ist ein ewiges Sehnen und Suchen, ein unablässiges Prüfen der gewonnenen Wahrheiten, ein unaufhörliches Abwandeln und Fortbilden der geistigen Habe. Die Bewegung ist es, welche die Wissenschaft lebendig erhält, unendlich die

Arbeit, unendlich der Fortschritt, und in dieser Unendlichkeit der irdischen Arbeit liegt alles Glück, alles Leben des Menschengeschlechts und die Bürgschaft der Dauer.

Seit dem dreißigjährigen Kriege beginnt bei den großen Culturvölkern die systematische Darstellung der Ueberzeugungen, welche die Wissenschaft nach ihrem damaligen Standpunkte über Gott, die Schöpfung und Regierung der Welt geben konnte. Der Franzose Descartes, der Engländer Locke, der Holländer Spinoza, unter starkem Einfluß der Nachbarvölker die Deutschen Leibniz, Thomasius, Wolf.

Sie alle, mit Ausnahme des freieren Spinoza, waren sorglich bemüht, ihre Systeme von der göttlichen Ordnung in der Natur und dem Menschengeiste mit den Lehren der christlichen Theologie in Einklang zu erhalten. Allerdings brach der innere Gegensatz bei jedem von ihnen hervor.

Denn seit Descartes den Satz aufgestellt, nichts dürfe dem forschenden Menschengeiste wahr und fest sein, als was ihm unwiderleglich bewiesen worden, — seitdem war es mit dem Autoritätsglauben vorbei. Freudig trat die Wissenschaft ihre neue Herrschaft an, indem sie Gott und die Welt, Seele und Leib, aber auch Pflichten und Rechte des Menschen zu erweisen suchte, als bestehend, als vernünftig und nothwendig. Die sichtbare Welt wurde von großen Mathematikern in unendlich viele Einzelheiten zerlegt, aus deren Verbindung alles Leben hervorgehe, und das Göttliche aus dem Leben des Geistes wie der Körperwelt als Ureinheit, als Weltseele begriffen. Der Gottesgelehrte aber, einst der strenge Herr der Wissenschaft, — auch Luther hatte noch das Wort der heiligen Schrift über alle Vernunft hinausgestellt, — erfand jetzt eine „natürliche" Theologie als Bundesgenossin zu der „offenbarten". Eifrig suchten junge Theologen in der Weltweisheit neue Stützen ihres Glaubens. Aus der Bewegung der Sterne, aus dem vulcanischen Feuer, ja aus den Windungen der Schneckengehäuse wurde Nothwendigkeit und Weisheit des Schöpfers

mit vielem Behagen bewiesen. Und schon fehlen solche nicht, welche den persönlichen Gott, seinen Actus der Schöpfung und die Unsterblichkeit der Seele leugneten. Gegen solche einzelne Deisten und Atheisten erhob sich aber noch die Mehrzahl der Philosophen und die christliche Frömmigkeit des gesammten Volkes.

Die großen deutschen Gelehrten, welche um den Aufgang des achtzehnten Jahrhunderts Führer dieser Bewegung wurden, trugen das heilige Feuer in die verschiedenen Kreise des deutschen Lebens. Leibniz, die große schöpferische Kraft seiner Zeit, eine wundervolle Mischung von elastischer Schmiegsamkeit und fester Ruhe, von überlegener Sicherheit und duldungsvollem, verbindlichem Wesen, wirkte durch seine zahlreichen Monographien und seinen unendlichen Briefwechsel vorzugsweise auf die Führer der Nation und das Ausland, auf Fürsten, Staatsmänner, Gelehrte, nach allen Seiten Bahn brechend, vorauseilend, die weitesten Aussichten eröffnend. Und wieder Thomasius, geistvoll, leichtbewegt, kampflustig, beifallsbedürftig, regte auch die Gleichgiltigen und Kleinen durch seine geräuschvolle Thätigkeit zu Parteien auf. Er kämpfte als der erste deutsche Journalist in der Presse mit Spott und Ernst, bald Verbündeter der Pietisten gegen die verfolgungssüchtige Orthodoxie, bald Gegner der schwärmerischen Wiedererweckten, für Duldsamkeit, reinere Sittenlehre, gegen jede Art Aberglauben und Fanatismus. Endlich der jüngere Christian Wolf, der große Professor, wurde ein regelrechter, klarer, nüchterner Lehrer, welcher in langjähriger, segensvoller Wirksamkeit das System zusammenschloß und die Schule gründete.

Solche Zeit, in welcher das Große, was der einzelne Mann gefunden, zahlreiche Schüler begeistert, ist eine glückliche Periode für Millionen, welche an dem neuen Erwerb vielleicht gar keinen unmittelbaren Theil haben. Immer liegt auf der ersten Thätigkeit einer Schule etwas von der apostolischen Weihe. Was in der Seele des Lehrers sich mühsam

unter innern Kämpfen herausgebildet hat, das wirkt auf die jungen Seelen als etwas Großes, Festes, Erhebendes. Mit der Begeisterung und der Pietät verbindet sich der Drang, selbstschöpferisch den neuen Erwerb fortzubilden. Schnell erfüllen die Lehrsätze das gesammte Leben des Volkes, sie wirken nicht nur in den einzelnen Wissenschaften, auch in allen Richtungen des praktischen Geistes, auf Gesetzgebung und Staatsverwaltung, auf Hausordnung und Familienzucht, in der Werkstätte des Künstlers und Handwerkers.

Zuerst flammt das neue Licht seit 1700 in allen Wissenschaften auf. Akademien, gelehrte Zeitschriften, Preisaufgaben werden gestiftet. Durch die Führer wird die deutsche Sprache als Sprache der Wissenschaft gleichberechtigt, bald siegreich neben die lateinische gestellt, und diese glorreiche That wird der erste Schritt, die gesammte Nation in eine ganz neue Verbindung zu den Gelehrten zu setzen.

Aber das neue Leben dringt auch kurz nach 1700 mit unwiderstehlicher Gewalt in die Häuser, in Schreibstube und Werkstatt des Bürgers. Jeder Kreis menschlicher Thätigkeit wird prüfend durchforscht. Landwirthschaft, Handel, die Technik der Gewerbe werden in handlichen Lehrbüchern zugänglich gemacht, welche noch heute die Grundlagen unserer technologischen Literatur sind. Ueber Rohstoffe und ihre Verarbeitung, über Mineralien, Farben, Maschinen wird geschrieben, an vielen Orten schießen allgemeinverständliche Zeitschriften auf, welche die neuen Entdeckungen der Naturwissenschaft für den Handwerker und Fabrikanten zu verwerthen suchen. Selbst in die Hütte des armen Bauern fallen einzelne Strahlen des hellen Lichtes, auch für ihn entsteht eine kleine menschenfreundliche Literatur. Aber auch die sittliche Wirkung jedes irdischen Berufes wird dargestellt, über die Tüchtigkeit und Bedeutung des Arbeiters, des Beamten wird Erhebendes gesagt, der innige Zusammenhang der materiellen und geistigen Bedürfnisse des gesammten Volkes wird verkündet, unablässig wird auf die

Nothwendigkeit hingewiesen, den Schlendrian alter Bräuche zu verlassen, sich um das vorgeschrittene Ausland zu kümmern, Bedürfnisse desselben und fremdes Wesen kennen zu lernen. Und wieder über Tracht und Sitten wird in ganz neuer Weise geschrieben, launig, spöttisch, tadelnd, immer mit dem Wunsche zu bilden, zu bessern. Sogar die besondern Fehler der Stände und Berufszweige, die Schwäche der Frauen, die Rohheit und Unredlichkeit der Männer werden unablässig beurtheilt und gezüchtigt. Noch ungeschickt, zuweilen pedantisch und kleinlich, aber doch mit eifrigem Sinn und mit Redlichkeit.

So geräth das gesammte Privatleben der Deutschen in eine unruhige Bewegung, überall ringen neue Ideen mit alten Vorurtheilen, überall sieht der Bürger um sich und in sich eine Wandlung, der er nur schwer widerstehen kann. Noch ist die Zeit arm an einzelnen großen Erscheinungen, aber überall ist in den kleinen eine treibende Kraft erkennbar. Nur wenige Jahrzehnte, und die neue Aufklärung sollte aller Welt zur Freude ihre Blüthen tragen. Immer noch sind die Weltweisheit und die gewöhnliche Bildung vorzugsweise abhängig von Mathematik und Naturwissenschaft, aber schon beginnt seit Johann Matthias Gesner die Alterthumskunde, der zweite Pol aller wissenschaftlichen Bildung, die geschichtliche Entwicklung der Völkerseelen zu begreifen. Wenige Jahre nach 1750 reist Winckelmann nach Italien.

Und wie lebten die Bürger, aus deren Häusern der größte Theil unserer Denker und Erfinder, der Gelehrten und Dichter hervorging, welche die neue Bildung weiter führen sollten, kühner, schöner, freier?

Es ist eine mäßig große Stadt um 1750. Noch stehen die alten Ziegelmauern, Thürme nicht nur über den Thoren, auch hie und da über den Mauern. Manchem ist ein hölzernes Nothdach aufgesetzt, in den stärksten sind Gefängnisse eingerichtet, andere, baufällige, die vielleicht im großen Kriege zerschossen wurden, sind abgetragen. Auch die Stadtmauer

ist geflickt, vorspringende Winkel und Basteien liegen noch in Trümmern, blühender Flieder und Gartenblumen sind dahinter gepflanzt und ragen über die Steine; der Stadtgraben auf der Außenseite liegt zum Theil trocken, dann weiden wol noch Kühe einzelner Bürger darin, oder die Tuchmacher haben ihre Rahmen mit Reihen eiserner Häkchen aufgestellt und spannen friedlich die Tücher daran auf; die gewöhnlichste Farbe ist seit den Pietisten „Pfeffer und Salz", wie man schon damals sagte, und die alte Lieblingsfarbe der Deutschen, Blau, das nicht mehr aus deutschem Waid, sondern aus dem fremden Indigo bereitet wird. Noch haben die engen Thoröffnungen hölzerne Bohlenthore, oft zwei hintereinander; sie werden zur Nachtzeit von der Stadtwache geschlossen, welche dort auf Posten steht, aber erst durch Klopfer und Glocke geweckt werden muß, wenn jemand von außen Einlaß begehrt. Auf der innern Seite der Stadtmauer sind zuweilen noch Bruchstücke der Holzgallerien zu sehen, in denen einst die Bogen- und Hakenschützen standen, aber nicht überall ist der Weg längs der Mauer frei, schon sind dürftige Häuser und Schuppen angeleimt.

Im Innern der Stadt stehen die schmucklosen Häuser noch nicht so zahlreich als in früheren Jahrhunderten, noch liegen einzelne wüste Stellen dazwischen, die meisten aber sind von den Wohlhabenden gekauft und in Gärten verwandelt. Vielleicht ist schon ein Kaffegarten nach dem Muster des berühmten Leipziger angelegt, dann stehen einige Baumreihen und Bänke darin, und in der Gaststube lehnen am Verschlage des Wirthes die Gipspfeifen der Stammgäste, aber seit kurzem ist neben dem Gips der Maserkopf und der theure Meerschaum aufgekommen. In der Nähe des Hauptmarktes werden die Häuser stattlicher, nicht überall sind die alten Lauben erhalten, bedeckte Gänge, welche einst in einem großen Theile Deutschlands durch das Unterstock der Markthäuser führten, die Gehenden in der Regenzeit schützten und das Leben des Hauses mit der Straße verbanden. An dem massiven Bau des Rath-

hauses sind die alten Pfeiler und Gewölbe durch rohen Kalkanwurf und durch Zwischenmauern verklebt, in den düstern lichtarmen Räumen des Innern hängen Spinnengewebe, erheben sich graue Mauern von Akten, lagert unendlicher Staub; in der Rathsstube stehen die steifen Polsterstühle mit grünem Tuch und Messingnägeln beschlagen im erhöhten Raum, dessen Schranke die Rathsherren von den Bürgern trennt; Alles schmucklos und lange nicht getüncht, Alles dürftig und unschön, wie eine unfertige Einrichtung; denn in dem neuen Staate fehlt Geld und Freude die öffentlichen Gebäude zu schmücken, sie werden vom Bürger als ein nothwendiges Uebel betrachtet, ohne Theilnahme, ohne jedes Selbstgefühl. Noch sehen die Häuser des Marktes zum großen Theil mit spitzem Giebel auf die Straße, und zwischen den Häusern gießen weitvorspringende Dachrinnen ihr Wasser auf das schlechte Pflaster, das aus Feldsteinen kunstlos zusammengesetzt ist. Viele Giebel haben die schöne Gliederung des germanischen Stils verloren, wer verschönern will, läßt die Dachlinie in Rococoschnörkeln, am liebsten geradlinig bis zur Spitze laufen. Unter den Häusern stehen einzelne Kirchen oder verlassene Klostergebäude mit Strebepfeilern und Spitzbögen. Gleichgiltig sieht das Volk auf diese Ueberreste einer Vergangenheit, mit welcher es kaum durch eine theure Erinnerung verbunden ist; für die alte Kunst ist ihm das Verständniß ganz verschwunden; wie Friedrich von Preußen das Marienburger Schloß, so zerstört überall der nüchterne, verständige, lichtfordernde Sinn die Bauten alter Zeit. Vorsorglich hat der Magistrat die leeren Räume des Klosters zu einem Pfarrhaus oder zu Schulstuben eingerichtet, Fenster ausgeschlagen, Gipsdecken gezogen; dann schauen die Knaben von ihrer lateinischen Grammatik verwundert auf die Steinrosetten und die zierliche Arbeit des Meißels aus einer Zeit, wo dergleichen Unnöthiges noch gebaut wurde, und in dem verfallenen Kreuzgange, durch welchen einst Mönche ernsthaft schritten, werfen

sie jetzt aus hölzernem Schlüssel ihren Brummkreisel; denn der Circitor susurrans oder Mönch ist ein Lieblingsspiel dieser Zeit, das auch vornehme Herren in verkleinerter Form zuweilen in der Tasche führen.

Es ist bereits Ordnung in der Stadt, die Straßen müssen gekehrt werden; Düngerhaufen, welche fünfzig Jahre früher in ansehnlichen Mittelstädten vor den Häusern lagen, seit im Kriege die alte Sauberkeit verschwunden war, sind wieder durch Verordnungen beseitigt, welche die Räthe des Landesherrn den Oberamtleuten, die Oberamtleute dem Rathscollegium zugeschickt haben. Auch der Viehstand der Stadt hat sich sehr verringert, die Schweine und Rinder, welche noch kurz vor 1700 zwischen den spielenden Kindern im Straßenschmutze sich belustigten, werden streng in Höfen und Hinterhäusern bewahrt, die Landesregierung sieht nicht gern, daß die Städter in den Ringmauern Vieh halten, denn sie hat die Thoraccise eingeführt und ein abgedankter Unteroffizier treibt sich, den Rohrstock in der Hand, in der Nähe des Thores umher, um die Karren und Körbe der Landleute zu untersuchen. So hat sich die Viehzucht in die dürftigen Vorstädte und die Vorwerke gezogen, nur in den kleinen Landstädten hilft die Ackernahrung das Leben der Bürger erhalten. Auch die Sicherheitspolizei thut ihre Pflicht, auf Bettler und Vagabunden wird stark gefahndet, der Passeport ist dem anspruchslosen Reisenden unentbehrlich; Rathsdiener sind in den Straßen sichtbar und spähen in die Wirthshäuser; zur Nacht wird wol auch eine Brandwache in die Nähe des Rathhauses gestellt, und der Thürmer gibt mit Fahne und großem Sprachrohr das Nothzeichen. Auch das Spritzenhaus wird in Ordnung gehalten, plumpe Feuertonnen stehen an der Seite des Rathhauses unter offenem Schuppen, über ihnen hängen die eisenbeschlagenen Feuerleitern. Sogar die Nachtwächter sind ziemlich wachsam und bescheiden, sie sangen nach dem großen Kriege hier und da anzügliche Reime, so oft sie die Stunden ab-

riefen, jetzt hat ein frommer Pfarrer darauf bestanden, daß ihnen Text und Melodie geistlich sei.

Der Handwerker arbeitet in der alten Weise fort, fast jeder steht fest in seiner Zunft, sogar die Maler sind zünftig und fertigen als Meisterstück eine Kreuzigung mit einer Anzahl vorgeschriebener Figuren. In den katholischen Landschaften leben sie von massenhafter Anfertigung der Heiligenbilder, in den protestantischen malen sie Schilder und Scheiben und die Wappen der Landesherren, welche zahlreich an öffentlichen Gebäuden, sogar über den Thüren einzelner Handwerker zu sehen sind. Streng wird von der Mehrzahl der Handwerker auf alte Bräuche, am strengsten auf die Rechte der Zunft gehalten; wer nicht nach Handwerksrecht in die Zunft aufgenommen ist, der wird als Pfuscher oder Bönhase mit einem Hasse verfolgt, der ihn von der bürgerlichen Gesellschaft auszuschließen sucht. Noch wird ernsthaft vor der geöffneten Lade gehandelt, Lehrlinge angenommen, Gesellen freigesprochen, Händel geschlichtet, und die Formel „Mit Gunst", welche jede Rede einleitet, schallt endlos bei allen Zusammenkünften der Meister und der Gesellen; aber die alten Wechselreden und Sprüche des Mittelalters sind halb unverständlich geworden, rohe Scherze haben sich eingedrängt, und die Besseren beginnen bereits nicht viel darauf zu geben. Ja es fehlt nicht mehr an solchen, welche die alte Zunftverfassung für eine Last halten, weil sie ihrem Bestreben, sich zu Fabrikthätigkeit zu erweitern, hartnäckig widersteht, so die großen Tuchmacher und Eisenarbeiter. Und die lustigen Jahresfeste, welche einst Freude und Stolz fast jedes einzelnen Handwerks waren, sie sind fast alle abgelebt. Die Aufzüge in Masken, eigenthümliche alte Tänze vertragen sich nicht mit der Bildung einer Zeit, in welcher der Einzelne keine größere Furcht hat, als seiner Würde zu vergeben, in der von der Kanzel gepredigt wird, daß geräuschvolle weltliche Ergötzlichkeit sündhaft sei, in welcher endlich auch die gelehrten Männer der

Stadt keinen zureichenden Grund für dergleichen Straßenlärm finden.

Geschieden durch Kleidung, Haartracht und Titel stehen die Studirten und Beamten als Honoratioren der Stadt über den Bürgern. Wie der Adel auf sie, blicken sie auf den Handwerker, dieser auf den Bauer herab. Auch der Kaufmann, zumal wenn er ein Stadtamt bekleidet oder Vermögen besitzt, hat unter den Honoratioren eine Stellung. In den Familien der „vornehmen" Kaufleute, wie die ersten Häuser „ins Große" genannt werden, und der „ansehnlichen", wie die Besitzer großer Verkaufsläden heißen, ist eine erfreuliche Aenderung des Lebens bemerkbar. Der rohe Aufwand einer früheren Zeit ist gebändigt, bessere Zucht im Hause und größere Redlichkeit im Geschäft sind überall zu erkennen. Schon wird gerühmt, daß es nicht die alten und ehrbaren Häuser sind, deren Inhaber sich noch um Adelsbriefe bewerben, ja daß solche eitle Neugeadelte von den besten ihrer Geschäftsgenossen verachtet werden.*) Und der vorurtheilsfreie Cavalier fühlt sich zu der Erklärung veranlaßt, daß in der That kein Unterschied sei zwischen der Frau eines Gutsbesitzers, welche mit Ehren in den Kuhstall geht und das Abrahmen der Milch beaufsichtigt, und zwischen der Frau eines ansehnlichen Kaufmanns zu Frankfurt, die während der Messe im Gewölbe sitzt, „sie ist wohl und prächtig gekleidet, sie befiehlt ihren Leuten wie eine Fürstin, sie weiß den Vornehmen, den Gemeinen und dem Pöbel, jedem nach Stand und Würden zu begegnen, sie liest und versteht mehre Sprachen, sie urtheilt vernünftig, weiß zu leben und erzieht ihre Kinder wohl." — Zu dieser Kräftigung des deutschen Kaufmanns hatte außer den geistigen Gewalten der Zeit, welche auch ihm die Seele leiteten, noch einiges Besondere beigetragen. Nicht nach jeder Richtung war der Einzug der vertriebenen Hugenotten unserer deutschen Art

*) J. M. von Loen: Der Adel. 1752. S. 133 u. 134.

günstig gewesen, der Einfluß, den sie auf den deutschen Handel geübt, ist doch sehr hoch anzuschlagen. Ihre Familien saßen um 1750 in fast allen größeren Handelsstädten, sie bildeten dort kleine aristokratische Gemeinden, schlossen sich gesellig immer noch ab und unterhielten sorgfältig ihre Beziehungen zu den verwandten Häusern in Frankreich, welche noch heute eine ernste, sittenstrenge, ein wenig altfränkische Aristokratie des französischen Großhandels bilden. Gerade bei diesen deutschen Hugenotten hatte das puritanische Wesen der Genfer und niederländischen Separatisten großen Anhang gefunden, ihre gemessene Haltung hatte in Frankfurt wie längs dem Rhein auch andere Häuser beeinflußt. Aber auch der deutsche Handel war zu neuem Leben gekommen, und die gesündere Arbeit hatte auch die Redlichkeit gesteigert. Wieder nahm das arme Land ehrenwerthen Antheil am Welthandel, schon führten Deutsche ihre Eisen- und Stahlwaaren aus der Grafschaft Mark, aus Solingen und Suhl, Tuche aus allen Landschaften, auch feine Tuche von portugiesischer und spanischer Wolle aus Aachen, Damastgewebe aus Westfalen, Leinwand und Schleier aus Schlesien nach Frankreich, England, Spanien, Portugal und in die Colonien über See, deren Erzeugnisse wieder in Deutschland den größten Markt hatten, weil das Binnenland des östlichen Europas bis zur türkischen Grenze und den Steppen Asiens durch deutsche Kaufleute versorgt wurde. Gerade die Armuth des Volkes, d. h. der niedrige Tagelohn machte die Anlage mancher Fabriken lohnend und leicht. Und wie in Hamburg und in den Städten des Rheins von Frankfurt bis Aachen der Großhandel aufblühte, ebenso in den Grenzländern gegen Polen, dort aber in den einfachsten Formen, als ein großartiger Tauschverkehr. Noch fuhren Waaren und Reisende auf der Donau stromab in rohen Holzkähnen, die für die einzelne Reise gezimmert und am Ende der Fahrt auseinander geschlagen und als Breter verkauft wurden. Und in Breslau werden ebenso auf dem Salzring

die Karren und Steppenpferde verkauft, auf denen bärtige Händler von Warschau und Nowgorod ihre Waaren in langem Karawanenzuge zum Tausch gegen die Kostbarkeiten abendländischer Cultur herzugefahren haben. Und schon beginnt die Klage der schlesischen Kaufleute, daß die Karawanen seltener kommen und die Fremden unzufrieden werden, weil sie sich mit der neuen preußischen Schreiberei und den Declarationsscheinen einer genauen Regierung nicht befreunden wollen. Schon hat sich um 1750 in den Familien der großen Kaufleute etwas von dem Weltbürgerthum entwickelt, welches mit Verachtung auf die beschränkenden Verhältnisse der Heimat herabsieht, und wie die Handlungsreisenden von Lennep und Burtscheid mit ihren Probekästen, mit Messerklingen und Nadeln, bis zur Seine und Themse zogen, so trafen auch die jüngeren Söhne dieser großen Fabrikanten mit den Hamburgern in Paris, London, Lissabon, Cadix, Porto zusammen, und gründeten dort zahlreiche Firmen als gewandte, oft kühne Geschäftsleute. Und von dem unternehmenden und sicheren Wesen dieser Männer ging Einiges auf ihre Geschäftsfreunde im Binnenlande über. Ein männlicher, fester, unabhängiger Sinn ist um 1750 außer bei den besten vom Adel und bei wenigen Gelehrten zuweilen bei den größeren Kaufleuten zu finden.

Die Mehrzahl der Honoratioren aber gehörte in jeder Stadt dem Gelehrtenstande an: Theologen, Juristen, Aerzte. Sie vertraten wahrscheinlich alle Schattirungen der Zeitbildung, und die stärksten Gegensätze lagen innerhalb jeder größeren Stadtmauer in stillem Kriege. Noch waren die Geistlichen Orthodoxe oder Pietisten. Die ersteren, häufig bequem zum geselligen Verkehr, nicht selten Lebemänner, dauerhaft vor einer ehrbaren Flasche Wein und nachsichtig gegen die weltlichen Scherze ihrer Bekannten, hatten viel von ihrer alten Streitsucht und dem Inquisitorwesen verloren, sie ließen sich herab, zuweilen eine Stelle aus dem Horatius anzubringen,

kümmerten sich um die Kirchen- und Schulgeschichte ihres Ortes und fingen bereits an, die Schriften des gefährlichen Wolf mit heimlichem Wohlwollen zu betrachten, weil er in so auffälligen Gegensatz zu ihren pietistischen Gegnern getreten war. Waren pietistische Geistliche angestellt, so standen diese wahrscheinlich in besserem Verhältniß zu anderen Confessionen, und wurden von den Frauen, den Juden und von den Armen der Stadt besonders verehrt. Auch ihre Gläubigkeit war milder geworden, sie waren zum großen Theil würdige, sittenreine Männer, treue Seelsorger mit einem weichen, herzgewinnenden Wesen, ihre Predigten waren allerdings sehr pathetisch und bilderreich, sie warnten gern vor der kalten Spitzfindigkeit und riethen zu dem, was sie Saft und Kraft nannten, was aber die Gegner gezierte Tautologie schalten. Ihr Bestreben, sich und ihre Gemeinde von dem Geräusch der Welt fernzuhalten, wurde bereits von einer großen Mehrzahl der Bürger mit Mißtrauen betrachtet; auf der Bierbank war ein gewöhnlicher Spott, daß die Frommen ächzend über Schurzfell, Leisten und Bügeleisen saßen und auf Erweckung lauerten.

Die Lehrer der Stadtschulen waren studirte Theologen, größtentheils arme Candidaten, der Rector vielleicht aus der großen Schule des Hallischen Waisenhauses berufen. Ein rührendes Geschlecht, an Entsagungen gewöhnt, häufig mit einem kränklichen Körper behaftet, Folge des harten entbehrungsvollen Lebens, durch welches sie sich heraufgearbeitet hatten. Es waren eigenartige Charaktere jeder Art, verschrobene und widerwärtige Gesellen fehlten nicht, auch die bessere Mehrzahl war ohne umfangreiches Wissen. Aber in sehr vielen von ihnen lebte vielleicht hinter wunderlichen Formen etwas von der Freiheit, Größe und Unbefangenheit der antiken Welt, sie waren seit der Reformation die natürlichen Gegner aller frommen Eiferer gewesen, selbst die aus dem großen Waisenhause, aus der Zucht der beiden Francke und des Joachim Lange kamen, waren größtentheils gemäßigter, als den

pietistischen Pfarrern lieb sein mochte. Die Blätter ihres Cornelius Nepos waren durch den vieljährigen Gebrauch zum Erschrecken schwarz geworden, ihr Schicksal war, vom Sextus oder Quintus langsam aufzusteigen, etwa bis zur Würde eines Conrectors, mit einer geringen Steigerung ihrer spärlichen Einnahmen; die größte Freude ihres Lebens war, zuweilen einen fähigen Schüler zu finden, dem sie neben den Feinheiten lateinischer Satzbildung und Prosodie auch eine und die andere freie Lieblingsidee, eine heidnische Ansicht von Männergröße in die Seele pflanzen konnten, Einwirkungen, auf welche doch der Schüler in seinen Männerjahren mit Lächeln zurücksah. Aber in dieser Thätigkeit, arm an Dank und Anerkennung, haben sie rastlos gearbeitet, die Empfänglichkeit für Schönheit des Alterthums und die Fähigkeit, andere Menschenart zu begreifen, in den Deutschen herauszubilden. Und der unablässige Einfluß, den Tausende derselben auf das lebende Geschlecht ausübten, war gerade jetzt gesteigert, seit Gesner die griechische Sprache in den Schulen heimisch gemacht und für den Unterricht der Schüler einen ganz neuen, revolutionären Grundsatz aufgestellt hatte, welcher von den Lehrern mit Begeisterung verbreitet wurde: der Geist des Alterthums, das Verständniß des Schriftstellers, nicht der grammatische Kram sei die Hauptsache.

Denn die Schule einer ansehnlichen Stadt war eine lateinische Schule. Reichte sie so hoch, daß ihre oberen Klassen für die Universität vorbereiteten, dann schieden aus der Quarta die Knaben, welche ein Handwerk lernen sollten. Diese Einrichtung half dazu, auch den Bürgersmann in einer Abhängigkeit von der gelehrten Bildung zu erhalten, welche wir jetzt zuweilen vermissen. Es war allerdings an sich kein großer Gewinn, wenn der Zunftmeister noch in spätern Jahren einige angenehme Kenntnisse von Mavors, von Cupido und dem Taubenpaare der Venus hatte, deren Gestalten aus allen Gedichten der Gebildeten herausguckten und sogar die Kalender und Pfeffer=

kuchen verschönerten: aber mit diesen Vorstellungen aus alter Vergangenheit fielen auch einzelne Samenkörner der neuen Zeitideen in seine Seele. Daß die Aufklärung von einsichtsvollen Bürgern so schnell aufgenommen wurde, ist dieser Art von Schulbildung zu verdanken.

Strenge war die Schulzucht; eine gewöhnliche Ermunterung, welche die armen Schüler einander damals in die Stammbücher schrieben, war das Symbolum: „Geduldig, fröhlich immerdar." Aber die Strenge war nöthig, denn in den unteren Klassen saßen neben den Kindern fast erwachsene Jünglinge, und die Unarten von zwei verschiedenen Lebensaltern waren nebeneinander zu bekämpfen. In einem großen Theile Deutschlands bestand der Brauch, der sich hier und da bis zur Gegenwart erhalten hat, daß die Knaben, welche Unterstützungen durch die Anstalt genossen, unter Anführung eines Lehrers als Currendschüler singen mußten. Wenn sie in ihren blauen Mänteln nicht nur bei „ganzen", auch bei „halben" und „Viertelleichen" hinter dem Kreuze daher zogen, so war das eine arge Versäumniß, welche die Schulzucht sehr störte und schon 1750 als ein Uebelstand beklagt wurde.

Ueberall standen unter den Honoratioren die Wolfianer, die Schüler der neuen Weltweisheit als Verbreiter der Aufklärung, Wächter der religiösen Duldsamkeit, Freunde jedes wissenschaftlichen Fortschritts. Gerade in diesem Jahr waren sie in angelegentlicher Erörterung einiger alter Streitpunkte, denn soeben hatte der Leipziger Crusius seine „Anleitung über natürliche Begebenheiten vernünftig nachzudenken" ans Licht treten lassen, und mit diesem Werk, einem Kosmos des Jahres 1740 in der Hand, überlegten sie wieder einmal, ob man einen vollen oder leeren Raum anzunehmen habe und ob die letzte Ursache der Bewegung in der thätigen Kraft elastischer Körper zu suchen sei. Finster sahen diese Fortschrittsmänner auf die theologische Facultät zu Rostock, welche gerade jetzt einen jungen Herrn Kosegarten zu sehr auffälligem Widerruf gezwungen hatte, weil

er die Behauptung gewagt, die menschliche Natur des Erlösers auf Erden sei von seiner göttlichen nur bis zu einem gewissen Grade unterstützt worden, er habe gelernt wie Andere, und gar nicht Alles vorausgesehen. Dagegen gönnten sie aber ein wohlwollendes Lächeln den physiko-theologischen Betrachtungen wackrer Theologen, wenn einer die Möglichkeit der Auferstehung nachwies, trotz dem fortwährenden Stoffwechsel oder — wie man damals sagen mußte — trotz dem Wechsel der Partikeln seines Körpers, oder wenn ein Anderer die Weisheit der Vorsehung aus dem weißen Fell der Hasen in Livland zu erkennen bemüht war.

Auch die deutsche Dichtkunst und Beredsamkeit wußten sie wohl zu schätzen. Da war zu Leipzig Herr Professor Gottsched und seine Frau. Die Leute hatten ihre Schwächen, aber es war doch ein großartiges Wesen in ihnen, Anstand, Würde und Wissenschaft, sie gehörten zuletzt auch zur Schule, und sie wollten durch die deutsche Dichtkunst feinere Bildung und einen bessern Geschmack in das Land bringen. Schon wurden sie sehr angefeindet, aber ihre Zeitschrift, den „Neuen Büchersaal", konnte schwerlich entbehren, wer dem poetischen Treiben der Belletristen nachkommen wollte. Neben den Aelteren, welche so sprachen, hatte sich in der Stadt aber bereits ein jüngeres Geschlecht eingefunden, welches die schönen Künste nicht mehr als einen angenehmen Zierat betrachtete, sondern Aufregungen, edle Gefühle und eine freiere Sittlichkeit von ihrem Einfluß hoffte, worüber die gelehrte Partei mißbilligend den Kopf schüttelte. Und diese Jüngern — es war eine kleine Zahl — trieben es seit zwei Jahren mit einer Aufregung, die sie zu Ueberspanntheiten hinriß; sie trugen Bücher in der Tasche, sie steckten sie den Frauen ihrer Bekanntschaft zu, sie declamirten laut und drückten einander die Hände. Es war die erste Morgenröthe eines neuen Lebens, welche mit so herzinniger Freude begrüßt wurde. In der Monatschrift die „Bremer Beiträge" waren die ersten Gesänge des Messias

von Herrn Klopstock erschienen; der Betroffenheit, mit der man anfänglich auf die fremde Form sah, war jetzt in einem kleinen Kreise rückhaltlose Bewunderung gefolgt. Und im vergangenen Jahr war ein anderes Gedicht eines Unbekannten, „Der Frühling", gedruckt worden, man wußte nicht, wer es gemacht, aber es sollte derselbe anmuthige Poet sein, welcher unter dem Wappenbild des Breitkopfischen Bären in der Monatschrift „Belustigungen des Verstandes und Witzes" Mitarbeiter gewesen war, zugleich mit Kästner, Gellert, Mylius. Und wieder gerade jetzt hatte durch Weidmann ein anderer Unbekannter den Anfang eines andern Heldengedichts „Noah" herausgeben lassen; die Muthmaßung ging allerdings auf einen Schweizer, weil der Name Sipha darin vorkam, den Bodmer früher angewendet hatte. Alle diese Gedichte waren in dem Silbenmaß der Römer gebildet, und diese neue Art bewerkstelligte eine ganz eigene Aufregung des Gemüths, welche man früher nicht gekannt hatte. Bereits schien sich eine förmliche Rebellion unter den Schöngeistern anzuzetteln. — Es sollte in kurzem noch wilder zugehen.

Noch entbehrte die Stadt solche Theatervorstellungen, welche einen Denker befriedigen konnten. Wer aber auf einer Reise die Schönemann'sche Truppe in Norddeutschland gesehen hatte, der erinnerte sich um 1750, sicher einige Jahre darauf, an einen jungen Mann von unvortheilhafter Gestalt mit einem kurzen Hals und dem Namen Eckhof, welcher der feinste und kunstvollste Schauspieler Deutschlands wurde. Und gerade in diesen Wochen war von der Messe ein neues Buch angekommen, „Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters", welches zwei junge Leipziger Gelehrte verfaßt hatten, von denen der eine Lessing hieß. — In demselben Bücherballen lag der Roman Richardson's „Pamela", wie das Jahr vorher die „Clarisse" desselben Schriftstellers.

Was aber damals in den Häusern der Bürger gelesen wurde, war von ganz anderer Beschaffenheit. Noch gab es

keine Leihbibliotheken, nur die kleinen Antiquare verliehen zuweilen an zuverlässige Bekannte. Aber es wucherte doch eine bändereiche Literatur von Romanen, welche von den Anspruchslosen eifrig gekauft wurden. Es waren flüchtig zusammengeschleuderte Erzählungen, in denen abenteuerliche Schicksale berichtet wurden.

Diese Abenteuer waren im 17. Jahrhundert in verschiedener Weise dargestellt worden, entweder in geistloser Nachahmung der alten Ritter- und Schäferromane, auf phantastischem Hintergrunde, ohne den Vorzug eingehender Schilderungen, oder wieder mit einem derben Realismus, ein rohes Abbild des wirklichen Lebens, ohne Schönheit, oft gemein und schmutzig. Es war ein abgelebtes Wesen und ein Beginnen der neuen Zeit, die damals nebeneinander liefen. Schon seit 1700 ist die realistische Richtung die herrschende. Aus den Amadis-Romanen werden schlüpfrige Hof- und Reiseabenteuer, dem Simplicissimus folgen eine große Zahl von Kriegsromanen, Robinsonaden und Aventuriergeschichten, die große Mehrzahl ist sehr liederlich verfertigt, und deutsche Klatschgeschichten oder Zeitungsnachrichten von außerordentlichen Ereignissen in der Fremde, zum Theil Tagebücher, sind darin verarbeitet. Auch Faßmann's „Gespräche aus dem Reiche der Toten" sind in ähnlicher Weise zusammengeschrieben aus fliegenden Blättern und Geschichtsbüchern, die der unordentliche Mann, der damals in Franken saß, sich von den Pfarrern der Gegend zusammenborgte. Die so schrieben, wurden von den Gebildeten gründlich verachtet, aber sie übten doch eine sehr große, schwer zu schätzende Wirkung auf das Gemüth des Volkes. Es waren zwei getrennte Welten, die nebeneinander kreisten. Und dieser Gegensatz zwischen dem Lesestoff des Volkes und der Gebildeten hat — wenn auch zuweilen versöhnt — zu sehr bis in die neueste Zeit bestanden.

Unter den Honoratioren der Stadt gab es aber im Jahr 1750 auch andere Gelehrte. Wol keiner mäßigen Stadt fehlte

ein patriotischer Mann, welcher die alten Chroniken, die Kirchenbücher und Urkunden des Rathsarchivs durchsucht hatte und zu einer Geschichte des Ortes und der Landschaft schätzenswerthe Beiträge zu geben wußte. Noch war das Verständniß der monumentalen Alterthümer gering, aber auch sie wurden mit alten Inschriften und unechten Götzen unserer Urahnen als seltsame Merkwürdigkeiten fleißig abgebildet. Und gegen die unkritischen Märchen und das nackte Verzeichnen von Einzelheiten wurde ein siegreicher Kampf geführt. Auch auf die einseitigen Werke der letzten Jahrzehnte, die schwerfälligen „Kirch- und Schulstaaten", sah das jüngere Geschlecht herab. Schon galt es, mit gewissenhafter Benutzung der Documente eine zusammenhängende, Ursache und Wirkung deutlich auseinandersetzende Geschichtserzählung hervorzubringen. Allerdings gehört das Beste, was in diesen Jahren geschrieben wurde, nur der örtlichen Geschichtschreibung an.

Größer war die Theilnahme, welche die Naturwissenschaften erregten; sie sind in dem Kleinleben der Stadt die beliebteste Wissenschaft. Nicht gering ist die Zahl ehrenwerther Zeitschriften, welche die neuen Entdeckungen der Wissenschaft berichten. Mit Achtung haben wir auf sie zurückzusehen; Darstellung und Stil sind zuweilen, z. B. in Kästner's „Hamburgischem Magazin", musterhaft; und unermüdlich sind sie bemüht, die gelehrten Entdeckungen für Handel, Gewerbe, Ackerbau, jeden Kreis praktischer Bedürfnisse auszubeuten. Freilich ihre „vernünftige" Einwirkung hatte nicht alles Unhaltbare beseitigt. Die alte Neigung zur Alchemie war nicht besiegt. Noch immer wurde von verständigen und redlichen Leuten laborirt, ernsthaft wurde das große Geheimniß gesucht, immer kam ihnen etwas dazwischen, was den letzten Erfolg hinderte. Geheimnißvoll wurde solche Arbeit betrieben, aber die Stadt wußte recht gut, daß der Herr Rath oder Secretarius den „faulen Heinz bediene" — den Ofen heize — um Gold zu machen. Die Freude an chemischen Processen, an den Destilla-

tionen in der Retorte und den Lösungen auf kaltem Wege war Vielen gemein; kräftige Tincturen wurden an Bekannte vertheilt, die Hausfrauen liebten allerlei künstliche Wasser zu destiliren, und in den Frag- und Anzeigeblättern wurden häufig Arzneien angepriesen, Pillen gegen Podagra, Pulver gegen Kröpfe, blaues Wasser gegen Viehsterben, Kurpfuscherei und Quacksalberei sind verhältnißmäßig größer als jetzt, die Lügen ebenso dreist. Der Eifer, für die Wissenschaft zu sammeln, war allgemein geworden, die Knaben begannen Schmetterlinge aufzuspannen, Käfer zusammenzutragen, Dendriten und Erzstufen mit dem Brennglase des Vaters zu betrachten, die Wohlhabenden freuten sich über „Rösel's Insectenbelustigungen" und das erste Heft von „Frischens Vorstellung (Abbildung) der Vögel".

Eine Bibliothek zusammenzubringen wurde der Stolz des Gebildeten auch in bescheidener Lage. Zweimal im Jahre, zu Ostern und Michaelis, brachte der Buchhändler von der Leipziger Messe die „Novitäten", welche er dort für sein Geld erkauft oder gegen Werke seines Verlags eingetauscht hatte. Diese neuen Bücher legte er in seinem Laden zur Ansicht aus, wie jetzt ein Händler mit Schnittwaaren thut. Das war eine wichtige Zeit für die Liebhaber, der Laden wurde ein Mittelpunkt für literarische Unterhaltung, auf Stühlen saßen die Hauptkunden, begutachteten, wählten und verwarfen; sie erhielten die Pränumerationsbogen der neuen Werke, z. B. der Firma Breitkopf „Eröffnete Academie der Kaufleute", und ließen sich Neuigkeiten aus der gelehrten Welt erzählen: daß in Göttingen eine neue Societät der Wissenschaften gestiftet werden solle; daß Professor Gottsched von Wien zurückgekehrt sei, und daß die Koch'sche Schauspielertruppe auf der Messe großen Zulauf gehabt; daß Herr Klopstock vom König von Dänemark eine Pension von 400 Thalern erhalten habe, ohne jede Gegenverpflichtung; daß Herr von Voltaire in Berlin zum Kammerherrn ernannt sei, und daß die Bibliothek des

seligen Herrn Superintendent Löscher zu Dresden, 50,000 Bände stark, jetzo wirklich versteigert worden sei. In den Bücherballen wanderten um diese Zeit auch andere begehrenswerthe Einkäufe durch das Leben.

Es gab zuweilen Gelegenheit, neben den neuen Büchern alte zu erwerben. Das Augenmerk lenkte sich auf die alten Drucke der Classiker; nach den Aldinen und Juntinen, den Elzeviren wurde mit besonderem Sammeleifer gesucht. Aber der antiquarische Handel war außer in Halle und Leipzig wenig in Aufnahme; nur der Zufall und eine Versteigerung brachte dem Einzelnen leicht Bücher in die Hände, die in den letzten Jahrhunderten zusammengebracht waren, von Patriciern der Reichsstädte, deren Familien allmählich ausstarben, vielleicht aus Klosterbibliotheken, deren Werke von gewissenlosen Mönchen unter der Hand verkauft wurden. So kaufte ein Geistlicher in der Nähe von Gräfenthal in Franken für 25 Gulden, die nach und nach zu bezahlen waren, viele Ellen Folianten und Quartanten in schönen Einbänden; die Elle großen Formats war etwas theurer als die des kleinen, manche Werke waren unvollständig, weil genau gemessen wurde und die Elle eher zu Ende war als die Bändezahl; wählen durfte man nicht, die Rücken wurden nach der Reihe abgemessen. Doch war diese Barbarei eine Ausnahme.

Wer selbst Bücher schrieb, genoß davon ein Honorar durch den Buchhändler, das nicht ganz unbedeutend war, wenn der Schriftsteller in Ansehen stand. Sehr hatte sich dies Verhältniß seit dem Anfange des Jahrhunderts gebessert. Da eine Vorliebe für theologische und juristische Abhandlungen bestand, so wurde die Verfasserschaft solcher Tractate zuweilen höher bezahlt, als jetzt möglich wäre. Wer freilich nicht als Universitätslehrer in einem Mittelpunkte der Wissenschaft stand, der erwarb nur geringe Einnahme. Als der hochehrwürdige Herr Leßer im Jahre 1737 mit seinem Verleger über den Druck der Chronik von Nordhausen übereinkam, wurde er zwar für den

gedruckten Bogen der fleißigen Arbeit durch ein Honorar von sechzehn guten Groschen „vergnüget", — welche er in ihm anständigen Büchern zu entnehmen hatte, — mußte jedoch versprechen, daß er den Verleger völlig schadlos halten wolle, wenn diesem der Inhalt des Buches irgend einen Verdruß bei der Obrigkeit zuziehen sollte.

Für das gesellige Leben der Honoratioren war in den späten Morgenstunden die Apotheke ein schätzenswerther Mittelpunkt. Dort wurden bei kleinem Glase Aquavit Politik und Stadtneuigkeiten besprochen, und von der Decke und den obern Gesimsen sah der alte Trödelstaat überwundener Marktschreier und Wurmdoctoren: Gerippe von Haifischen, ausgestopfte Affen, Mißgeburten in Spiritus und anderes Entsetzliche, glotzäugig auf die eifrige Unterhaltung der Gesellschaft herab. Schon wurde außer dem Stadtgeschwätz mit Vorliebe die Politik verhandelt, nicht mehr mit ruhigem Klugsprechen, sondern als Herzenssache. Ob König ob Kaiserin, ob Sachsen ob Preußen, wurde häufig erörtert, man wußte von jedem Gast, zu welcher Partei er gehörte. Wenige Jahre darauf sollte dieser Streit so leidenschaftlich werden, daß er sogar das Familienleben und den Hausfrieden störte. — Unterdeß war dem kleinen Bürgersmann, den Dienstboten und Kindern die Phantasie mit andern Bildern erfüllt, ihnen hielt der alte Aberglaube ihr Leben umsponnen, und er war seit der neuen Frömmigkeit viel zudringlicher geworden. Kaum gab es ein altes Haus, welches nicht seine Polterstube hatte. Auf den Gräbern, in den Kirchthüren zeigte sich ein Gespenst, sogar im Spritzenhause spukte es, bevor ein Feuer ausbrach; zuweilen wurde die geheimnißvolle Wehklage gehört, eine Abart des Glaubens an das wilde Heer, welche durch den großen Krieg in die Seelen des Volkes gekommen war; alte Katzen wurden als Hexen betrachtet und die Erscheinungen Verstorbener, Ahnungen und bedeutsame Träume wurden mit angstvoller Gläubigkeit erörtert. Immer noch war das Aufsuchen verborgener Schätze

eine wichtige Angelegenheit, keiner Stadt fehlten glaubwürdige Berichte über Funde, die in der Nähe gemacht oder durch unzeitig gesprochene Wörter vereitelt waren. Aber der verständige Familienvater ist bereits eifrig bemüht, seine Kinder und Dienstboten über dergleichen aufzuklären. Es ist ein lebhafter Kampf, der fast in allen Familien geführt wird, von den Vertretern neuer Zeit mit der Ueberlegenheit und Schärfe, welche ein innerer Sieg über stille Erinnerungen des eigenen Lebens zu verleihen pflegt. Der Aufgeklärte leugnet gar nicht unbedingt die Möglichkeit eines geheimnißvollen Zusammenhanges mit dem Jenseits, aber er versteht jeden einzelnen Fall mit Mißtrauen und Ironie zu betrachten; er nimmt allerdings an, daß hinter dem zerstörten Altar der alten Kirche, in den Trümmern des nahen Schlosses noch irgend etwas sehr Curioses verborgen sein könne, und daß es wol lohnen möge einmal nachzugraben; aber er nährt eine entschiedene Verachtung gegen die Flämmchen und den schwarzen Hund, und zählt mit besonderer Freude zahlreiche Beispiele auf, wie dieser Glaube „alter Zeit“ durch Betrüger gemißbraucht worden sei. Auch vergeht selten ein Vierteljahr, daß nicht eine gelesene Zeitschrift schöne Abhandlungen bringt, worin die Bergmännchen gänzlich geleugnet, die Feuerkugeln physikalisch erklärt und die Donnerkeile als Versteinerungen betrachtet werden. Zwar fehlen in keiner Stadt aufgeregte Leute, welche durch Erscheinungen gequält sind, und die Geistlichen beten mit der Gemeinde für diese Armen; aber schon behaupten nicht nur die Aerzte und weltlichen Gelehrten, auch klügere Bürger, daß solche Art Teufel nicht durch Gebet, sondern durch Fasten und Purgiren auszutreiben seien, da sie nur in Hypochondriacis durch krankhafte Einbildungen erzeugt würden.

Unter den Tagesereignissen ist das wichtigste Ankunft und Abfahrt des Postwagens. Gern bewegt sich der Spaziergänger um diese Zeit in der Nähe der Post. Die gewöhnliche Landpost ist ein sehr langsames, unbehilfliches Beförderungsmittel,

ihr Schneckengang ist noch fünfzig Jahr später berüchtigt; Kunststraßen gibt es nirgends in Deutschland, erst nach dem siebenjährigen Kriege werden die ersten Chausseen gebaut, auch diese schlecht. Wer bequem reisen will, nimmt Extrapost; sorgfältig wird darauf gehalten zu größerer Geldersparniß alle Plätze zu besetzen, und in den Localblättern, welche seit kurzer Zeit in den meisten größeren Städten und Residenzen bestehen, wird zuweilen ein Reisegefährte gesucht. Zu weiten Reisen werden eigens Wagen gekauft, am Ende der Reise wieder verkauft; die schlechten Wege geben den Posthaltern das Recht, auch einem leichten Wagen vier Pferde vorzuspannen, dann ist es wol eine Bevorzugung des Reisenden, wenn ihm von der Regierung ein Erlaubnißschein ausgestellt wird, nur zwei Pferde Extrapost nehmen zu dürfen. Wer nicht so wohlhabend ist, sucht einen Retourwagen, solche Reisegelegenheiten werden mehre Tage vorher angekündigt. Ist zwischen zwei Orten starke Verbindung, so gehen außer der ordinären Post und einer schnelleren Postkutsche auch concessionirte Landkutschen an bestimmten Tagen. Sie vorzugsweise vermitteln den Personenverkehr des Volkes. Von Dresden nach Berlin im Jahre 1750 alle vierzehn Tage, nach Altenburg, Chemnitz, Freiberg, Zwickau einmal wöchentlich; nach Bautzen und Görlitz war die Zahl der Passagiere nicht so sicher, daß der Kutscher jede Woche an bestimmtem Tage abgehen konnte; nach Meißen gingen das grüne und das rothe Marktschiff, jedes einmal wöchentlich hin und zurück. Man reiste auch mit der besten Fuhre sehr langsam. Fünf Meilen den Tag, zwei Stunden die Meile, scheint der gewöhnliche Fortschritt gewesen zu sein. Eine Entfernung von zwanzig Meilen war zu Wagen nicht unter drei Tagen zu durchmessen, meist wurden vier dazu gebraucht. Als im Juli des Jahres, welches hier geschildert wird, Klopstock mit Gleim in leichtem Wagen, durch vier Pferde gezogen, von Halberstadt nach Magdeburg sechs Meilen in sechs Stunden fuhr, fand er die

Schnelligkeit so außerordentlich, daß er sie mit dem Wettlauf der olympischen Spiele verglich. Waren aber die Landstraßen gerade schlecht, was in der Regenzeit des Frühlings und Herbstes regelmäßig eintrat, so vermied man die Reise, betrachtete die unvermeidliche als ein Wagniß, bei dem es ohne schmerzliche Abenteuer selten abging. Im Jahre 1764 war den Hannoveranern merkwürdig, daß ihre Gesandtschaft zur Kaiserkrönung trotz der schlechten Wege ohne allen Schaden, Umwerfen und Beinbruch, nach Frankfurt a. M. durchgedrungen war, nur eine Achse war zerbrochen. — So ist die Reise ein wohl zu überlegendes Unternehmen, welches schwerlich ohne längere Vorbereitungen durchgeführt wird; und das Eintreffen fremder Reisender in einer Stadt ist ein Tagesereigniß, neugierig umsteht die Menge den anhaltenden Wagen. Nur in den größeren Handelsstädten sind die Gasthöfe modisch eingerichtet, Leipzig ist deswegen berühmt. Gern kehrte man bei Bekannten ein, in steter Rücksicht auf die Kosten, denn auch wer reiste, der rechnete genau. Aber wer irgend Ansprüche machte, scheute eine Fußreise, die Unsicherheit, unsaubere Herbergen und rohe Begegnung; noch waren wohlgekleidete Fußreisende, welche die Landschaft bewunderten, ganz unerhört.

Der Reisende wurde nicht nur durch die lebhafte Theilnahme seiner Freunde begleitet, er wurde auch für ihre Geschäfte in Anspruch genommen, wie denn überall unter Bekannten das Hingeben und Zumuthen weit unbefangener war als jetzt. Er wurde reichlich mit warmen Kleidern, Empfehlungsbriefen, kalter Küche und klugen Regeln ausgestattet, aber er wurde dafür mit „Commissionen" belastet, mit Einkäufen jeder Art, auch zarteren Angelegenheiten: Eintreiben von Schuldforderungen, Anwerben eines Hauslehrers, ja Kundschaften und Vermitteln in Herzenssachen. Wer vollends zu einer großen Messe reiste, der mochte für besondere Koffer und Kisten sorgen, um die Wünsche seiner Bekannten zu befrie-

digen. Zu dergleichen Dienst und Gegendienst zwang die Noth; denn Geld- und Packetsendungen durch die Post waren sehr theuer, und nicht überall wurde diese Anstalt für zuverlässig gehalten. Zwischen Nachbarstädten war deshalb ein regelmäßiger Botendienst eingerichtet, wie er z. B. in Thüringen bis zur Gegenwart bestanden hat; solche Boten — nicht selten Frauen — trugen durch Schnee und Sonnenglut die Briefe und Aufträge an bestimmten Tagen hin und zurück, sie besorgten jede Art von Einkäufen, genossen als zuverlässige Leute sogar das Vertrauen der Behörde, welche ihnen Amtsbriefe und Acten übergab, und hatten am Zielpunkt ihrer Reise einen festen Stand, wo wieder Briefe und Rücksendungen an ihren Heimatort abgegeben wurden. War der Verkehr zweier Orte sehr lebhaft, so ging wol ein „Kästelwagen" hin und her, mit Schubfächern, zu denen je zwei verbündete Familien in den beiden Orten die Schlüssel hatten.

Knapp und enge war der Haushalt des Städters, nur wenige waren so wohlhabend, daß sie die Einrichtung des Hauses und ihres Lebens mit einigem Glanz umgeben konnten; die Reichen waren in Gefahr, einer ungeschickten Prunksucht zu verfallen, wie er Höfe und anspruchsvolle Familien des Adels verdarb. Auch wer wohlhäbig leben konnte, hatte für gewöhnlich seinen Haushalt sehr einfach eingerichtet, und zeigte den Wohlstand nur bei festlichen Gelegenheiten durch Geräth und Bewirthung. Deshalb waren Gastereien durchaus ungemüthliche Staatsactionen, für welche der ganze Haushalt umgekehrt wurde; in nichts unterschied sich der Mann von Welt mehr als in der leichteren Verkehrsweise seiner Gesellschaft. — Streng war die Ordnung des Bürgerhauses, genau bis auf's Kleinste stand fest, was Anderen zu leisten und von ihnen zu empfangen war. Die Glückwünsche, die Complimente, d. h. die höflichen Anreden, sogar die Trinkgelder, Alles hatte seine genau bestimmte Größe und vorgeschriebene Form. Durch diese zahllosen kleinen Regeln erhielt der Verkehr eine gewisse

unveränderliche Festigkeit, welche sehr gegen die Ungebundenheit der Gegenwart absticht. Es war gebräuchlich, an bestimmten Tagen zur Ader zu lassen, zu purgiren, seine Rechnungen zu bezahlen, in festen Zwischenräumen seine Besuche zu machen. Ebenso fest standen die Freuden des Jahres, das Gebäck, welches jedem Tage ziemte, die gebratene Gans, das Bleigießen, sogar, wenn möglich, das Schlittenfahren. Unverrückt dauerte die Ordnung des Haushaltes; die massiven Möbel, welche das Brautpaar bei der Einrichtung erkauft hatte, der gepolsterte Lehnstuhl, den sich der Mann vielleicht schon als Student erstanden, der Klapptisch zum Schreiben, die Schränke wurden Gefährten mehrer Geschlechterfolgen. Aber schon begann unter diesem Netzgeflecht alten Herkommens ein leichterer Sinn die Flügel zu regen, schon rührte die lästige Frage Warum? auch an den kleinen Brauch. Und überall gab es Einzelne, welche sich mit philosophischem Selbstgefühl gegen die Gewohnheiten setzten, die ihnen nicht in Vernunft begründet erschienen; in mehren arbeitete ein dunkler Drang nach Freiheit, Selbständigkeit, einem neuen Inhalt des Lebens, der sie von der Menge und der Gesellschaft seitab auf Nebenwege führte, meist zu wunderlichen Originalen machte, mit deren Eigenthümlichkeiten die Stadt sich unaufhörlich beschäftigte.

Die Räume des Hauses waren im Ganzen schmucklos, die Fußböden von gehobelten Bretern hatten keine andere Zier, als die Reinheit der hellen Holzfarbe, welche durch unaufhörliches Waschen erhalten wurde, aber die Wohnung wenigstens allwöchentlich einmal durchaus feucht und unbehaglich machte. Treppe und Hausflur wurden häufig mit weißem Sand bestreut. In den Zimmern schätzte man eine dauerhafte und gefällige Einrichtung, die Möbel, unter denen die Commode eine neue Erfindung war, wurden sorgfältig gearbeitet und schön ausgelegt. An den Wänden war Malerei ungewöhnlich, doch war die gefärbte Kalkwand in größeren Städten

gering geachtet, die Papiertapete beliebt. Die Wohlhabenden hielten auf gepreßte Ledertapeten, welche den Zimmern ein besonders behagliches Aussehen gaben; auch als Möbelüberzug war das Leder geschätzt. Die Freude der Hausfrau war kupfernes und zinnernes Geräth. Es wurde damit „Staat" gemacht, das neue vielbedeutende Wort hatte sich auch in die Küche gedrängt. In Nürnberg z. B. gab es in den wohlhabenden Familien Prunkküchen, welche sich kleineren Gesellschaften bei Morgencollationen — wo kalte Speisen aufgesetzt wurden — zu öffnen pflegten. In solcher Küche blitzte es ringsum von spiegelhellem Zinn und Kupfer, sogar das Brennholz, welches in großen Haufen regelmäßig aufgeschichtet dalag, war mit blankem Zinn beschlagen, Alles nur zur Schau, eine Spielerei, wie jetzt die Kochstuben kleiner Mädchen. Aber bereits wurde neben dem Zinn das Porzellan aufgestellt, vornehmlich in dem eleganten Sachsen fehlte einer wohlhabenden Hausfrau selten der offene Porzellantisch mit Tassen, Krügen und Nippesfiguren. Und der modische Liebling der Frauen, der Mops, vermochte durch eine mürrische Bewegung ein Geklirr hervorzubringen, welches dem Hausfrieden gefährlich war. Das wunderliche Thier stand zu jener Zeit auf der Höhe seines Ansehens; es war in die Welt gekommen, niemand wußte woher, und ist ebenso unvermerkt wieder von uns geschieden. Aber außer an Zinn und Porzellan hing das Herz der Hausfrau gerade damals an feiner Weberarbeit. Die Linnendamaste wurden sehr schön gefertigt, mit künstlichen Mustern, die wir noch jetzt bewundern; solchen Damast zu Gedecken zu besitzen, war besondere Freude, auch auf feine Leibwäsche wurde großer Werth gelegt; das Manchettenhemd, welches Gellert von der Lucius zum Geschenk erhalten hat, wird in seiner Beschreibung einer Audienz nicht vergessen.

Die Kleidung, in welcher man sich vor Andern zeigte, galt auch dem ernsten Manne als eine Standesangelegenheit; durch die Frommen war der Bürger an dunkle oder matte Farbe

gewöhnt worden, aber der feine Stoff, die Knöpfe, die bescheidene Stickerei, die Wäsche verriethen nicht minder als Perrücke und Degen den Mann von Erziehung. Das war jedoch die Tracht vor Menschen, sie mußte eigens angelegt werden, wenn man ausging, und da sie unbequem war und die Perrücke schwer ohne Hilfe Anderer aufzusetzen und zu pudern war, so wurde schon dadurch ein Gegensatz zwischen Häuslichkeit und Gesellschaft hervorgebracht, der den Verkehr des Tages in bestimmte Stunden bannte, ihn förmlich und weitläufig machte. Zu Hause wurde ein Schlafrock getragen, in welchem der Gelehrte Besuche annahm, die „gute" Kleidung aber sorgfältig geschont. Viele Bedürfnisse freilich, welche uns sehr geläufig sind, waren ganz unbekannt, manche Bequemlichkeit wurde lange entbehrt. Im Jahre 1745 bittet ein öſtreichischer Unteroffizier einen gefangenen Offizier, dem er die Uhr abgenommen hat, diese Uhr auch aufzuziehen; er hat noch keine in Händen gehabt. Der würdige Semler erwarb erst, als er bereits Professor war, durch Beihilfe eines Buchhändlers seine silberne Taschenuhr; er klagt um 1780, daß damals schon jeder Magister, ja jeder Student eine solche Uhr haben müsse; jetzt erhält in Familien von ähnlicher Lage der Quartaner eine silberne, der Student eine goldne.

Eigene Kutschen und Pferde hielten außer dem begüterten Adel, der sich nach der Stadt gezogen, nur die höchsten Staatsbeamten, und in großen Handelsstädten — seltner als fünfzig Jahre früher — die reichsten Kaufleute. Aber auch den Gelehrten wurde damals oft durch die Aerzte gerathen, sich den Gefahren eines Reitpferdes nicht zu entziehen, bedeckte Reitbahnen und Miethpferde wurden häufiger als jetzt von den Professoren in Anspruch genommen. Freilich gelang es nicht jedem so, wie dem kranken Gellert, dem als zweites Geschenk nach dem Tode seines berühmten Schecken ein kurfürstliches Pferd mit Sammtsattel und goldbesetzter Schabracke in den Hof geführt wurde, das der liebe Herr in seiner Weise,

bewegt, aber mit dem größten Mißtrauen gegen die Sanftmuth des Rosses annahm und allen seinen Bekannten anzuzeigen nicht müde wurde, während sein Stallknecht das Wunderthier den Leipzigern um Geld vorwies. Da die Kleidung so empfindlich gegen Nässe machte, war ein Beförderungsmittel sehr in Aufnahme gekommen, das seitdem fast geschwunden ist: die Portechaisen, sie wurden fast so häufig gebraucht wie jetzt die Droschken; die Träger, durch eine Art Livree kenntlich, hatten ihre bestimmten Standplätze und fanden sich ein, wo Adel und Publicum zahlreich erschienen: bei großen Tänzen, am Sonntag vor den Kirchthüren, am Theater.

Streng war die Zucht des Hauses. Am Morgen war auch in den Familien, welche nicht der Pietät anhingen, kurze Hausandacht mit den Kindern und gewöhnlich mit den Dienstleuten: Gesang eines Verses, eine Ermahnung oder Gebet, zuletzt wieder ein Liedervers. Früh wurde aufgestanden, bei guter Zeit wieder das Lager gesucht. Auch der Umgang im Hause war förmlich; von Kindern und Dienstboten wurde äußere Ehrerbietung in unterwürfigen Formen gefordert, die Gatten der Honoratioren redeten einander meist mit Sie an.

Was sich einer Familie anschloß, gute Freunde, entferntere Bekannte, das erhielt in dem einfachen, oft ärmlichen Leben große Wichtigkeit. Durch die Hausfreunde wurde Beförderung, Fürsprache und Begünstigung gesucht und erwartet. Protegiren und Parteinehmen war eine Pflicht. Deshalb galten vornehme und einflußreiche Bekanntschaften für ein ausgezeichnetes Glück, um das man zu werben hatte; jede Aufmerksamkeit, Beglückwünschung an Geburtstagen, das Gedicht bei Familienfesten durften nicht unterlassen werden. Durch solche Gunst Einzelner suchte man sein Fortkommen in der fremden Welt. Das unterthänige Benehmen gegen Höhere war groß, einem Gönner die Hand zu küssen war guter Ton. Als Graf Schwerin am 11. August 1741 zu Breslau im Fürstensaal die Eidesleistung abnahm, wollte der protestantische Kircheninspector Burg bei

dem Handschlag, den er zu geben hatte, dem preußischen Feldmarschall die Hand küssen. Nicht diese Ergebenheit ihres ersten Geistlichen war den Breslauern auffällig, sondern daß ein Feldmarschall den bürgerlichen Theologen umarmte und küßte.

Zumal die Gevatterschaft begründete unter den Bürgern ein näheres Verhältniß; der Taufpathe war verpflichtet, später um das Fortkommen des Täuflings zu sorgen, und dies Pietätsverhältniß bestand bis an sein Lebensende. Gern wurde ihm, wenn er vielvermögend war, von den Eltern eine entscheidende Stimme über die Zukunft des Kindes eingeräumt, es wurde aber auch erwartet, daß er sein Wohlwollen durch seinen letzten Willen an den Tag legte.

Ein solches Leben des Stadtbürgers in mäßigen Verhältnissen entwickelte einiges Besondere in Charakter und Bildung. Zunächst ein weiches und gefühlvolles Wesen, das man um 1750 zärtlich und empfindlich nannte. Die Anlage zu dieser Weichheit hatte der große Krieg und seine politischen Folgen in die Seelen gelegt, die Pietät hatte diese Anlage auffällig entwickelt. Eine gewisse Uebung, sich und Andere aufzuregen und zu steigern, besaß fast jeder. Das Familiengebet war im letzten Jahrhundert lange gedankenlos hergesagt worden, jetzt wurden die erbaulichen Betrachtungen und Nutzanwendungen, welche der Hausvater machte, Veranlassung zu dramatischen Scenen in der Familie. Zumal das laute Gebet aus dem Stegreif gewöhnte die Familienmitglieder hell auszusprechen, was ihnen gerade auf dem Herzen lag. Häufig waren Gelübde und Versprechungen, feierliche Ermahnungen und gerührte Versöhnungen zwischen Gatten, Eltern und Kindern; Gefühlsscenen wurden ebenso sehr gesucht und genossen, als sie jetzt vermieden werden. Sogar in der Schule kam die leichte Erregbarkeit des Geschlechtes zu Tage. Wenn ein ehrlicher Lehrer Kummer hatte, ließ er Verse, die sich auf seine Stimmung bezogen, durch die Schüler absingen; es wurde ihm nicht schwer, dabei traurig zu werden, und es

war ihm angenehme Empfindung, wenn die Knaben ihn erriethen und durch Andacht ihre Theilnahme bezeigten. Ebenso liebte der Prediger auf der Kanzel die Gemeinde zum Vertrauten der eigenen Kämpfe zu machen, und seine Selbstbekenntnisse, Schmerz und Freude, Reue und innere Zufriedenheit wurden mit Achtung angehört und durch Gebete geweiht. Wenn noch heut Einzelne ihrer Umgebung das Behagen verringern, weil sie Kleinigkeiten mit einem Aufwande von Empfindung behandeln, und eine Verstimmung oder einen hervorbrechenden Gegensatz der Naturen weichlich und pathetisch zur Aussprache bringen, so darf man solche Persönlichkeiten als verspätete Blüthen älterer deutscher Art betrachten. Wie denn einem wohlwollenden Beobachter oft der Eindruck kommt, daß die Gemüthsanlagen und eigenartigen Züge der Menschen, welche sich mit uns zugleich tummeln, bisweilen aus sehr entlegenen Zeiten unserer Vergangenheit stammen, und daß das Leben der Gegenwart zu gleicher Zeit ein historischer Bildersaal ist, in welchem Bildungen und Charakterformen aus den verschiedensten Jahrhunderten unseres Volkslebens neben einander wirken. Vorzugsweise auf Rührung und wieder auf erhebende Empfindungen ging um 1750 die Sehnsucht des lebenden Geschlechts. Schnell wurde ein Gefühl, eine Handlung, ein Mann als groß gepriesen, glänzende Beiwörter wurden bereitwillig gehäuft, einen Freund zu kennzeichnen. Und wieder der eigene Schmerz und das Unglück Anderer werden mit einem gewissen düstern Behagen genossen. Leicht wird geweint, über das eigene und über das Leid Anderer, aber auch aus Freude, aus Dankbarkeit, aus Andacht, aus Bewunderung. Nicht durch fremde Literatur, nicht durch Gellert oder die literarischen Verehrer Klopstock's ist diese Weichheit den Deutschen eingepflanzt worden, sie lag tief im Volke selbst. Als der junge Magister Semler 1749 von der Universität Halle schied, war er sehr traurig; er hatte in der Stille eine Tochter seines theuren Lehrers, des Professor Baum=

garten verehrt — allerdings hatte er in seiner Heimat Saalfeld noch eine andere Jugendliebe. Diese Trauer regte ihn in den letzten Tagen außerordentlich auf und machte ihm schwer, seine Magisterpromotion durchzumachen. Doch gelang dies und nach der Promotion hielt er seinem Vorbild Baumgarten — der als Präses auf dem obern Katheder stand — aus dem Stegreif eine so feurige lateinische Dankrede, daß nicht nur er selbst, auch mehre Zuhörer weinten; zu Hause aber setzte sich Semler hin und weinte wieder über sein Schicksal, und sein treuer Stubenbursch weinte mit ihm fast den ganzen Nachmittag. Daß der Scheidende beim Abschiede Thränen vergoß, war natürlich, aber er weinte noch, als er auf der Reise in Merseburg ankam, — was damals ziemlich lange währte, — und da er in der Heimat seinem Vater den lobenden Brief Baumgarten's übergab, weinte dieser vor Freude ebenfalls.

In diesem Falle ist die Rührung aufrichtig und die Thränen sind wirklich geflossen. Aber es konnte nicht fehlen, daß die Gewöhnung, den Blick in sich selbst zu kehren und die inneren Regungen zu belauschen, zur Schauspielerei, und die Bewunderung edler Aufwallungen zur Gefühlsheuchelei verführte.

Das stellte sich nicht zuletzt in der deutschen Sprache dar. Noch war der Ausdruck für große Kreise der Empfindungen ungelenk. Die Schriftsprache hatte die Herrschaft über die Seelen gewonnen, in ihre Formen und Perioden mußte sich jede höhere Empfindung des Menschen fügen; aber gerade erst jetzt hatte diese Sprache einige Gewandtheit gewonnen, die planvolle ruhige Arbeit des nachdenkenden Geistes klar und einfach auszudrücken. Wo ein leidenschaftliches Gefühl in Worte ausbrechen wollte, wurde es durch die abgenützten Bilder der alten Rednerkunst gebunden, und es rauschte in den dürren Blättern alter Phrasen dahin. Die Pietisten hatten für ihre Stimmungen eine eigene Sprache erfinden müssen, die Ausdrücke derselben waren schnell zur Manier geworden. Jetzt

ging es ebenso mit den neuen Wendungen, durch welche einzelne stärker Begabte die Sprache des Gefühls zu bereichern suchten. Hatte ein Dichter die sanften Schauer eines freundschaftlichen Kusses gefühlt, so sprachen Hunderte das nach, in herzlicher Freude über den schwungvollen Ausdruck. Ebenso wurden die Thränen der Wehmuth und des Dankes, die Süßigkeiten der Freundschaft sofort stehende Redensarten, bei denen man zuletzt wenig dachte.

Und diese Armuth war allgemein. Fast überall, wo wir den einfachen Ausdruck eines innigen Gefühls erwarten, stößt uns ein Aufwand von nüchterner Ueberlegung ab. In Briefen, Reden, Gedichten. Unerträglich wird uns diese Besonderheit der alten Zeit, wir mögen sie leicht Heuchelei, innere Kälte, Unwahrheit schelten. Unsere Ahnen haben doch eine zureichende Entschuldigung. Sie konnten nicht anders. Noch ist in ihren Seelen etwas von der epischen Gebundenheit des Mittelalters. Die Sehnsucht nach einem Strome großer Leidenschaft, nach Begeisterung, nach melodischen Tönen des Gefühls ist überall vorhanden, ja sie ist bis ins Krankhafte gesteigert, überall ist der Drang, Großes in sich herauszubilden, erkennbar, überall das Suchen und Sehnen; aber der Empfindung fehlt die Kraft, dem vermehrten Wissen die entsprechende freie Bildung des Charakters. Auch den Dichtern, die doch nach dieser Richtung stets die Führer ihres Volkes gewesen sind. Selbst bei der liebenswürdigsten Gestalt aus jener Dämmerzeit, bei Ewald von Kleist, ist das lyrische Ringen sehr merkwürdig. Schon sind seine Schilderungen reich an schönen Einzelzügen, eine Fülle von poetischen Anschauungen sammelt sich zwanglos um den Mittelpunkt seines Gedichtes, der fast immer in einer ehrlichen herzlichen Empfindung ruht. Aber bei allem Häufen dichterischer Anschauungen vermag er nicht eine gehobene poetische Stimmung hervorzubringen, noch weniger den vollen Accord eines schönen Gefühls in dem Hörer erklingen zu machen. Es klang in ihm selbst nicht stark genug, und in keinem seiner ältern

Zeitgenossen, die alle Schönheit und innern Adel so ängstlich suchten und sich so oft rühmten gefunden zu haben.

Aber die Selbstbeobachtung der Gebildeten erstreckte sich nicht nur auf das innere Gemüthsleben, es war ebenso sehr ein Belauern der eigenen äußern Erscheinung und des Eindrucks, welchen man auf Andere machte. Nach dieser Richtung erscheint es uns oft noch unheimlicher gekünstelt. Schon die knappe Kleidung und der Puder, das Bewußtsein in ungewöhnlichem „Staat" zu sein, versetzten den Menschen vor Andern in eine Aufregung und vorsichtige Munterkeit, welche leicht zur Ziererei wurde. Auch die feststehenden Formen des gesellschaftlichen Verkehrs, welche so künstlich waren, und die rhetorischen Complimente machten das Auftreten zu einer Schaustellung, die Deutschen von 1750 zu Schauspielern, die sich lächerlich machten, wenn sie nicht geschickt spielten. Wer einem Gönner gegenüber trat, hatte wohl zu bedenken, daß sein Schritt nicht zu schnell, nicht zu dreist und nicht zu scheu war, daß er seine Stimme richtig dämpfte, den Hut so im linken Arm hielt, daß der Arm den passenden Winkel bildete; er hatte vorher zu erwägen, daß die begrüßende Anrede nicht zu lang und nicht zu platt und gerade ehrerbietig genug wurde, um Wohlwollen zu erwecken; er hatte sehr auf den Fall seiner Stimme zu achten, damit das vorher Ueberlegte einen gewissen Eindruck der Naturwahrheit machte. Wer einer Frau oder einem vornehmen Manne die Hand küßte, der bemühte sich, auch in diesem Vorgang genau seine Stimmung und ein wohlabgemessenes Gefühl auszudrücken, wie er sein Antlitz mit der Hand in Verbindung brachte, ob er als Zeichen vertraulicher Verehrung nicht nur den Mund, auch die Augen und die Stirne daran zu legen hatte, wie lange er die Hand halten, wie langsam er sie freigeben durfte, das alles war sehr wichtig, womöglich vorher überlegt; ein begangenes Ungeschick machte später dem Schuldigen wahrscheinlich großen Kummer. Wer vollends sich einem größeren Publicum dar-

stellen mußte, der überdachte ernsthaft die Position und Haltung, durch die er wirken konnte. Wie betrübt auch der junge Semler war, als er bei der Magisterpromotion auf dem Katheder stand, er vergaß doch nicht „eine seltene, aber nicht anstößige Stellung zu nehmen", in welcher er seinen Opponenten die Antworten so geschwind gab, daß er kaum das Ende ihrer Rede abwartete, und er vergaß auch nicht zu erwähnen, wie gleichgiltig ihn die „weiche Bewegung seines Gemüths" gegen alle möglichen Einwürfe der Gegner gemacht habe. Vollends den Frauen waren nicht nur die Bewegungen des Fächers, auch das Auf- und Niederschlagen der Augen und das Lächeln wohl eingeübte Handlungen; daß sie es ungezwungen, mit Anstand und Takt vollbrachten, wurde verlangt. Allerdings war es auch damals nicht das Einstudirte, welches liebenswürdig machte, sondern die in solchen Formen hervorbrechende gute Natur. Und auch diese Richtung war nicht eine französische Mode, welche durch die Zucht der Tanzmeister in das deutsche Leben kam, sondern eine innere Nothwendigkeit, welche bei allen Culturvölkern Europas zu gleicher Zeit hervorbrach, sich bei jedem nach den Eigenthümlichkeiten seiner Natur modelte; auch hier war der letzte Grund das Bedürfniß, innere Armuth durch äußern Schmuck zu verbessern.

Allerdings wurde solcher Zwang der Schicklichkeit bei den Deutschen oft durch einen Zug von Geradheit und Derbheit unterbrochen. Aber die sichere und stolze Selbstachtung, welche wir von einem gebildeten und guten Manne fordern, war damals in Deutschland selten. Fester Wille war allerdings zu finden, beim Lernen und im Entbehren, bei der Arbeit und dem Ueben einer schweren Pflicht; dort kam er sogar mit überraschender Gewalt zu Tage. Aber dieser Tüchtigkeit fehlten zu sehr einige mannhafte Beigaben. Seit hundert Jahren bestand jetzt der Druck des gestrengen Staates, er hatte den Bürger scheu, schwerfällig, oft furchtsam gemacht. Dieselbe Stimmung hatte der Pietismus befördert. Ein fortwährendes

Beschauen der eigenen Unwürdigkeit verminderte vielen fein Beanlagten die Fähigkeit, sich recht herzlich zu freuen, dem eigenen Wesen offenen und sichern Ausdruck zu geben. Wer vollends Gelehrter wurde in der herben Zucht, der übermäßigen Anstrengung des Gedächtnisses und den vielen Nachtwachen, in tabakdurchräucherter enger Wohnung, dem wurde nur zu häufig ein Siechthum in den Körper gepflanzt. Aus vielen Beispielen dürfen wir schließen, wie oft damals Schwindsucht und Hypochondrie das Leben junger Gelehrter zerstörten. Und gewöhnliche Bilder aus den Bürgerhäusern jener Zeit sind weiche, reizbare, empfindliche Naturen, unbehilflich und rathlos dem Ungewohnten gegenüber. Bei den meisten wechselt übergroße Vorsicht mit leidenschaftlicher Unbesonnenheit. Aber das war nicht das Schlimmste. Nicht nur der Wille, auch die Sicherheit der Ueberzeugung und das Pflichtgefühl wurde zu leicht durch Einwirkung von außen zerstört. Geld und äußere Ehren übten auch auf den Redlichen übergroße Gewalt. Gellert, der für seine Zeitgenossen ein Musterbild von Zartgefühl und Uneigennützigkeit war, fühlte sich als Professor von Leipzig auf's Freudigste überrascht, als ein fremder Edelmann aus Schlesien, den er gar nicht persönlich kannte, mit dem er erst wenige Briefe gewechselt hatte, seiner Mutter eine jährliche Unterstützung von zwölf Ducaten anbot. In seiner Antwort fehlte die Versicherung der Dankesthräne nicht. Er fand niemals Bedenken, Geldsummen, welche ihm von Unbekannten zugesandt wurden, anzunehmen. Und man darf behaupten, daß um 1750 in ganz Deutschland unter den Besten kaum ein Mann war, der anonyme Geschenke abgelehnt hätte.

Als Friedrich Wilhelm I den Professoren seiner Universität Frankfurt zumuthete, öffentlich gegen seinen Vorleser Morgenstern, der in groteskem Aufzuge mit einem Fuchsschwanz an der Seite auf dem Katheder stand, zu disputiren, da wagte keiner der herrischen Laune zu widersprechen, als Johann Jakob Moser, der sich den Brandenburgern gegenüber als

Fremder fühlte und das Bewußtsein bewahrte, am kaiserlichen Hofe wohl angesehen zu sein. Und auch diesen regte die Begebenheit so auf, daß er in eine gefährliche Krankheit verfiel. Wo das Selbstvertrauen so sehr fehlt, wie vor hundert Jahren dem aufstrebenden Manne, da wuchert die Eitelkeit. Sie umzieht die meisten Seelen jener Zeit so sehr, daß uns nur wenige einen behaglichen Eindruck hinterlassen. Gottsched und Gellert, Gleim und Klopstock, Moser und Pütter, Dichter, Gelehrte und Beamte leiden darunter. Und doch war diese Schwäche, um gerecht zu sein, sehr zu entschuldigen, und es war kein Wunder, daß nur die Stärksten darüber hinaus kamen. Man war weich und empfindlich, es gehörte zum Anstand, Artigkeiten zu sagen, die Rücksicht auf Wahrheit war geringer als jetzt, der Zwang der Höflichkeit größer. Wer durch geistige Arbeit auf Andre wirkte, wer sich durch eigene Kraft in seinem Kreise zur Geltung durchgerungen hatte, der war gewöhnt, viel Lob und Ehre zu empfangen, und kam in die Gefahr, das Gewohnte lebhaft zu vermissen, wo es einmal ausblieb. Wer keinen Rang und Titel, keinen Dienst im Staat erworben hatte, nicht die Rechte einer bevorzugten Stellung genoß, der wurde rücksichtslos gedrückt, gestoßen, zertreten. Nicht das Verdienst, sondern die Anerkennung durch Einflußreiche gaben Geltung, nicht die Gelehrsamkeit allein vermittelte Verleger und Leser; eine Stellung an einer Universität, ein großer Kreis von Zuhörern, welche die Werke des Lehrers kauften und verbreiteten, gehörte dazu. Und jedes Amt wurde durch Belieben der Mächtigen ertheilt und genommen, überall Willkür, stärkere Gewalt; auch der größte Ruf stützte sich viel mehr auf die Kreise persönlicher Verehrer, als auf die sichere Würdigung des Verdienstes durch das gesammte Volk; so erhielt jede einzelne Aeußerung von Lob und Tadel eine Wichtigkeit, die wir kaum noch begreifen. Sorglich war daher jeder bemüht, Andere zu verbinden, von Fremden anerkannt zu werden. Noch fehlte dem deutschen Leben eine gebildete Tagespresse, den vielen

Einzelnen völlig die Zucht und Bändigung, welche durch eine starke öffentliche Meinung hervorgebracht wird.

Nichts ist so schwer, als über die sittliche Lebensführung in den Familien einer weit abliegenden Zeit zu urtheilen. Denn es genügt nicht, die Gesammtzahl auffallender Verstöße zu schätzen, was an sich schon mißlich ist, es kommt darauf an, das persönliche Unrecht in den einzelnen Fällen zu begreifen, was oft ganz unmöglich ist. Nur weniges von unseren Sitten Abweichende ist leicht erkennbar. Der Verkehr beider Geschlechter verlief beim Bürger fast nur in den Familien; größere Gesellschaften am dritten Orte waren selten. In befreundeten Häusern aber war das Treiben der Jugend fröhlich und zwanglos, die Freundinnen der Schwester und die Kameraden des Bruders wurden Hausgenossen. Es war alte Sitte, ihnen im Scherz Vertraulichkeiten zu gestatten, die jetzt anstößig sein würden. Umhalsen und Küssen wurde nicht nur beim Pfänderspiel geduldet. Solche Gewöhnung, wie harmlos und unschuldig sie auch oft die Jungfrau und den Jüngling ließ, brachte doch in das Jugendleben einen Zug von heiterer Sinnlichkeit, die uns da am wenigsten verletzt, wo sie sich in derber Naivetät zeigt. Häufig blieb von solchem Verkehr auch ernsten gebildeten Männern eine feine sinnliche Begehrlichkeit zurück, die man nicht gerade Lüsternheit nennen darf, den Mädchen aber eine gewisse dreiste Unbefangenheit im Verkehr mit Männern. Schnell knüpften sich in den Familien zwischen Unverheirateten zarte Beziehungen, niemand fand etwas Arges darin, sie wurden ebenso schnell wieder gelöst. Diese flüchtigen Verhältnisse voll von Tändelei und Empfindsamkeit flammten selten zu einer großen Leidenschaft auf, ja meist verglomm in ihnen die jugendliche Poesie. Sie führten auch selten bis zu Brautstand und Vermählung. Denn die Ehe war um 1750 noch ebenso sehr Geschäft als Herzenssache. Und der unendliche Segen von Liebe und Treue, welcher in ihr gerade damals zu Tage kam, ruhte gewöhnlich auf anderem Grunde, als in der Glut einer holden

Leidenschaft oder tiefsinnigem Einverständniß vor der Brautwerbung.

Sehr auffallend ist uns das Verhalten aller Betheiligten beim Abschluß einer Ehe. Hatte der Mann die Aussicht auf ein Amt, welches eine Familie zu nähren vermochte, so waren seine Bekannten, Männer und Frauen, sofort bemüht, ihm eine Frau auszudenken, vorzuschlagen, zu vermitteln. Ehen stiften galt für eine Menschenpflicht, der sich nicht leicht jemand entzog. Strenge Gelehrte, vornehme Beamte, Regenten und Fürstinnen des Landes betrieben emsig dergleichen uneigennützige Geschäfte. Ein heiratslustiger Mann in ansehnlicher Stellung hatte zuverlässig viel von den Mahnungen seiner Freunde, von schalkhaften Anspielungen und von zahlreichen Eheplänen zu leiden, welche ihm seine Bekannten in das Haus trugen. Als Gellert mit Demoiselle Caroline Lucius erst wenige Briefe gewechselt hat, — er hat sie noch nie gesehen, — frägt er in dem ersten längern Brief, den er ihr gönnt, ob sie nicht einen Bekannten von ihm, den Cantor an der Thomasschule, heiraten wolle. Als Herr von Ebner, Curator der Universität Altorf, den jungen Professor Semler zum ersten Male spricht, macht er ihm wohlwollend das Anerbieten, durch eine reiche Heirat für ihn zu sorgen. Dem jungen Professor Pütter, der als Reisender in Wien ist, bietet gar ein fremder Graf, sein Tischnachbar, eine wohlhabende Kaufmannstochter als eine gute Partie an. Allerdings wird dieser Vorschlag abgelehnt. Und kühl wie das Angebot, ist der Entschluß der Betheiligten. Mann und Frau entscheiden sich für einander oft nach flüchtigem Ansehen, nachdem sie nur wenige Worte gewechselt, niemals auch nur ein herzliches Gespräch mit einander geführt. Beiderseitige gute Empfehlung und Fürsprache ist die Hauptsache. Ein Beispiel solcher Brautwerbung, welche den Betheiligten den Eindruck einer besonders stürmischen und leidenschaftlichen machte: Der Assessor des Kammergerichts von Summermann lernt (1754) im Bade Schwalbach ein Fräulein

von Bachellé, liebenswürdig, Hofdame einer unangenehmen Landgräfin, kennen, er sieht sie öfter bei Landpartien, zu welchen beide von einem verheirateten Bekannten eingeladen werden. Einige Wochen später entdeckt er in Wetzlar dem Bekannten seinen Wunsch das Fräulein zu heiraten, nachdem er vorsichtig Erkundigungen über den Charakter der jungen Dame eingezogen hat. Der Vertraute — es ist Pütter — besucht die arglose Hofdame; „nach einigen kurz abgethanen allgemeinen Unterredungen sagte ich gleich: ich hätte dem Fräulein noch einen Antrag zu thun, worauf ich mir ihre Erklärung ausbitten müßte. Sie ganz kurz: „Was denn vor einen Antrag?" Ich ebenso kurz und freimüthig: „Ob sie sich wol entschließen möchte, den Herrn von Summermann zu heiraten?" — „Ach, Sie scherzen!" war ihre Antwort. — Ich: „Nein, ohne allen Scherz, es ist voller Ernst; hier habe ich schon einen Ring und noch etwas zum Angebinde (einen seidenen Beutel mit hundert Carolinen), womit ich meinen Auftrag rechtfertigen kann." — „Nun, wenn das Ihr Ernst ist und Sie den Auftrag vom Herrn von Summermann haben, so bedenke ich mich keinen Augenblick." — Sie nahm also den Ring, verbat nur noch die Annahme der hundert Carolinen und bevollmächtigte uns ihr Jawort zu überbringen." — Auch der weitere Verlauf dieses aufregenden Geschäftes war außerordentlich und dramatisch. Der glückliche Liebende hatte ausgemacht, daß sein Freiwerber ihm sichere Nachricht zugehen lassen sollte. Nun wäre zwar eine geschriebene Zeile in jenem tintenkleckſenden Säculum möglich gewesen, aber es scheint, daß man die schriftliche Benachrichtigung für zu weitläufig hielt, und allerdings war damals schwer, dergleichen ohne Titulaturen und Glückwünsche in eine Zeile zusammenzuziehen; es wurde also beschlossen, wie in Tristan und Isolde durch ein schwarzes oder weißes Segel der Ausgang einer Unternehmung telegraphirt wird, so auch hier durch Uebersendung eines gewissen Bandes des geschätzten

rechtswissenschaftlichen Werkes, der „Staatskanzlei", anzudeuten, daß der Antrag angenommen sei, ein anderer Band desselben Werkes hätte das Gegentheil gemeldet. Und der Unterschied der neuern gewissenhaften Zeit gegen jene alte der Königin Isolde bestand nur darin, daß kein falsches Signal gegeben wurde.

Aber wenn bei dieser Verbindung das Herz allerdings gewissermaßen stürmisch seine Rechte forderte, so war dies bei gebildeten und tüchtigen Menschen oft weniger der Fall. Der Professor Achenwall in Göttingen, ein angesehener Rechtslehrer, hielt um eine Tochter von Johann Jakob Moser an, ohne sie nur einmal gesehen zu haben, und sie gab ihm ebenso ihr Jawort; er heiratete nach ihrem Tode eine Demoiselle Jäger aus Gotha, der er seinen Antrag machte, nachdem er die Durchreisende zufällig einige Tage im Hause eines Bekannten gesehen hatte. So war es gewöhnlich die Stellung, der Haushalt, welche eine Frau suchten, wie jetzt noch in manchen Kreisen des Volkes. Die stillen Träume der Heiratscandidaten waren häufig genau so, wie sie der nüchterne Pütter schildert: das Mittag- und Abendessen der Speisewirthe entspricht nicht ihren Wünschen, einsam zu essen ist nicht nach ihrem Sinn, auf Tischgenossen nicht zu rechnen, häusliche Besorgung von Wäsche, Bier, Kaffe, Zucker sind unangenehme Beschäftigungen, und Abends müde von der Arbeit Andere zu besuchen, wo man nicht wissen kann, ob man gelegen kommt, oder von Andern Besuche zu erwarten, die einem selbst vielleicht nicht gelegen sind: — „das alles werden Gegenstände von Ueberlegungen, Erfahrungen, Beobachtungen, welche zu überzeugen scheinen, daß man auf die Dauer in der bisherigen Lage nicht glücklich bleiben werde." Allerdings wird auch die Wichtigkeit dieses Schrittes durchaus nicht verkannt, die stillen Erwägungen dauern lange, ein heimliches Schwanken zwischen mehren annehmbaren Partien ist häufig. Und eben deshalb wird öfter die Sache einer wohlwollenden Vorsehung anheim gestellt, und ein zufälliges

Begegnen, eindringliche Empfehlung einer gewissen Person immer noch als ein Wink von oben betrachtet.

Und die so dachten, waren damals die geistigen Führer des Volkes, die Schüler und Nachfolger von Leibniz, Thomasius, Wolf, ehrenwerthe, gute, vielleicht sehr gelehrte Männer, und wieder Mädchen und Frauen aus den besten Familien des Volkes. Freilich ist es eine uralte deutsche Sitte, welche den Einzelnen in dieser wichtigen Angelegenheit des Lebens dem Gutachten und Vortheil seiner Familie unterordnet, denn die Ehe wurde von dem Deutschen als das große Amt des Lebens aufgefaßt, das mit Pflichttreue zu verwalten und nicht nach den Einfällen gaukelnder Phantasie mit einer Gehilfin zu besetzen sei.

Aber diese strenge und verständige Auffassung lag schon um 1750 im Kampfe mit größeren Anforderungen, welche einzelne Persönlichkeiten machten. Bereits war man geneigt, einem reicheren Gemüthsleben und größerer Selbständigkeit, wo sie einmal auftrat, nachzugeben. Als Caroline Lucius den angebotenen Cantor der Thomaskirche bescheiden aber fest zurückweist, empfindet Gellert eine kleine Beschämung, daß er seine neue Freundin mit dem landesüblichen Maßstab gemessen, und in seinen Briefen ist seitdem eine wirkliche Hochachtung zu erkennen.

Wie häufig aber auch einer Bewerbung der Zauber der schönsten irdischen Leidenschaft fehlte, welche wir in dem Leben Anderer so gern voraussetzen, so waren doch die Ehen, soweit wir urtheilen können, deshalb nicht weniger glücklich. Daß man sich ins Leben schicken müsse, war eine allgemein verbreitete Weisheitsregel. Der Mann, welcher eine angesehene Stellung, ein sicheres Einkommen mit der Erwählten theilen wollte, bot ihr nach der Auffassung jener Zeit sehr viel; ihr Dank mußte sein, durch unablässigen treuen Dienst seine mühsamen, arbeitsvollen Tage gemächlicher zu machen. Ja bereits war in den Seelen der Frauen etwas Höheres lebendig geworden, welches

wir wol die Poesie des Hauses nennen dürfen. Die Kenntnisse, welche eine deutsche Frau erwarb, waren im Ganzen gering. Wenn Vornehme nicht orthographisch schreiben, so erklärt sich das aus dem Schwanken der Erziehung zwischen französisch und deutsch, aus einer Zwitterbildung, welche auch Männern den Stil verdarb, nicht nur Friedrich II und andern Regenten, selbst hohen Beamten, wie jenem kaiserlichen Gesandten, der an Gellert schrieb und ihn bat, seine Briefe mit Verbesserungen zurückzusenden, damit er hinter die Geheimnisse der Rechtschreibung komme. Aber auch der deutsch erzogenen Tochter eines gebildeten Bürgerhauses fehlte es meist an fehlerfreier Schrift und eigenem Stil. Etwas Französisch lernten aber viele Frauen, auch Italienisch wurde im protestantischen Deutschland wol häufiger getrieben als jetzt; ließen doch Studenten in Halle unter Anleitung ihres Sprachlehrers sogar italienische Abhandlungen drucken. Sonst scheint die Schule für die Frauen wenig gethan zu haben, der Musikunterricht bestand im Einüben leichter Lieder und Tanzweisen am Klavier.

Desto mehr that die Pflicht des Hauses. Für Wohl und Behagen ihrer Umgebung zu sorgen, der Eltern, Brüder, später des Gatten und der Kinder, das war die Aufgabe der heranwachsenden Töchter. Daß darin ihr Leben beruhe, wurde ihnen unaufhörlich gesagt, es verstand sich nach jedermanns Ansicht von selbst. Und diese Sorge beschränkte sich doch nicht, wie im 16. Jahrhundert, auf den Befehl in der Küche, das Einkochen von Latwergen und das Ordnen der Wäsche; unverkennbar war die Frau durch die letzten hundert Jahre in eine würdigere Stellung zum Gatten gebracht, sie war seine Freundin und Vertraute geworden; bei vielleicht dürftigem Wissen ist ein fester Sinn, ein klares Urtheil, feine innige Empfindung an sehr Vielen zu rühmen, von denen uns zufällige Kunde geblieben ist. Auch an Frauen einfacher Handwerker. Wenn die Männer durch den Staat und die Pietät

weicher, zaghafter, unselbständiger geworden sind, die Frauen sind durch dieselbe Zeit offenbar gehoben. Der Vergleich mit früherer Vergangenheit liegt nahe. Man denke an Käthe Bora, welche den arbeitenden Luther bittet, sie neben sich zu dulden. Dann sitzt sie stundenlang schweigend, hält ihm seine Schreibfedern und starrt aus ihren großen Augen auf das geheimnißvolle Haupt des Gatten; unterdeß sucht sie unruhig in der eigenen Seele all ihr armes Wissen zusammen, und bricht endlich in eine Frage aus, welche in die Verhältnisse von 1750 umgesetzt, ungefähr so lauten würde: „Ist der Kurfürst von Brandenburg ein Bruder des Königs von Preußen?" Und wenn Luther ihr lachend erwiedert: „Es ist derselbe Mann," so ist seine Empfindung bei aller Zuneigung doch: „arme Einfalt."*)

Dagegen um 1723 sitzt Elisabeth Gesner ihrem Mann in der Wohnstube des Conrectorats zu Weimar gegenüber, er arbeitet an seiner Chrestomathie des Cicero, schreibt mit der einen Hand und bewegt mit der andern die Wiege; unterdeß bessert Elisabeth fleißig an den Kleidern ihrer Kinder und verhandelt launig mit den Kleinen, welche sich gegen die aufgesetzten Flecke sträuben, bis ihnen die Mutter vorschlägt, die neuen Stücke als Sonne, Mond und Sterne auszuschneiden und in dieser prächtigen Gestalt aufzunähen. Das helle Licht, welches damals aus dem Herzen der Hausfrau in die dürftige Wohnung strahlte, und das fröhliche Lächeln, welches über das Antlitz des Gatten flog, ist aus seinem Bericht noch für

*) Er hat die Geschichte später fröhlich erzählt, seine Frau war neben ihm allerdings eine andere geworden. Die Frage Käthe's aber, ob der deutsche Heermeister ein Bruder des preußischen Herzogs sei, war für Luther so auffallend, weil gerade damals (1525) die Person Albrecht's von Preußen mit allen Einzelheiten im Kreise der Wittenberger besprochen wurde. Und sie, die Luthern am nächsten stand, wußte so gar nichts davon. Katharina hatte übrigens damals schon zwei Jahre in befreundeter Familie zu Wittenberg gelebt, nicht das Kloster allein trug die Schuld, daß die starke Frau so still und hilflos im Haus des Gatten saß.

uns zu erkennen. Als sie starb nach langer glücklicher Ehe, sprach der greise Gelehrte: „Eins mußte allein bleiben: da will ich lieber der Verlassene sein, als daß sie es wäre"; er folgte ihr wenig Monate später. Und wieder kurz nach 1750 sitzt die Frau Professorin Semlerin zu Halle neben ihrem arbeitenden Mann, eine weibliche Arbeit in der Hand; beide freuen sich so sehr, einander in der Nähe zu haben, daß er seine Studirstube nur als Aufenthalt für die Bücher benützt, und daß sie jede Gesellschaft als eine Trennung von ihrem Gatten betrachtet. Er hat sich so gewöhnt in ihrer Gegenwart zu arbeiten, daß ihn Spiel und Lachen seiner Kinder, selbst ein lautes Geräusch nicht mehr stört. Vor der Umsicht und dem Urtheil seiner Frau empfindet er eine unbegrenzte Hochachtung, im Haushalt herrscht sie uneingeschränkt; wenn den erregbaren Mann ein widriger Fall beunruhigt, weiß sie schnell in ihrer sanften Weise die rechte Abwehr zu finden; sie ist treue Freundin und die beste Rathgeberin in seinen Universitätsbeziehungen, seine feste Stütze, immer voll Liebe und Geduld; und sie hatte doch sehr wenig gelernt, und auch ihre Briefe litten an Schreibfehlern. Es wird noch später von ihr die Rede sein.

Dergleichen Frauen, einfach, innig, fromm, klar, fest, dabei kurz entschlossen, zuweilen von außerordentlicher Frische und Heiterkeit, sind in dieser Zeit so häufig, daß wir sie wol zu den kennzeichnenden Gestalten rechnen dürfen. Es sind die Mütter und Ahnfrauen, auf deren Tüchtigkeit fast alle Familien der Gelehrten, Dichter, Künstler, welche in den nächsten Menschenaltern bis zur Gegenwart heraufkamen, einen Theil ihres Gedeihens zurückzuführen haben. Nicht starke Männer zog uns die erste Hälfte des vorigen Jahrhunderts, aber gute Hausfrauen, nicht die Poesie der Leidenschaft, aber ein innigeres Leben der Familie.

Und wenn wir, Enkel und Urenkel der Zeit, in welcher Goethe und Schiller zu Männern wuchsen, über die innere

Unfreiheit lächeln, welche bei Bewerbung und Brautstand um 1750 zu Tage kam, über den Mangel an echter Zärtlichkeit trotz der allgemeinen Sehnsucht nach zarten rührenden Empfindungen, über die Unfähigkeit, der schönsten Leidenschaft in Sprache und Wesen vollen Ausdruck zu geben, so mögen wir auch gedenken, daß gerade damals die Nation an den Pforten einer neuen Zeit stand, welche diesen Mangel in Reichthum verwandeln sollte. Die Periode der Frömmigkeit hatte eine milde Weichheit in das Volk gebracht, die Philosophie der Mathematiker hatte über Sprache und Leben eine ruhige Klarheit verbreitet, die folgenden fünfzig Jahre einer eifrigen dichterischen Thätigkeit und kräftiger Schöpfung in jedem Reiche der Wissenschaft sollten der Nation eine reichere Entfaltung des Gemüthslebens bringen. Nachdem dies geschehen, war der Deutsche von den guten Geistern seines Hauses nach grauser Verwüstung und Untergang wieder so weit heraufgebildet, daß seine Seele über die Bestrebungen und Bedürfnisse des Privatlebens hinaus für größere Aufgaben und die männlichste Arbeit gestärkt war. Nach Spener, Wolf, Goethe kamen die Freiwilligen des Jahres 1813.

Hier aber soll durch die Aufzeichnung eines Zeitgenossen bestätigt werden, was oben über Zustände, Charakter und Brautwerbung der Deutschen vom Jahre 1750 gesagt wurde. Der hier sprechen soll, ward auf den vorhergehenden Blättern bereits einige Mal genannt, es ist ein Mann, welchem die Wissenschaft für immer wohlwollende Erinnerung bewahrt. Johann Salomo Semler (1725 bis 1791), Professor der Theologie zu Halle, war einer der ersten, welche sich von dem Autoritätsglauben der protestantischen Kirche losrangen und, dem Bedürfnisse nach eigener Forschung folgend, mit der wissenschaftlichen Bildung ihrer Zeit ein Urtheil über Ursprung und Wandelung der kirchlichen Lehrsätze wagten. Seine Jugend war im Kampf mit dem Pietismus, aber auch unter der Herrschaft desselben vergangen. Sein warmes Herz hielt, so=

lange es schlug, wie Luther und die Pietisten, das kindliche Verhältniß zu seinem Gott und Vater fest, als Gelehrter aber war der selbe Mann, den die Ereignisse des Tages so oft weich, unsicher und abhängig von seiner Umgebung fanden, kühn, entschieden, zuweilen gründlich umbildend. Mit ihm begann die Kritik der heiligen Ueberlieferungen, er war der erste, welcher planvoll die geschichtliche Entwicklung und Umwandlung des Christenthums zu begreifen wagte, und die Theologie als einen geschichtlichen Vorgang und als eine Stufe in der allmählichen Entwickelung des Menschengeistes darstellte, nicht die letzten Folgerungen ziehend, mit sehr mangelhaftem Verständniß alter Zeiten, aber doch nach den Gesetzen der Wissenschaft. Den inneren Gegensatz zwischen seinem Glauben und Forschen verhüllte er sich noch dadurch, daß er wie die Pietisten strenge zwischen Religion und Theologie unterschied, zwischen dem ewigen Bedürfniß des Gemüthes, welches ihm befriedigt wurde durch die alten ehrwürdigen Gestalten des überlieferten Glaubens, und zwischen dem ewigen Drange des Geistes, jede irdische Erscheinung zu verstehn. Man hat ihn deshalb den Vater des Rationalismus genannt, in Wahrheit ist er ein aufgeklärter Pietist, eine der bedeutsamen Gestalten, welche dazu berufen sind, durch die Vereinigung entgegengesetzter Bildungen ein neues Leben vorzubereiten. In Saalfeld geboren, Sohn eines Geistlichen, in Halle Schüler des gelehrten Baumgarten, dann ein Jahr in Koburg Redacteur der dortigen Zeitung, ein Jahr Professor der Geschichte und Poesie auf der Nürnberger Universität Altorf, wurde er durch Baumgarten nach Halle berufen, wo er fast vierzig Jahre siegreich gegen die alten Pietisten kämpfte und als eines der würdigsten Häupter der großen Universität starb. Das Folgende enthält den Bericht, welchen er selbst über seine Liebe und Brautwerbung gibt. Er kann hier nicht ohne kleine sprachliche Aenderungen mitgetheilt werden, denn Semler hat, was für ihn bezeichnend ist, in seinem Stile nicht nur lateinische Satzbildung, auch viel von der undeutlichen

Redeweise der alten Pietisten. Er liebt, wie sie, ein geheimnißvolles Umschreiben, Andeuten und halbes Verhüllen, das zuweilen den Sinn unverständlich macht und zu langsamem Lesen nöthigt. Und noch eine Erinnerung ist nicht unnütz, damit das Folgende nicht die Erwartung täusche: der hier erzählen soll, ist in der That ein fein fühlender Mann gewesen, der mit Fug die volle Achtung und Verehrung seiner Mitlebenden genoß.

Semler hat die Trennung von der Familie Baumgarten durchgemacht, ist als Magister von Halle in sein Vaterhaus nach Saalfeld zurückgekehrt und hat dort die Bekanntschaft mit einer Jugendfreundin erneuert. Er erzählt also.

„Mein Aufenthalt in Saalfeld dauerte nicht eben lange, ganz vergnügt war er mir auch nicht. Ich sah zwar jene würdige Freundin sehr oft, und wir vergnügten uns an einander, so sehr wir in unserer tugendhaften Ernsthaftigkeit konnten; es war aber dabei nichts von der Wonne oder großen Freude, welche unsere neueren Zeitgenossen*) in so viel Romanen als übermenschlich beschreiben, oder vielmehr poetisch malen und gar gefühlvoll darstellen. Es war wirklich, als ob uns schon ahndete, daß diese seltene Harmonie zweier Seelen und Charaktere etwas zu Großes war, als daß ihr eine Verbindung hätte zu Theil werden können. Die Unwahrscheinlichkeit fand ich in ihrer, sie in meiner Lage, aus sehr verschiedenen Gründen. Mit mir sah es sehr weitläufig aus, da ich das große Glück nicht erreichen konnte, Conrector zu werden, zu welcher Stelle sie sich sogar erniedrigen wollte; auch sah ich die Anlage zu einigen Schulden wieder ganz nahe vor mir, die ich einer so schätzbaren Person nicht ankündigen konnte. Ich fand mich also jeder zufälligen Aussicht

---

*) Dr. Johann Salomo Semler's Lebensbeschreibung von ihm selbst abgefaßt, 2 Theile, erschien im Jahre 1781. Die hier erwähnte Freundin ist nicht genannt, sie scheint von Adel oder aus dem höhern Beamtenstande gewesen zu sein.

gleichsam unvermeidlich unterworfen. Sie aber hatte ziemlich alte Eltern, auch noch lauter unversorgte Geschwister, wie war ihr zu rathen, daß sie auf's Ungewisse sich mit mir verbinden und das bekannt machen solle, und sich dadurch für glücklichere Verehrer ganz unzugänglich machen? Wir versprachen indeß mit zärtlicher Wehmuth Alles, was möglich sein würde, und waren von unsrer Rechtschaffenheit überzeugt, aber auch entschlossen, nichts zu ertrotzen, was dem einen Theil sichtlichen Nachtheil bereiten könnte.

Mein Vater hatte an einen alten Freund, Kammerrath Fick in Koburg, geschrieben und den ersucht, für mein Unterkommen einige freundschaftliche Speculation zu machen. Der that es, ehrlich und recht gutmeinend." — — (Semler reist nach Koburg, erhält dort den Titel Professor, aber keinen Gehalt, wird „Verfasser" der Coburgischen Staats- und Gelehrten-Zeitung und miethet sich bei einer verwitweten Doctorin Döbnerin ein, einer muntern Frau, welche wohlhabend ist, sich gern mit ihm unterhält, und der er auf manche theologische und historische Frage antworten muß. Sonst war es ein stiller ehrbarer Haushalt; eine Tochter, die Demoiselle Döbnerin, war noch im Hause, um welche sich der Professor, der sehr viel Arbeit findet aber geringe Einnahme, wenig kümmert. So lebt er ein Jahr, da erhält er durch einen Bekannten die Nachricht, daß an der Universität Altorf eine Professur erledigt sei, die er wol erhalten könne, er müsse sich aber selbst vorstellen. Diese Kunde regte ihn sehr auf, es zieht ihn mächtig nach einer Universität, er hat bis dahin keine Möglichkeit gesehen, jetzt öffnet sich eine Aussicht; aber ihm fehlt das Geld zur Reise, ja er ist seiner Hauswirthin noch Miethe und Kostgeld schuldig, er zergrämt sich lange in der Stille.)

„Die Frau Doctorin, meine Tischwirthin, bemerkte selbst, daß ich seit etlichen Tagen gar nicht die Munterkeit zum Sprechen äußerte, die ihr sonst so wohl gefiel, weil sie dadurch Gelegenheit zu ihren gewöhnlichen Klagen und alten Erzäh-

lungen erhielt; dazu schien ich jetzt nicht mehr die Hand zu bieten, vielmehr mich immer zu bald zu entfernen. Sie fragte mich also, was die Ursache wäre? Ich war so betroffen, daß ich gestand, ich hätte einen Vorschlag zur Professur in Altorf; es erfordere geschwinde Resolution, und ich hätte gar ernstliche Ueberlegungen zu machen. Diese Anzeige, daß ich bald wegkommen könnte, schien Mutter und Tochter in Aufregung zu bringen, und ich beobachtete nun schärfer, als ich sonst zu thun pflegte. Bis hieher hatte ich an die Tochter, die ohnehin Alles im Hause besorgte, und nur selten zugegen blieb, wenn wir abgegessen hatten, weiter gar nicht gedacht, als es gerade die Gesetze der Höflichkeit mit sich brachten; zu dieser Höflichkeit rechnete ich aber weder Handküssen noch gefällige Plaudereien. Die Mutter hatte bei aller lustigen Lebhaftigkeit eine sehr strenge Ordnung für ihre Tochter eingeführt, weil sie mit der freiern Lebensart ihres Geschlechts, die schon damals ziemlich in Koburg herrschte, durchaus nicht zufrieden war. Sie behielt die alten Grundsätze, wornach sie selbst in Saalfeld erzogen worden war; und es gab also wenig Visiten in ihrem Hause, wozu sie auch wirklich nicht viel Zeit übrig hatten; so sehr ordentlich wurde diese Haushaltung von ihnen geführt. Man nannte es freilich Geiz und Genauigkeit; aber für eine Stadt sind solche Haushaltungen gewiß sehr nöthig; und jene Andern, die so gern Geld verthun, daß sie borgen müssen, sollten wenigstens nicht ihre unentbehrlichen Wohlthäter, von denen sie leihen, so übel beurtheilen. Ich kannte das ungestörte tägliche Vergnügen, das in diesem Hause herrschte, und fand darin gewiß viel mehr glückliches menschliches Leben, als bei vielen Andern, wo Glanz oder Geräusch war.

Nun erneuerte sich in mir jede Erinnerung, daß Personen in Koburg mich schon zuweilen gewarnt hatten vor dieser Bekanntschaft, die ich doch so gleichförmig untadelhaft fand. Meine Beobachtungen wurden zusammenhängender, mir schien, als ob ich gern gesehen wäre; nur wenn der Schluß heraus-

kommen sollte: ich will mir durch diese so stille, so tugendhafte Tochter zu helfen suchen, dann entfiel mir das Herz. Wo sollte auf einmal die Wahrscheinlichkeit, dieses zu hoffen, herkommen, da ich fast ein Jahr lang bedächtige Unaufmerksamkeit mir hatte zu Schulden kommen lassen. Sie hatte schon einen Professor ausgeschlagen, und ich kannte noch andere Proben ihres selbständigen, gar nicht übereilten Nachdenkens, wo manche Andere durch den Hang zur Eitelkeit sich leicht würde haben bestimmen lassen. Um so weniger war es wahrscheinlich, daß sie mich nehmen würde, da ich außer mir selbst gar nichts von äußerlichen Vortheilen zeigen oder versprechen konnte. Ich nahm jedoch eine größere Aufmerksamkeit gegen Mutter und Tochter an als bisher, ich kann sagen, immer noch in einer sehr großen Unentschlossenheit.

In dieser Zeit schrieb ich an meine Schwester nach Saalfeld; kläglich genug war der Inhalt dieses Briefes, der um einiger doch nicht sehr großer Schulden willen, bloß weil ich kein Geld mir schaffen konnte, mich auf einmal von meiner dortigen Freundin lossagen sollte, die ich noch jetzt mit Grund verehre. Ich war freilich nicht im Stande, durch warme Wünsche meine Lage in eine bessere zu verwandeln. Sollte ich in Saalfeld Geld borgen, so hinderte es gewiß mein Vater; wie ich ohnehin nicht undeutlich gemerkt hatte, daß er immer meine Pläne mir auszureden suchte, und mich ermahnte, ja der Vorsehung durch keine Uebereilungen entgegenzutreten. Sehr viele trübe Stunden hatte ich, ehe ich von Saalfeld Antwort erhielt, und noch mehre, als ich sie bekam, und diese Trennung jetzt ganz richtig und abgemacht war. Ein sehr ernstliches Nachdenken über viele ähnliche Fälle, die meiner Lage entsprachen, beruhigte mich nach und nach, obgleich die Hochachtung gegen jene würdige Person unauslöschlich blieb.

Desto mehr fühlte ich aber meine sehr geringe Stellung; ich gerieth also in ein wirkliches Gefühl von Niedrigkeit, und machte mir einen Vorwurf nach dem andern. Deshalb also

sollte diese so folgsame, tugendhafte Tochter den Vorzug haben, damit sie so oder so viel Geld für mich ausgeben könnte, woran sie gewiß so wenig als ihre Mutter dachte; denn in dieser Absicht hatten sie mir gewiß die vielen Gefälligkeiten nicht erwiesen; sie sahen mich schon lange dafür an, daß ich meine Neigung für jemand bestimmt hätte; sie erinnerten mich oft so freundlich an Halle, von wo ich den unvergleichlichen Charakter Dr. Baumgarten's so oft, so sichtbar, mit ganzer Empfindung ihnen gepriesen hatte; und gerade, weil ich ihnen gegenüber Bescheidenheit und ein lebendiges Gefühl für Halle gezeigt, hatten sie vortheilhaft von mir gedacht und ein dortiges Verhältniß als ausgemacht angenommen. Wie sollte ich sie nun auf einmal von etwas Anderem überreden, ohne ihnen selbst offenes Feld für vielerlei mir nachtheilige Gedanken und Betrachtungen zu bereiten? Ich allein weiß es, wie mein Gemüth in dieser Zeit ganz darniederlag, wie ganz ohne Muth und Ruhe ich Tage und Nächte zubrachte, bis ich mich unter das allgemeine Gesetz der einzigen höchsten Regierung Gottes bequemen lernte. Mehr als einmal verwirrte mich wieder der starke Zweifel, ob ich auch so wichtig wäre, daß die göttliche Providenz sich auf mich erstreckte, ob nicht alle meine Sorge Folge meiner Fehler und meines unüberlegten Verhaltens sei. Kurz, ich konnte diesen drückenden Zustand ebenso wenig länger aushalten, als ich in Klagen Zeit zu verlieren hatte. Ich mußte nach Nürnberg melden, daß ich so und so viel Tage vor Petri Pauli gewiß eintreffen würde.

Und nun schrieb ich zwei Briefe, einen an die Mutter, und an die Tochter den andern, in jenem eingeschlossen, worin ich meine Absicht, aber auch ebenso deutlich meine jetzige Lage entdeckte, mich auf ihre eigene Kenntniß und Beurtheilung meiner Grundsätze berief und verließ. Mündlich konnte ich unmöglich so überlegt und klar vortragen, was zusammen=gehörte. Diesen Brief nahm ich mit mir, da ich Abends zu Tische ging. und legte ihn in das gewöhnliche Gebetbuch der

Mutter, das immer an seinem Orte lag, so daß der Brief ganz unfehlbar noch diesen Abend in ihre Hände kommen mußte. Ich ließ mir sonst nichts merken, ging aber doch etwas eher weg, als ich zeither immer that, damit desto mehr Zeit zu dieser Entdeckung und ihrer Beurtheilung übrig bleiben möchte. In dem Briefe an die Mutter hatte ich gebeten, wenn es ihr geradehin mißfällig wäre, was ich vortrüge, so möchte sie den Brief an die Tochter gar nicht aufbrechen lassen, sondern mir beide wieder zuschicken und alsdann die Sache meinem zu großen Zutrauen in ihre gute Denkungsart gefällig anrechnen. — Je einsamer ich mich zeither zu halten pflegte, desto tiefere Eindrücke hatten meine ängstlichen, ganz unstäten Wünsche in meiner Seele gemacht; mein Gemüth fing nun an sich ernstlicher zu Gott zu erheben, in einer tiefen, gänzlichen Unterwerfung, um der Unruhe, die aus einzelnen Dingen und ihrem uns unkenntlichen Zusammenhange entsteht, mehr und mehr durch Vorstellung des Unendlichen los zu werden. Ich empfand das Wachsthum meiner Gelassenheit und einer zufriedenen Einwilligung in alle Schickungen, die ich lange Zeit mir selbst zu verschaffen so vergeblich unternommen hatte.

Es vergingen drei Tage, in denen wir Hausgenossen einander ebenso begegneten, als wenn gar nichts unter uns vorgekommen wäre, worüber Antwort erwartet würde; und ich überredete mich schon, es sei eine gütige Schonung meiner Empfindlichkeit, daß mein Antrag geradezu in Stillschweigen begraben werden sollte, weil man mich der unangenehmen Aufklärung überheben wollte. Wie ich mir auch sonst den Vorwurf machen kann, immer gar zu wenig Gutes für mich gehofft zu haben. Den nächsten Sonntag, es war der 15. Junius des Jahres 1751, wie ich Mittags von Tisch gehen wollte, bat mich die Frau Doctorin, diesen Nachmittag eine Tasse Kaffe bei ihr zu trinken. Noch hielt sie alle Mienen so richtig in Ordnung, daß ich nicht viel Vortheilhaftes auch

von dieser Einladung mir versprechen konnte. Die nächsten zwei Stunden brachte ich in freier Luft mit Spazierengehen zu, in einer sehr gefaßten Stellung meines Gemüths, in Wiederholung vieler schon vorübergeschwundener Vorstellungen und Wünsche, und in ziemlich großer Betrübniß über meine zunächst schon bevorstehende Reise, die mich nun weit genug von Saalfeld und Halle bringen mußte.*) Ich kam also nicht eben zu bald wieder zurück, und ging gerade in ihr Zimmer. Sogleich entdeckte ich eine so natürlich ausgedrückte beifallvolle Freundlichkeit in den Augen der Mutter, die mir entgegenkam, daß ich nun gar nicht mehr an dem Erfolge meines Antrags zweifelte, daß aber auch meine ehrerbietige Empfindung sich ebenso sichtbar an den Tag legte, als ich zu reden anfing. Die Gleichheit der Empfindungen, worin wir drei jetzt uns befanden, legte sich gleich kenntlich in unsere Augen, eine Art von Feierlichkeit entstand, alle drei wandten wir uns sogleich dankend zu Gott. Die Mutter legte mir nun die zwei Briefe vor, und fragte: „Gestehen Sie, daß Sie dies geschrieben haben?“ „O ja,“ sagte ich und küßte ihr die Hand. Sie küßte mich lebhaft und versicherte mich der zufriedensten Genehmhaltung.

Ihre Tochter verlor sehr bald die bisherige Schüchternheit und schlug jetzt die Augen angenehm auf, weil sie wußte, daß es der Mutter nicht mißfiel, und sie ein Recht hatte sich zu empfehlen. Wir hatten beide keine Romanen-Anleitung gehabt, sie hätte sonst nicht auf mich und die Erlaubniß der Mutter gewartet. Eine für mich so schwere und so wichtige Sache fand also ihren leichten Gang, ohne daß ich irgend einen anderen Menschen oder die Künste oder Ränke, womit Viele eine Braut berücken, zu Hilfe genommen hätte.

Es ist nicht nöthig, daß ich es erzähle, was mein Gemüth für heiligen schamvollen Dank gegen Gott einschloß,

*) Er sucht Fassung dadurch, daß er wieder an die beiden Demoisellen in Halle und Saalfeld denkt.

wie sehr ich mich bemühte, diese innere Stille und Ruhe zu behalten bei dem nun entstehenden Gerede über diesen meinen Entschluß.

Der Charakter meiner Braut war für mich gleichsam ausgesucht. Sie hatte eine angenehme Bildung, obgleich die Pocken, die sie schon sehr erwachsen ausgestanden hatte, das übrige Lob der Haut merklich zerstört hatten. Ihre Erziehung war theils unter den Augen der Großmutter und einer vortrefflichen Tante, theils von der Mutter neben ihrem Bruder, durch gehaltene Hauslehrer, besorgt worden. Nach dem Tode des Vaters hatte die Mutter sich und diese Tochter wol etwas zu sehr in Eingezogenheit gehalten. Sie hatte aber desto mehr in jeder Geschicklichkeit, die ihrem Geschlechte wahre Vorzüge gibt, zugenommen; ihr Urtheil war so richtig, daß es die Mutter gemeiniglich in häuslichen Einrichtungen ihrem eigenen vorzog. Sie schrieb einen gut ausgedrückten Brief, meist schön und gleich in Zügen, und mit sehr wenigen Fehlern gegen die Orthographie. Hierin übertraf sie alle ihre vielen Verwandten. Geldrechnung verstand sie viel besser als ihre Mutter, und hatte, da sie kaum fünfzehn Jahr alt war, bei langer Abwesenheit der Mutter, einzelne Einnahmen von mehr als 1800 Gulden so richtig berechnet, daß auch gar nichts daran fehlte. Ueber ihr bisheriges Eigenthum aus der Erbschaft eines Onkels in Koburg, das 4000 Gulden und mehr betrug, führte sie schon einige Jahre her ihre eigene Rechnung. Sie hatte tanzen gelernt und trug sich sehr gut, liebte es aber nicht sonderlich; ihren Putz machte sie sich selbst, sogar Vieles von der Kleidung, und stets im Geschmack. Nur wurde diese Belustigung an eigener Hände Arbeit von Andern ihres Alters, die daran kein Vergnügen fanden, für eine Folge zu großer Genauigkeit angesehen. Sie war es gewiß nicht, wie ich bald erzählen werde.

Wir gingen nun freilich mehr mit einander um, auch die wenigen Tage, die ich noch übrig hatte, oft spazieren

zumal in ihrem großen Garten auf der Lossau. Da saßen wir zuweilen unter einem Baume, und übersahen die vor uns liegende Stadt. Sie war so aufrichtig, daß sie mir von selbst sagte: „Nun wenden Sie ja einige Bemühungen und Aufsicht auf mich, mir Mängel abzugewöhnen, die ich in der langen Einsamkeit mir zugezogen habe. Ich werde durch meine Ergebenheit vielleicht Ihnen mich empfehlen, und durch mein ganz reines gutes Herz; da wir aber unter viele Leute, zum Theil von der sogenannten großen Welt kommen, so helfen Sie mir auf, daß ich Ihnen alsdann nicht zum Nachtheil gereiche, bis ich selbst richtiger über das Aeußerliche urtheilen lerne. Denn Sie übertreffen mich an Verstand, an Artigkeit des Sprechens und des Umgangs." — Mir wurden die Augen naß über diese Redlichkeit. Sie weinte mit mir; „ob es mich nun reue? ob ich nicht schon lange diese ihre Mängel erkannt hätte?"

Ich hatte hier die beste Gelegenheit, sie von einer andern Seite zu erheben, indem ich antwortete: „Mit mehr Recht drückt mich die Sorge, daß es Sie selbst reuen möchte, einem Professor Ihre Hand und Herz gegeben zu haben, den Sie bald äußerlich ganz dürftig finden werden, ob er gleich arbeitsam sein wird. Und nun will ich auch Ihnen meine Sorge ganz ohne Rückhalt vorlegen. Sie wissen zwar, daß mein Vater mir nichts geben kann; Sie wissen aber wol nicht, daß ich Ihnen Haus- und Tischschuld jetzt nicht bezahlen kann, daß ich auch noch manche kleine Schulden am Ende abmachen muß, wenn wir mit Ehren von Koburg wegkommen sollen."

Sie sah mir zärtlich in die Augen und sagte: „Wenn Sie wirklich keine andern Ursachen haben betrübt zu sein, so bin ich freilich sehr glücklich zu sagen, daß ich Ihnen gleich zu helfen im Stande bin. Denken Sie also an nichts weiter, als mich Ihrer immer mehr werth zu machen, damit ich in Gesellschaft Ihnen keinen Nachtheil bringe. Ich bin Herr über mein eigenes Vermögen, wozu ich bisher den Dr. Berger als

meinen Curator zuweilen um Rath frage. Der hält Sie selbst zu hoch, als daß er mir das Geringste in den Weg legen wird, wenn ich Ihnen gern dienen will."

Und diese uneigennützige, ehrliche Denkungsart hat auch diese würdige Person stets behalten und mich aller Beschämung oder Betrübniß über meine Lage überhoben.

Nun dachte ich auf meine Reise, um nicht zu spät nach Nürnberg zu kommen. —

Zu Nürnberg gibt es noch sehr viele Merkmale eines hohen Alterthums, die einen großen Eindruck auf mich machten. Der Prediger Birkmann bei der Egidienkirche hatte mir gütig angeboten, bei ihm Quartier zu nehmen; ich wurde überaus liebreich aufgenommen und bekam eine Stube ganz oben, worin seine Bücher stunden; welche Nachbarschaft mir sehr nützlich war, indem ich des Abends einige Nachrichten von Nürnberg selbst aufsuchte, um nicht in allen Dingen so gar fremd zu sein. Sobald als möglich ließ ich mich den Herren des Raths auf dem ansehnlichen Saale des Rathhauses vorstellen, zu einer Stunde, da sie eben auf einige Minuten aus ihren besondern Zimmern auf den Saal traten. Der große Eindruck dieses sehr ansehnlichen Gebäudes und viele mir ganz ungewohnte Umstände thaten eine gute Wirkung auf mich, daß ich mit Rührung und Modestie zum erstenmal eine Parrhesie zu meiner angelegentlichen Empfehlung anwendete, welche mir den gnädigen Beifall dieser sehr verehrungswürdigen Personen erwarb. Herr von Ebner, dessen eigene Gelehrsamkeit und große edle Denkungsart jedermann mit Hochachtung erfüllte, ließ mir nachher noch sagen, daß er mich des Nachmittags in seinem Hause erwarten würde. Ich suchte die Stille meines Gemüths wieder zu gewinnen, um durch das viele Unerwartete so wenig als möglich zerstreut zu sein und diese Aufwartung desto mehr zu meinem Vortheil zu benutzen. Da dieser Herr fast gar nicht sehen konnte, so entging mir schon viel Beistand, indem ich durch eine ungekünstelte modeste Stellung,

die ich stets liebte, mir sonst manchen Eingang verschafft hatte, sogar bei Personen, die vorher wider mich eingenommen gewesen waren. Nachdem ich einige Minuten gestanden und meine wahre dankvolle Empfindung in den besten Sätzen meiner Rede ausgedrückt hatte, die wenigstens den Schwulst ebenso sehr als das Alltägliche vermied, so sagte er: „Herr Professor, Ihre Stimme und Rede gefällt mir so wohl, daß ich es sehr bedaure, Sie nicht mit meinen Augen genauer anschauen zu können. Setzen Sie sich her zu mir; ich muß doch allerlei mit Ihnen reden. Der große Mann, den wir verloren haben, Professor Schwarz, hat Sie insbesondere an mich recht vertraulich empfohlen, während es freilich an vielen Competenten der Stellen nicht fehlet, die durch ihn erledigt worden sind." Nun kam er auf meine Miscellaneas lectiones, davon er sich hatte vorlesen lassen, und fragte so viel Einzelnes, daß die Unterredung einem Examen sehr ähnlich war. Endlich sagte er mit kenntlicher Freude: „Sie sind gerade mein Mann; wo ich hin will, da sind Sie schon. Ich wünsche herzlich viel Glück für Sie und für Altorf." Darauf ließ er Tridentiner Wein bringen, und der Diener mußte das Glas nicht leer stehen lassen. Nun wurde er so gnädig, da ich aufstand, daß er sagte: „Kann ich für Sie sorgen durch eine reiche Heirat, so sagen Sie es jetzt gerade heraus." Ich küßte ihm die Hand sehr ehrerbietig, legte die Augen darauf und sagte mit großer Empfindung geradehin: „Ich danke." — „Um desto lieber ist es mir," sagte er, „wenn Sie gar keine Unruhe des äußerlichen Lebens mehr haben." Er befahl mir, wenn ich von Altorf zurückkäme, nochmals bei ihm anzufragen, indem er mich in seinen Garten mitnehmen und noch mehr mit mir verabreden wollte; was auch nachher geschehen ist. Ich muß sagen, eine so edle Herablassung und thätige Werthschätzung, als die Herren von Nürnberg ihren Gelehrten stets erweisen, habe ich sonst nicht oft wieder angetroffen.

Der Prediger Birkmann reiste mit mir nach Altorf.

Unterwegens fand ich für sehr gut, dem rechtschaffenen Manne zu erkennen zu geben, daß Herr von Ebner für meine gute Verheiratung habe sorgen wollen, daß ich aber schon in Koburg nöthig gehabt hätte, mich dieser und anderer Sorgen zu entledigen, daß also alle andere gutmeinende Anstalten unnöthig wären. Indeß hatte ich doch eine Menge neuer Gedanken zur Begleitung.

Glücklich kam ich wieder nach Koburg und brachte die Vocation mit. Den 26. August des Jahres 1751 wurde mir die liebenswürdige Döbnerin in der Sacristei angetraut."

So weit der Bericht des Gatten, der im weitern Verlauf seiner Lebensbeschreibung bei jeder Gelegenheit seine Liebe und Bewunderung für die Frau seiner Wahl ausspricht, der Gestorbenen eine besondere Lobschrift verfaßte. Leider ist kein Brief erhalten, welchen die Frau Professorin als Braut an ihren künftigen Herrn richtete, und dessen Stil von dem Professor so gelobt wird. Aber aus demselben Jahre 1750, aus dem Kreise ihrer Koburger Bekannten, kann ein Liebesbrief mitgetheilt werden,*) der, wie man annehmen darf, ziemlich genau den Stil der Demoiselle Döbnerin wiedergibt, dieselben herkömmlichen Formen und die künstliche Zärtlichkeit, hinter welcher nur zuweilen die warme Empfindung eines Menschenherzens fühlbar wird. Dieser Brief einer Braut an ihren Bräutigam in Koburg lautet also:

„Mein auserwähltes Herz! Gleich wie ich nicht zweifle, mein geliebtes Kind werden die heiligen Weinachtsfeiertage in allem erwünschten Wohlsein zurückgelegt haben, so hoffe, daß der gütige Gott mein sehnliches Bitten in Gnaden erhören und meinen Geliebten mit so viel Gesundheit, Segen

*) Der Brief wird hier mitgetheilt, weil er fast denselben Inhalt hat, wie ein Schreiben der schönen Ursula Freherin an ihren Bräutigam aus dem Jahre 1598 in Bd. II, 2 der Bilder aus der deutschen Vergangenheit (Gesammelte Werke, Bd. XIX, S. 254 fg.). Den hier abgedruckten Brief verdankt Herausgeber der Güte des Baron Ernst von Stockmar.

und allem Vergnügen in reichem Maß überschütten wird, daß beständig Ursach haben möge, ihn dafür zu preisen. Zu dem bevorstehenden Jahreswechsel gratulire ebenfalls und will meinen aufrichtigen Wunsch von Grund des Herzens in diesen wenigen Worten ausdrücken: „Höchster, höre mein Gebet! nimm, mein liebstes Kind zu sparen, doch die Hälfte meiner Zeit, lege sie zu seinen Jahren; so wird auch mein zeitlich Wohl, das durch seine Güte keimet, bald des Segens reife Frucht, ob gleich Neid und Mißgunst schäumet."

Mein Herz haben mir mit Deren angenehmem Schreiben ein großes Vergnügen verursacht, da ich gesehen, daß sich Dieselben Deren häufige Verrichtungen, welche mich leicht vergessend machen können, nicht abhalten lassen, an mich gütigst zu gedenken, deswegen Ihnen meinem Geliebten den allerverpflichtetsten Dank abstatte. Dieselben beliebten in Deren Werthem zu erwähnen, daß die Ringe fertig, es stand aber nicht dabei, was ich dafür zu bezahlen schuldig, ich erwarte daher mit nächstem eine gefällige Nachricht sowol dieserwegen, als auch vornehmlich den Herrn Schwager Consulenten betreffend.

Finden mein geliebtes Vergnügen sonsten etwas, das ich zu wissen oder besorgen nöthig habe, so belieben es Dieselben nur frei und aufrichtig zu melden, es soll mir Dero Befehl allzeit zu einer Vorschrift dienen. Bei der hochwerthesten Frau Mama und Frau Schwester machen mein Herz bei dieser Jahresveränderung meine gehorsame Gratulation, und bitten mir ohnschwer Deren geneigtes Wohlwollen ferner aus. Mein Papa und Mama lassen ebenfalls ihr Compliment vermelden und Ihnen alles beglückte Wohlergehen in ungestörter Zufriedenheit zu genießen anwünschen. Wir erwarten mit größtem Verlangen eine gefällige Antwort, und mein Papa ist desto begieriger, solche zu erhalten, weil er das letzte Schreiben der Mama selber dictiret; mich plaget selbst die Neugierigkeit zu vernehmen, wie Dero Resolution diesfalls ausfallen wird.

Anbei nehme mir die Erlaubniß, Ihnen, mein Herz, etwas Schlechtes von meiner Arbeit zu einem Leibchen beizulegen, mit der ergebensten Bitte, nicht auf den geringen Werth der Sache, sondern auf die aufrichtige Meinung zu sehen; denn ich versichere, daß nicht so viel Stiche darin befindlich, als gute Wünsche für Dieselben dabei abgeschicket. Schließlich bin mit beständig währender Hochachtung

meines Herzlichgeliebten

Hof, 29. Decbr. 1750. treuergebene

A Monsieur, Monsieur . . . . à Coburg. C. C. K."

So vorsichtig, förmlich und geschnörkelt war damals das geschriebene Liebeswort eines treuen fränkischen Mädchens, auch der lieben Frau Professor Semler.

Wenn man aber ihn, Johann Salomo Semler selbst, den Vater der modernen Theologie, lange Zeit ein hochgeehrtes Haupt seiner Universität, der in seiner Wissenschaft den ältern Zeitgenossen ein kühner, waghalsiger Mann war, wenn man ihn mit dem Maßstabe messen wollte, den unsere Zeit an die Hand gibt! Weil er kein Reisegeld und in Koburg einige Schulden hat, verfällt er in schweren innern Kampf, beschließt zu heiraten, kündigt seiner Freundin in Saalfeld das Verhältniß und bewirbt sich um die Tochter seiner wohlhabenden Hauswirthin, die ihm bis dahin ziemlich gleichgiltig war. Dergleichen wäre in unserer Zeit, mild gesagt — kläglich. Und doch, als der bejahrte Professor der Theologie diesen Bericht der Oeffentlichkeit übergab, da hat er offenbar vorausgesetzt, daß sein Verhalten ihm in den Augen der Zeitgenossen nicht zur Unehre gereichen werde. Es ist kein Grund, zu bezweifeln, daß die Freunde seiner Jugend genau ebenso empfanden, vielleicht etwas weniger gewissenhaft. Welches Recht hatte, als er jung war, das Herz eines armen Gelehrten gegenüber der kalten tyrannischen Welt? Noch wenig. Was war der Zweck und Inhalt seines Lebens? Lernen und arbeiten

vom frühen Morgen bis in die tiefe Nacht, um sein mühsam erworbenes Wissen in andere Seelen zu gießen, das Wichtige und Neue, was er ergrübelt, erspäht, erdacht, durch Schrift und Lehre auszubreiten. Darin lag seine höchste Pflicht und Ehre, der Zweck und Stolz seiner Erdentage; sein Privatleben mußte sich dafür fügen und schicken, wie es gerade ging. So empfand nicht der brennende Ehrgeiz Weniger, es war eine allgemeine Empfindung wie bei Semler, in vielen Hunderten, welche hungerten, sich vor Mächtigen beugten und ihren Glauben wechselten, um für ihre Wissenschaft leben zu können. Das ist gar nicht groß, aber es ist immerhin Sehnsucht nach dem Größten, es ist das alte deutsche Bedürfniß, sich für etwas hinzugeben, was unendlich werthvoller ist als der Einzelne. Kommt zu solchem Sinne einmal sichere Manneskraft und das Gefühl, ein Herr auf der Erde zu sein, so mag wol etwas daraus entstehen, was alle Folgezeit groß und gut nennt.

4.

Aus der Garnison.

Ein Schuß aus der Lärmkanone! Scheu tritt der Bürger vom Fenster zurück, und blickt prüfend in die dunkeln Winkel seines Hauses, ob sich eine fremde Menschengestalt darin verborgen. Der Bauer auf dem Felde hält seine Pferde an und überlegt, ob er wünschen darf mit dem flüchtigen Manne zusammenzutreffen und das Fangegeld zu verdienen, oder ob er einen Verzweifelten fürchten und schonen soll, trotz der harten Strafe, welche jedem droht, der einen Deserteur entschlüpfen ließ. Wahrscheinlich wird er den Flüchtling entrinnen lassen, auch wenn er seiner Herr werden kann, denn in geheimer Seele regt sich ihm ein Mitgefühl, ja etwas wie Bewunderung des Verwegenen.

Kaum ein Kreis irdischer Dinge prägt so scharf die Besonderheiten der Zeitbildung aus, als das Heer und die Art der Kriegführung. Die Armee entspricht zu jedem Jahrhundert merkwürdig genau der Verfassung und dem Charakter des Staates. Die fränkische Landwehr der Merovinger, welche von ihrem Märzfeld zu Fuß gegen Sachsen und Thüringe zog, das Heer der ritterlichen Speerreiter, welches unter Kaiser Rothbart seine Rosse in die Ebenen der Lombardei hinabführte, die Schweizer und Landsknechte der Reformationszeit, und wieder das Söldnerheer des dreißigjährigen Krieges, sie alle waren höchst unterscheidende Bildungen ihrer Zeit, welche aus den gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Zuständen des Volkes

erblühten und sich wandelten, wie diese. So wurzelt das älteste Fußheer der Besitzenden in der alten Gemeinde- und Gauordnung, das reisige Ritterheer in dem feudalen Lehnwesen, die Fähnlein der Landsknechte in der aufblühenden Bürgerkraft, die Compagnien der fahrenden Söldner in dem Wachsthum der fürstlichen Landeshoheit. Ihnen folgte in den despotischen Staaten des 18. Jahrhunderts das stehende Heer der gedrillten Lohnsoldaten.

Aber keine der älteren Formen des Kriegsdienstes ist durch die späteren ganz beseitigt worden, wenigstens einzelne Erinnerungen daran sind überall bewahrt. Jene uralte Landfolge der freien Grundbesitzer hatte aufgehört, seit ein großer Theil der kräftigen Bauern in die Hörigkeit herabgesunken war; die starke Landwehr war zu einem Landesaufgebot von geringer Kriegstüchtigkeit geworden, aber ganz beseitigt war sie nicht, denn allen Landsassen blieb bis in das 18. Jahrhundert die Verpflichtung, beim Klang der Sturmglocke zusammenzueilen, Kriegsgespann und Schanzgräber zu stellen. Ebenso war die Rittercavallerie des späteren Mittelalters von dem Heer der freien Bauern und Bürger bei Sempach, Granson, Murten wie in den Niederungen der Ditmarsen zerschlagen worden; aber die Stellung der Ritterpferde blieb eine Last der adligen Güter, sie wurde allerdings seit dem Ende des 16. Jahrhunderts — in Preußen erst unter Friedrich Wilhelm I — in eine feste niedrige Geldabgabe verwandelt, und diese Abgabe war in den meisten Landschaften Deutschlands die einzige Steuer, welche auf den adligen Lehngütern lag.*) Auch der fahrende Landsknecht, welcher sich selbst die Ausrüstung besorgt und jeden Sommer die Fahne gewechselt hatte, war in einen eingekleideten Söldner mit bestimmter Dienstzeit ver-

*) Sie betrug zur Zeit Friedrich's II für das große Rittergut, welches ein ganzes Ritterpferd zu stellen hatte (es gab auch halbe und Viertelpferde), je nach den Landschaften 18—24 Thaler, ungewöhnlich viel in der Kurmark: 40 Thaler.

wandelt; aber in die neue Zeit erhielt sich der Brauch freier Werbung, das Handgeld, das Heranlocken der Ausländer, obgleich diese Gewohnheiten der Landsknechtzeit in einem seltsamen und unversöhnlichen Gegensatze zu der furchtbaren Härte standen, mit welcher die neue Ordnung der despotischen Staaten das ganze Leben der Angeworbenen zusammenschnürte.

Die Mängel der stehenden Heere im 18. Jahrhundert sind oft beurtheilt worden, und jedermann weiß Einiges von der herben Zucht in den Compagnien, mit welchen der alte Dessauer die Schanzen von Turin stürmte und Friedrich II den Besitz Schlesiens behauptete. Aber nicht ebenso bekannt, selbst von Kriegsschriftstellern ganz vernachlässigt ist eine andere Seite der alten Kriegsverfassung, und von dieser soll hier zunächst die Rede sein.

Die Regimenter, welche die deutschen Reichsfürsten des 18. Jahrhunderts in ihre Schlachten führten oder an fremde Machthaber vermietheten, waren nicht die einzige bewaffnete Einrichtung in Deutschland. Neben dem Söldnerheer bestand in den meisten Staaten auch ein Volksheer, allerdings in sehr mangelhafter Verfassung, aber doch keineswegs ganz nichtig und einflußlos. Zu keiner Zeit war die alte Idee, daß jedermann zur Vertheidigung des eigenen Landes verpflichtet sei, aus dem Leben der Deutschen geschwunden. Das Recht des Landesherrn, die Unterthanen zum Schutz der Heimat, zur Landesfolge zu verwenden, war aber in der Empfindung der alten Zeit durchaus von einem andern Recht des Landesherrn unterschieden, Kriegsvolk zu halten. Für seine Politik und den Kampf außerhalb der Landesgrenzen Kriegsdienste zu leisten, durfte er dem Unterthan nicht befehlen. Im Kriege dienen war ein freies Handwerk, dazu durfte er, seit seine Vasallen unbrauchbar geworden waren, nur Freiwillige einladen, d. h. werben. Es ist eine der größten Umwandlungen in der Geschichte des deutschen Volkes, daß durch

die eigenmächtigen Regierungen in dem vorigen Jahrhundert den Deutschen allmählich die Ueberzeugung aufgedrungen wurde, daß das Volk verpflichtet sei, dem Landesherrn wenigstens einen Theil seines Kriegsvolkes zu stellen. Und nicht minder lehrreich ist, daß erst in unserm Jahrhundert, seit das alte Regierungswesen zusammenbrach und neue Staatsformen vorbereitet wurden, die Idee der allgemeinen Wehrpflicht in die Seele des Volkes sank. Es lohnt, den Weg zu verfolgen, auf welchem es geschah.

Schon gegen Ende des 16. Jahrhunderts, als die Landsknechte zu kostspielig und lüderlich wurden, war man auf den Gedanken gekommen, aus den wehrhaften Männern der Stadt und des flachen Landes eine Miliz zu bilden, das Defensionswerk, welche innerhalb der Landesgrenzen zur Vertheidigung verwendet werden sollte. Seit 1613 wurden die Defensioner in Kursachsen und den Nachbarländern, bald darauf in den andern Kreisen des Reiches eingerichtet, in Fähnlein geordnet, zuweilen zusammengezogen und militärisch geübt. Ihre Gesammtzahl ward festgestellt und auf die Ortschaften vertheilt, die Gemeinden erwählten und rüsteten die Leute; waren sie im Dienste, so erhielten sie Sold vom Landesherrn.

Der dreißigjährige Krieg war zum größten Theil mit geworbenem Volke geführt worden, doch waren aus Noth die Defensioner hier und da in Kriegsvolk umgewandelt worden, indem man entweder ganze Regimenter für den Felddienst bestimmte, oder mit den brauchbaren Leuten die Lücken der geworbenen Truppen ausfüllte. Im Ganzen aber hatte sich die lockere Errichtung dieser Miliz nicht bewährt. Nach dem Frieden war in dem menschenarmen Lande noch weniger möglich, darauf eine neue Kriegsverfassung zu gründen. Denn der Bürger und Bauer wurde für den Anbau des leeren Grundes wie als Steuerzahler unentbehrlich. Man behielt deshalb die alte unvollkommene Einrichtung dieses Bürger-

heeres bei. Nur machte sich auch bei der Miliz die neue Zeit dadurch geltend, daß die Auswahl der Mannschaft Offizieren des Landesherrn übertragen und die Dienstzeit auf das erste Mannesalter beschränkt wurde; die Gemeinden traten in den Hintergrund, der Fürst wurde auch hier mächtiger. In solcher Weise wurden die ausgehobenen Defensioner in Compagnien und Kreisregimenter zusammengezogen, und ein oder mehre Male im Jahre einexercirt. Vor dem Kriege hatten die Ortschaften Waffen und Ausrüstung beschafft, jetzt lieferte auch diese der Landesfürst, aber in den Städten blieben die Offizierstellen in den Händen der Bürger, nur die Oberoffiziere bestimmte der Kriegsherr. Die Mannschaft wurde meist durch das Loos gewählt, und es ist bemerkenswerth, daß schon 1711 auf den sächsischen Loosen die Aufschrift stand: „Für das Vaterland." Aber unvollständig war die militärische Ausbildung, zahlreich die Befreiungen, ungeschickt der Ersatz des Abgangs.

Und doch haben diese Landtruppen mehr als einmal gute Dienste gethan, auch in Preußen. Das bewaffnete Landvolk, welches in den Schilderungen der Fehrbelliner Schlacht genannt wird, war kein zusammengelaufener Haufe, sondern die alte aufgebotene Landesmiliz; sie hatte wesentlichen Antheil an der ersten glorreichen Waffenthat, in welcher die Brandenburger selbst für eigene Faust einen überlegenen Feind schlugen. Noch 1704 war das Volksheer im preußischen Staat für etwas Werthvolles gehalten, denn wer bei ihm in die Rolle eingetragen war, wurde von jedem anderen Kriegsdienst für den Landesherrn befreit.*) Zwar wurde dasselbe durch Friedrich Wilhelm I aufgehoben, aber im siebenjährigen Kriege wieder in Pommern und Preußen eingerichtet; und dort hat diese Miliz gegen Schweden und Russen vortreffliche Dienste gethan. Auch im Reich, in Sachsen erhielt sie sich, kraftlos,

*) Die Stärke der Landmiliz unter Friedrich I wird von Faßmann (I, S. 720), wol zu hoch, auf 60,000 Mann angegeben.

unkriegerisch, mißgeachtet, bis ganz veränderte Culturverhältnisse eine neue Ausbildung des Volksheeres möglich machten.

Ganz getrennt von dieser Miliz stand das Kriegsvolk, welches der Landesherr für sich hielt und ganz aus seinen Einnahmen bezahlte. Es mochte nur eine Garde sein, zum Schutz und Schmuck seines Hofes, es mochten viele Compagnien sein, welche er sich warb, um seinen Status zu sichern, Einfluß und Macht unter seinesgleichen zu gewinnen, Geld damit zu verdienen. Das war sein Privatgeschäft, und wenn er sein Volk nicht übermäßig dadurch belästigte, so war nichts dagegen einzuwenden. Es war ein freies Geschäft auch für den, welcher ihm dienen wollte, er mochte sich anwerben lassen, Inländer oder Fremder, er mochte sehen, wie ihm die gemachten Versprechen gehalten wurden. Kam das Land durch einen äußern Feind in Gefahr, so bewilligte die Landschaft dem Herrn auch für dies Kriegsvolk Geld oder einen besonderen Zuschuß, denn man wußte wohl, daß es kriegstüchtiger war als die Landesmiliz. So war es unter dem großen Kurfürsten noch in Preußen, so blieb es in dem größten Theile Deutschlands bis tief in das 18. Jahrhundert.

Aber auch dies private Kriegsvolk, welches der Landesherr sich warb, hatte eine neue Einrichtung erhalten.

Bis zum Ende des dreißigjährigen Krieges hatte bei den meisten deutschen Heeren die Werbung nach Landsknechtbrauch auf die Gefahr des Obersten hin stattgefunden. Der Oberst schloß den Vertrag mit dem Fürsten, er besetzte und verkaufte die Hauptmannsstellen, der Fürst zahlte dem Obersten das Geld, welches von der Landschaft aufgebracht wurde. So waren die Regimenter in gründlicher Abhängigkeit vom Obersten, und dieser war eine Macht auch dem Landesherrn gegenüber. Die Zucht war locker, die Offizierstellen mit Günstlingen des Obersten besetzt, der Zusammenhalt des Regiments wurde durch seinen Tod gelöst. Die Gaunereien der Obersten und Compagnieführer, schon um 1600 von militärischen Schriftstellern

beklagt, hatten eine gewisse kunstvolle Ausbildung erhalten. Selten war die Mannschaft, welche auf dem Papiere stand, vollständig unter der Fahne. Die Offiziere bezogen den Sold für eine große Anzahl von Fehlenden, welche man „Passevolants“ oder „Blinde“ nannte; sie reihten ihre Knechte, Marketender aus dem Troß in die untern Stellen ein. Auch bei der kaiserlichen Armee hörten die Klagen nicht auf, von oben bis unten der rücksichtsloseste Eigennutz, die Offiziere plünderten mitten im Frieden ihre Quartiere in den Erblanden aus, sie fischten und jagten in der Umgegend, erhoben einen Aufschlag von den Stadtzöllen, sie ließen Fleisch schlachten und verkaufen, sie richteten Wein- und Bierschenken ein. Und wie die Offiziere raubten, so stahlen die Gemeinen. Das geschah z. B. noch 1677. Und diese Landesplage drohte eine beständige zu werden. Die Werbung der Rekruten aber war in dieser frühern Zeit noch wenig ausgebildet, und die Gaunereien, welche dabei nicht fehlen konnten, waren wenigstens nicht durch die höchsten irdischen Machthaber gebilligt.

In Brandenburg gestaltete der große Kurfürst gleich nach seinem Regierungsantritt 1640 das Verhältniß der Regimenter zum Landesherrn völlig neu; die Werbung geschah fortan in seinem eigenen Namen, er ernannte die Obersten und Offiziere, welche ihre Stellen nicht mehr kaufen durften. Dadurch erst wurden die Söldnerschaaren zu einem stehenden Heere mit gleichmäßiger Bekleidung, Bewaffnung und Ausrüstung, mit besserer Mannszucht, willenlose Werkzeuge in der Hand des Fürsten. Für das Kriegswesen war dies der größte Fortschritt seit der Erfindung des Feuergewehres, und Preußen verdankte der frühen und festen Durchführung des neuen Verfahrens sein militärisches Uebergewicht in Deutschland. Auch die Verpflegung der Mannschaft wurde neu geordnet; sie erhielten wenigstens im Kriege ihre Tagesbedürfnisse in Rationen, der Unterhalt wurde aus großen Vorrathshäusern besorgt. Durch Montecuculi und später durch Prinz Eugen erhielt

auch Oestreich kurz vor 1700 ein schlagfertigeres stehendes Heer mit strengerer Mannszucht.

Die Ergänzung dieser Truppen des Fürsten konnte in Deutschland bis vor 1700 fast ausschließlich durch freie Werbung beschafft werden: denn noch lange nach dem großen Kriege blieb dem Volke die Unruhe und ein abenteuerlicher Sinn, der das Kriegshandwerk lockend fand. Das wurde allmählich anders. Durch die kriegerische Zeit Ludwig's XIV und die Vergrößerung der französischen Armee wurden die deutschen Fürsten zu immer neuer Vermehrung ihres Söldnerheeres gezwungen, der Menschenverlust der unaufhörlichen Kriege rieb viel von dem unnützen und waghalsigen Gesindel auf, das sich um die Fahnen sammelte. Schon vor dem großen Erbfolgekriege wurde der Mangel an Mannschaft fühlbar, die freiwillige Werbung wollte nirgends mehr ausreichen, die Klagen über Gewaltthätigkeiten der Werbeoffiziere wurden zuletzt lästig. Da begann der Kriegsherr prüfend in das Volk zu sehen, das unter ihm arbeitete und zuweilen noch in Compagnien exercirte. Er fühlte einige Verlegenheit. Die Landesmiliz für seine Kriegszüge zu gebrauchen, war unthunlich, sie war viel zu wenig ausgebildet, und was wichtiger war, sie bestand vorzugsweise aus seßhaften Leuten, deren Arbeiten und Steuern er für seinen Staat gar nicht entbehren konnte, da der Adel und in katholischen Ländern die Geistlichkeit fast nichts zu seinen Einnahmen beitrug. Außerdem war es eine unerhörte Sache, das Volk selbst durch Gewalt zum Kriegsdienste zu zwingen. Wie selbstbewußt der Regent sich als Herr fühlte, diese Neuerung war zu sehr gegen die allgemeine Empfindung, die Leute trugen ja eben deshalb ihre Steuern und Lasten, damit er für sie Krieg führe. Der Bauer leistete seinem Gutsherrn Frohnden und Dienste, weil dieser in alter Zeit für ihn zu Felde gezogen war, er leistete dann außerdem dem Landesherrn Steuern und Dienste, weil dieser mit geworbenen Leuten für ihn zu Felde zog, seit der Gutsherr die Last nicht

mehr tragen wollte; jetzt aber sollte der Bauer dem Gutsherrn und dem Fürsten dieselben Dienste leisten und außerdem noch selbst in den Krieg marschiren. Das schien doch nicht ausführbar. Und wieder drängte die bittere Noth, man mußte sich zu helfen suchen. Nur das entbehrlichste Volk sollte genommen werden, Herumtreiber, müßige Hände; wer aber dem Staate durch Arbeit nützlich war, wer irgendwie aus der Masse hervorragte, durfte nicht gestört werden.

Vorsichtig und zögernd begann kurz vor 1700 die Heranziehung des Volkes zum Kriegsdienst seines Fürsten. Aber ohne Erfolg wurde das erstemal ausgesprochen, daß das Land Rekruten stellen müsse. Die Neuerung ward, wie es scheint, zuerst 1693 von den Brandenburgern versucht: die Provinzen sollten die fehlende Mannschaft werben und vorstellen, doch keine unterthänige, der Compagnieführer sollte für den Mann zwei Thaler Handgeld zahlen. Bald ging man weiter und legte (1704) zuerst einzelnen Klassen von Steuerzahlern, dann (1705) den Gemeinden die Stellung der Ersatzmannschaft auf. Die Rekruten sollten zwei bis drei Jahr dienen, wer sich freiwillig auf sechs Jahr und darüber verpflichtete, wurde bevorzugt. Ganz dasselbe wurde 1702 in Sachsen durch König August eingerichtet. Dort hatten die Gemeinden, wie für ihre Miliz, jetzt auch für den Landesherrn eine bestimmte Zahl junger gesunder Leute zu liefern und über die Entbehrlichkeit der Einzelnen zu entscheiden, Ort der Gestellung das Rathhaus, Aufsicht übten die Kreis- und Amtshauptleute, der Mann wurde ohne Montur geliefert, Handgeld vier Thaler, Dienstzeit zwei Jahr; verweigerte der Offizier nach zwei Jahren den Abschied, so konnte der Ausgediente sich eigenmächtig auf den Weg begeben. So furchtsam begann man einen neuen Anspruch geltend zu machen. Und trotz dieser Vorsicht war der Widerstand des Volkes zu erbittert und heftig, die neue Einrichtung verfiel, man kehrte wieder zur Werbung zurück, schon 1708 wurde die Rekrutirung in Preußen wieder auf-

gehoben, „weil die Zumuthung zu groß war". Erst der eiserne Wille Friedrich Wilhelm's I gewöhnte sein Volk allmählich an diesen Zwang. Seit 1720 wurden Verzeichnisse der kriegspflichtigen Kinder angelegt, 1733 das Cantonsystem durchgeführt. Das Land ward unter die Regimenter vertheilt, die Bürger und Bauern wurden — mit gewissen Ausnahmen — für kriegspflichtig erklärt, alljährlich wurde ein Theil des Regimentsbedarfs durch Aushebungen gedeckt, bei denen die größte Willkür der Hauptleute ungestraft blieb. —

In Sachsen gelang es erst gegen Ende des Jahrhunderts, die Rekrutirung neben der Werbung durchzuführen. In anderen, zumal in kleinen Reichsgebieten, glückte das noch weniger.

So bietet das Heerwesen der Deutschen die merkwürdige Erscheinung, daß in derselben Zeit, in welcher die Aufklärung im Bürgerthume größere Ansprüche, Bildung und Sittlichkeit heraufzieht, durch den Regierungszwang der Fürsten allmählich ein anderer großer politischer Fortschritt in das Leben des Volkes geschlagen wird: die Anfänge unserer allgemeinen Wehrpflicht. Aber ebenso merkwürdig ist, daß diese Neuerung nicht in der Form einer großen und weisen Maßregel ins Leben tritt, sondern unter Nebenumständen, welche sie ganz besonders widerwärtig und abscheulich erscheinen ließen. Die größte Härte und Gewissenlosigkeit des fürstlichen Staats kam gerade da zur Erscheinung, wo er den größten Fortschritt vorbereitete, nicht aber durchführte. Denn auch das ist bedeutsam, daß die Staaten des 18. Jahrhunderts neben der Rekrutirung die alte Werbung nicht entbehren konnten.

Zu roh und gewaltthätig war das Verhalten der Offiziere, welche die junge Mannschaft auszuheben hatten, zu heftig Widerstand und Abneigung des Volkes. Die jungen Leute wanderten massenhaft aus, keine Drohung mit Galgen, Ohrabschneiden und Beschlagnahme ihrer Habe konnte die Flucht aufhalten, mehr als einmal sah sich der fanatische Soldateneifer Friedrich Wilhelm's I von Preußen gekreuzt durch die Noth-

wendigkeit seine Landschaften zu schonen, die sich zu leeren drohten. Niemals konnte mehr als etwa die Hälfte des Ersatzes durch die gezwungene Rekrutirung gedeckt, die andere Hälfte des Abganges mußte durch Werbung aufgebracht werden.

Auch die Werbung wurde in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts roher als sie sonst gewesen war; die Landesherren waren weit gefährlichere Werber als die Hauptleute der alten Landsknechte. Und obgleich die Uebelstände dieses Verfahrens offenkundig zu Tage lagen, man wußte sich durchaus nicht dagegen zu helfen. Zwar die große Unsittlichkeit, welche dabei stattfand, beunruhigte die Regierenden durchgängig viel zu wenig, wol aber die Unsicherheit, die Kostspieligkeit, die Beschwerden und Rückforderungen fremder Regierungen und die unaufhörlichen Händel und Schreibereien, welche damit verbunden waren. Die Werbeoffiziere selbst waren oft unsichere, ja schlechte Menschen, deren Thätigkeit und Ausgaben nur ungenügend überwacht werden konnten. Nicht wenige lebten Jahre lang mit ihren Helfershelfern in der Fremde auf Kosten der Monarchen in Völlerei, berechneten theures Handgeld und fingen zuletzt doch nur Wenige, oder konnten ihren Fang nicht unverkürzt in das Land schaffen. Dazu ergab sich bald, daß nicht die Hälfte der so Geworbenen dem Heere zum Nutzen gereichte. Zunächst war die Mehrzahl davon das schlechteste Gesindel, in welches nicht immer militärische Eigenschaften hineingeprügelt werden konnten; ihre zerrütteten Körper und lasterhaften Gewohnheiten füllten die Spitäler und Gefängnisse, sie liefen davon, sobald sie konnten.

Schon die Werbungen im Inland wurden mit jeder Art von Gewaltthat geübt. Die Obersten und Werbeoffiziere raubten und entführten einzige Söhne, welche frei sein sollten, Studenten von der Universität, ja ganze Dorfschaften von unterthänigen Leuten, die sie auf ihren eigenen Gütern ansiedelten. Wer sich frei machen wollte, mußte bestechen, und er war selbst dann noch nicht sicher. Die Offiziere wurden so sehr

bei ihren gewaltthätigen Erpressungen geschützt, daß sie die gesetzlichen Beschränkungen offen verhöhnten. Trat vollends in Kriegszeiten Mangel an Mannschaft ein, dann hörte jede Rücksicht auf das Gesetz auf. Dann wurde eine förmliche Jagd angestellt, die Stadtthore mit Wachen besetzt, und jeder Aus- und Eingehende einer furchtbaren Untersuchung unterworfen, wer groß und stark war festgenommen, selbst in die Häuser wurde gebrochen, vom Keller bis zum Bodenraum nach Rekruten gesucht, auch bei Familien, welche befreit sein sollten. Im siebenjährigen Kriege wurde von den Preußen in Schlesien sogar auf die Knaben der obern Gymnasialklassen gefahndet. Noch lebt in vielen Familien die Erinnerung an Schreck und Gefahr, welche das Werbesystem den Großeltern bereitet hat. Es war damals für den Sohn eines Geistlichen oder Beamten ein großes Unglück, hoch aufzuschießen, und eine gewöhnliche Warnung der bekümmerten Eltern: „Wachse nicht, dich fangen die Werber."

Fast noch schlimmer waren die Ungesetzlichkeiten, wenn die Werber im Ausland nach Leuten suchten. Durch Annahme des Handgeldes wurde der Rekrut verpflichtet. Der bekannte Kunstgriff war, arglose Burschen in lustiger Gesellschaft trunken zu machen, den Berauschten das Geld aufzudrängen, sie in feste Verwahrung zu nehmen, und, wenn sie ernüchtert widersprachen, durch Fesseln und jedes Zwangsmittel festzuhalten. Unter Bedeckung und Drohungen wurden die Gefangenen zur Fahne geschleppt und durch barbarische Strafmittel zum Eide gezwungen. Nächst dem Trunk wurde jede andere Verführung angewendet: Spiel, Dirnen, Lüge und Betrug. Die einzelnen begehrungswerthen Burschen wurden Tage lang durch Spione beobachtet. Von den Werbeoffizieren, welche für solchen Dienst angestellt waren, wurde verlangt, daß sie besondere Gewandtheit im Ueberlisten hatten; Beförderung und Geldgeschenke hingen daran, ob sie viele Leute einzufangen wußten. Häufig vermieden sie, auch wo ihr Werbegeschäft erlaubt war, sich in Uniform zu

zeigen, und suchten in jeder Art von Verkleidung ihr Opfer zu fassen. Greulich sind einzelne Schändlichkeiten, welche bei solcher Menschenjagd geübt und von den Regierungen nachgesehen wurden. Eine Sklavenjagd aber war es in der That, denn der geworbene Soldat konnte erst dann seine Dienste in der großen Maschine des Heeres verrichten, wenn er mit allen Hoffnungen und Neigungen seines früheren Lebens abgeschlossen hatte. Es ist eine trostlose Sache, sich die Gefühle zu vergegenwärtigen, welche in Tausenden der gepreßten Opfer gearbeitet haben, vernichtete Hoffnungen, ohnmächtige Wuth gegen die Gewaltthätigen, herzzerreißender Schmerz über ein zerstörtes Leben. Es waren nicht immer die schlechtesten Männer, welche wegen wiederholter Fahnenflucht zwischen Spießruthen zu Tode gejagt oder wegen trotzigem Ungehorsam gefuchtelt wurden, bis sie bewußtlos am Boden lagen. Wer den Kampf in seinem Innern überstand und die rohen Formen des neuen Lebens gewohnt wurde, der war ein ausgearbeiteter Soldat, das heißt ein Mensch, der seinen Dienst pünktlich versah, beim Angriff ausdauernden Muth zeigte, nach Vorschrift verehrte und haßte und vielleicht sogar eine Anhänglichkeit an seine Fahne erhielt, und wahrscheinlich eine größere Anhänglichkeit an den Freund, der ihn seine Lage auf Stunden vergessen machte, den Branntwein.

Die Werbungen im Ausland mußten mit Einwilligung der Landesregierungen geschehen. Dringend wurde von den kriegerischen Fürsten bei ihren Nachbarn um die Erlaubniß nachgesucht, ein Werbebureau anlegen zu dürfen. Der Kaiser freilich war am besten daran, jedes seiner Regimenter hatte herkömmlich einen festen Werbebezirk im Reich. Die übrigen, vor andern die Preußen, mußten zusehen, wo sie eine günstige Stätte fanden. Die größeren Reichsstädte hatten häufig die Artigkeit, mächtigeren Herren die Erlaubniß zu ertheilen; dafür gelang ihnen nicht immer, ihre eigenen Söhne aus angesehenen Familien zu schützen. Außerdem waren die Grenzen gegen

Frankreich, Holland, die Schweiz günstige Fangorte; dann die eigenen entlegenen Landestheile, welche von fremdem Gebiet rings umschlossen waren, zumal wenn eine fremde Festung mit lästigem Garnisondienst in der Nähe lag, dann gab es immer Ausreißer. Für die Preußen war lange Ansbach und Baireuth, Dessau, Braunschweig ein guter Markt.

Nicht gleich war der Ruf, in welchem die Werber der einzelnen Regierungen standen. Den besten Leumund hatten die Oestreicher, sie galten in der Soldatenwelt für plump, aber harmlos, nahmen nur, was sich gutwillig halten ließ, beobachteten aber die Werbebedingungen genau. Es war nicht viel, was sie bieten konnten, täglich drei Kreuzer und zwei Pfund Brod, aber es fehlte ihnen doch niemals an Leuten. Dagegen waren die preußischen Werber, die Wahrheit zu sagen, am übelsten beleumdet; sie lebten am großartigsten, waren sehr unverschämt und gewissenlos, und dabei waghalsige Teufel. Sie ersannen die verwegensten Streiche, um einen stattlichen Burschen zu fangen, sie setzten sich den größten Gefahren aus; man wußte, daß sie zuweilen gefährlich durchgeprügelt wurden, wenn sie in der Minderzahl blieben, daß sie von den fremden Regierungen eingesperrt waren, daß mehr als einer von ihnen erstochen war. Aber das alles schreckte sie nicht. Diese schlechte Nachrede dauerte, bis Friedrich Wilhelm II sein menschliches Werbereglement erließ.

Im Reich war einer der besten Werbeplätze Frankfurt a. M. mit seinen großen Messen. Noch am Ende des Jahrhunderts saßen dort Preußen, Oestreicher und Dänen neben einander; die Oestreicher harrten seit alter Zeit phlegmatisch im Wirthshaus „zum rothen Ochsen", die Dänen hatten ihre Fahne „zum Tannenbaum" hinausgehängt, die unruhigen preußischen Werber wechselten, sie waren in dieser Zeit am ansehnlichsten und freigebigsten. Es wurde ein diplomatischer Verkehr unter den verschiedenen Parteien unterhalten, sie waren zwar eifersüchtig auf einander und suchten sich gegenseitig die Kunden

wegzufangen, aber sie besuchten einander doch kameradschaftlich zu Wein und Tabak. Frankfurt aber war schon seit dem 17. Jahrhundert der Mittelpunkt für einen besondern Zweig des Geschäftes, für das Fangen der Reichstruppen. Denn nicht nur Neulinge wurden von den Werbern gesucht, auch Deserteure; und die schlechte Zucht und der Mangel an militärischem Stolz, der in den kleinen süddeutschen Ländern zu beklagen war, sowie die Leichtigkeit zu entrinnen, machten jedem Taugenichts lockend ein neues Handgeld zu erhaschen. In den Werbestuben der Preußen und des rothen Ochsen hing deshalb eine völlige Maskengarderobe von reichsständischen Uniformen, welche die Ueberläufer zurückgelassen hatten. Außer dem Wunsche neues Handgeld zu erhalten, gab es aber noch einen Grund, welcher auch bessere Soldaten zur Fahnenflucht trieb, der Wunsch zu heiraten. Es wurde allerdings von keiner Regierung gern gesehen, wenn ihre Soldaten sich in der Garnison mit einer Frau belasteten, aber die so rücksichtslose Gewalt der Kriegsherren war in dieser Hinsicht doch ohnmächtig. Denn es gab eigentlich kein besseres Mittel, den geworbenen Mann wenigstens für einige Zeit zu fesseln, als durch die Heirat. Wurde sie verweigert, so war bei Standquartieren unweit der Grenze sicher, daß der Soldat mit seinem Mädchen zum nächsten Wirthshaus fremder Werber fliehen werde. Und ebenso sicher war, daß er dort auf der Stelle getraut wurde, denn jedes Werbegeschäft hielt für solche Fälle einen Geistlichen bei der Hand.

Diese Gefahr hatte zur Folge, daß ein unverhältnißmäßig großer Theil der Soldaten verheiratet war, zumal in den kleineren Staaten, wo man eine Grenze leicht erreichen konnte. So zählte das sächsische Heer von etwa 30,000 Mann noch im Jahr 1790 an 20,000 Soldatenkinder, auch bei dem Regiment von Thadden in Halle war fast die Hälfte der Soldaten mit Frauen versehen. Es ist belehrend, daß die barbarische Soldatenzucht jener Zeit das alte Leiden der Söldnerheere nicht zu bannen

vermochte. So durchaus hängen die einzelnen nothwendigsten Verbesserungen von einer höhern Entwicklung des gesammten Volkslebens ab. Die Soldaten-Frauen und Kinder zogen nicht mehr, wie zur Landsknechtzeit, unter ihrem Waibel ins Feld, aber sie waren eine schwere Last der Garnisonstädte. Die Frauen nährten sich kümmerlich durch Waschen und andere Handarbeiten, die Kinder wuchsen in wilder Umgebung ohne Unterricht auf. Fast überall waren ihnen die städtischen Schulen verschlossen, sie wurden von dem Bürger wie Zigeuner verachtet. Selbst in dem wohlhabenden Kursachsen war beim Beginn der französischen Revolution nur in Annaburg eine Knabenschule für Soldatenknaben, diese allerdings vortrefflich eingerichtet, aber sie reichte nirgend aus. Für die Mädchen geschah gar nichts, bei den Regimentern waren weder Prediger noch Schulen. Nur in Preußen wurde für den Unterricht der Kinder und die Zucht der Erwachsenen durch Prediger, Schulen und Waisenhäuser ernste Sorge getragen.

Wem von dem Werbeoffizier Handgeld aufgedrängt war, dem war über sein Leben entschieden. Er war von der bürgerlichen Gesellschaft durch eine Kluft getrennt, welche nur selten ausdauernder Wille übersprang. In dem harten Zwange des Dienstes, unter rohen Offizieren und noch roheren Kameraden verlief sein Leben, die ersten Jahre in unaufhörlichem Drillen, die Folge unter einigen Erleichterungen, welche ihm erlaubten einen kleinen Nebenverdienst zu suchen, als Tagelöhner oder durch kleine Handarbeit. Galt er für sicher, so wurde er wol auf Monate beurlaubt, er mochte wollen oder nicht; dann behielt der Hauptmann seinen Sold, er mußte sehen, wie er sich unterdeß forthalf. Mit Mißtrauen und Abneigung sah der Bürger auf ihn, Ehrlichkeit und Sitten des Soldaten standen in so schlechtem Ruf, daß der Civilist jede Berührung vermied; kehrte der Soldat in ein Wirthshaus ein, so entfernte sich augenblicklich der Bürgersmann und der Handwerksgesell, jeder, der auf sich selbst hielt, und dem Wirthe galt es für ein Unglück,

von Soldaten besucht zu werden. So war der Mann auch in seinen Freistunden auf den Verkehr mit Schicksalsgenossen und mit entwürdigten Weibern angewiesen. Sehr hart war die Behandlung durch seine Offiziere, er wurde gestoßen, geknufft, auf die Füße getreten, mit dem Stock bei geringer Veranlassung gezüchtigt, auf das scharfkantige hölzerne Pferd oder den Esel gesetzt, der auf freiem Platze in der Nähe der Hauptwache stand; für gröbere Vergehen in Ketten geschlossen, auf Latten gesetzt, mit Spießruthen, welche der Profoß abschnitt, von seinen Kameraden in langer Gasse gehauen, bei argen Verbrechen bis zum Tode. Die Unteroffiziere und Junker aber genossen den Vorzug, mit der flachen Degenklinge „gefuchtelt“ zu werden, für größere Dienstvergehen wurden sie an Händen und Füßen geschlossen und Stundenlang an die Säule gehängt, was ihnen die Ehre nicht minderte.

Wenn im Preußischen die Vorliebe der Könige für die Montur, und unter Friedrich der Kriegsruhm des Heeres den cantonpflichtigen Brandenburger mit des Königs Rock einigermaßen versöhnte, so war das im übrigen Deutschland viel weniger der Fall. Dem cantonpflichtigen Bürger- und Bauersohn im Preußischen war es ein großes Unglück dienen zu müssen, im übrigen Deutschland war es eine Schande. Zahlreich sind die Versuche, sich durch Verstümmelung untauglich zu machen, auch das Abhacken der Finger machte nicht frei, und wurde außerdem streng wie Fahnenflucht bestraft. Noch um 1790 schämte sich ein reicher Bauerbursch in Kursachsen, der durch den Haß des Amtmanns zum Dienst gezwungen worden war, sein Heimatdorf im Soldatenrock zu betreten. So oft er Urlaub erhielt, machte er vor dem Dorfe Halt und ließ sich seine Bauerkleider herausbringen; die Montirungsstücke mußte eine Magd in verdecktem Korbe durch die Dorfgasse tragen.

Deshalb hörten die Desertionen nie auf; sie waren das gewöhnliche Leiden aller Heere und durch die furchtbaren

Strafen — beim ersten und zweiten Mal Spießruthen, beim dritten die Kugel — nicht zu verhindern. In der Garnison war unablässiger Appell und stilles Spioniren nach der Stimmung der Einzelnen unzureichende Hilfe. Gab aber die Kanone das Zeichen, daß ein Mann entflohen, dann wurden die Dörfer der Umgebung alarmirt. Die Einspännigen oder Haidereiter trabten auf allen Straßen, Commandos zu Fuß und Roß durchzogen das Land bis an die Grenze, überall wurden die Dörfer benachrichtigt. Wer einen Deserteur einbrachte, erhielt im Preußischen zehn Thaler, wer ihn nicht anhielt, sollte das Doppelte als Strafe bezahlen. Jeder Soldat, der auf der Landstraße ging, mußte einen Paß haben; in Preußen hatte nach dem Befehl Friedrich Wilhelm's I jeder Unterthan, vornehm oder gering, die Verpflichtung, jeden Soldaten, den er unterwegs traf, anzuhalten, nach seinem Ausweis zu fragen, zu verhaften und abzuliefern. Es war eine greuliche Sache für den kleinen Handwerksburschen, auf einsamer Straße einen verzweifelten sechsfüßigen Grenadier mit Ober- und Untergewehr zum Stillstand zu bringen, und konnte durchaus nicht durchgesetzt werden. Noch schlimmer war es, wenn größere Trupps sich zur Flucht verabredeten, wie jene zwanzig Russen aus dem Regiment des Dessauers zu Halle, welche im Jahr 1734 Urlaub erhalten hatten, den griechischen Gottesdienst in Brandenburg zu besuchen, wo der König für seine zahlreichen russischen Grenadiere einen Popen hielt. Die zwanzig aber beschlossen zu den goldnen Kreuzen des heiligen Moskau zurückzupilgern; sie schlugen sich mit großen Stangen durch die sächsischen Dörfer, wurden mit Mühe durch preußische Husaren aufgefangen und über Dresden in ihren Standort zurückgebracht, dort mild behandelt. Weit schmerzlicher war dem König, daß sogar unter seinen großen Potsdamern eine Verschwörung ausbrach, als sich lange Grenadiere vom Serbenstamme verschworen hatten, die Stadt anzustecken und mit bewaffneter Hand zu flüchten. Es waren sehr große Leute darunter; die

Hinrichtungen, das Nasenabschneiden und andere Zuchtmittel verursachten dem König eine Einbuße von 30,000 Thalern. Vollends im Felde war eine Reihe von taktischen Vorschriften nöthig, um das Entlaufen zu bändigen. Jeder Nachtmarsch, jedes Lager am Waldsaume brachte Verluste, die Truppen auf der Straße und im Lager mußten durch starke Husarenpatrouillen und Pikets umschlossen, bei jeder geheimen Unternehmung mußte das Heer durch Reiterschwärme umgeben werden, damit nicht einzelne Ausreißer dem Feind Nachricht zutrugen. Das befahl noch Friedrich II seinen Generälen. Trotz alledem war in jeder Compagnie, nach jedem verlorenen Treffen, selbst nach gewonnenen, die Zahl der Ausreißer zum Erschrecken groß. Nach unglücklichen Feldzügen waren ganze Armeen in Gefahr zu zerlaufen. Viele, die von einem Heer wegliefen, zogen gewinnsüchtig, wie die Söldner im dreißigjährigen Kriege, dem andern zu; ja das Ausreißen und Wechseln erhielt für Abenteurer einen rohen, gemüthlichen Reiz. Ein aufgefangener Fahnenflüchtiger war in der Meinung des großen Haufens nichts weniger als ein Uebelthäter, — wir haben mehre Volkslieder, in denen sich das volle Mitgefühl der Dorfsänger mit dem Unglücklichen ausspricht; der glückliche Deserteur aber galt sogar für einen Helden, und in einigen Volksmärchen ist der tapfere Gesell, welcher Ungeheuer bezwingt, dem Märchenkönige aus der Noth hilft und zuletzt die Prinzessin heiratet, ein entsprungener Soldat.

Dieses fürstliche Kriegsvolk galt nach Auffassung der Zeit, auch nachdem die Volksbewaffnung jener Landmiliz ganz in den Hintergrund gedrängt war, immer noch für einen Privatbesitz der Fürsten. Die deutschen Landesherren hatten nach dem dreißigjährigen Kriege wie einst die italienischen Condottieri mit ihrem Kriegsstaat gehandelt, sie hatten ihn an fremde Mächte verpachtet, bald für die eine, bald für die andere Partei verwerthet, um sich Geld zu machen und ihr Ansehen zu vergrößern. Zuweilen warben die kleinsten Reichs-

fürsten mehre Regimenter im Dienst des Kaisers, der Holländer, des Königs von Frankreich. Seit die Truppen zahlreicher und zum großen Theil aus Landeskindern ergänzt wurden, erschien dieser Mißbrauch der Fürstengewalt dem Volke allmählich befremdlich. Aber erst seit durch die Kriege Friedrich's II eine patriotische Wärme in das Volk gekommen war, wurde solche Verwendung ein Gegenstand lebhafter Erörterungen. Und als seit 1777 Braunschweig, Ansbach, Waldeck, Zerbst, vor andern Hessen-Kassel und Hanau, eine Anzahl Regimenter an England zum Dienst gegen die Amerikaner vermietheten, wurde der Unwille im Volke laut. Noch war es nicht mehr als eine lyrische Klage, aber sie schallte vom Rheine bis zur Weichsel; die Erinnerung daran ist noch jetzt sehr lebendig, noch heute hängt über einer der Regentenfamilien, die damals am frevelhaftesten das Leben ihrer Unterthanen verschacherte, diese Unthat wie ein Fluch.

Unter den deutschen Staaten war es Preußen, in welchem sich die Tyrannei dieses Militärsystems am schärfsten, aber auch mit einer einseitigen Größe ausbildete, durch welche das preußische Heer während eines halben Jahrhunderts zu der ersten Kriegsmacht der Welt geformt wurde, zu einem Muster, nach dem sich alle übrigen Armeen Europas richteten.

Wer kurz vor 1740 unter der Regierung König Friedrich Wilhelm's I preußisches Land betrat, dem fiel in der ersten Stunde das eigenthümliche Wesen auf. Bei der Feldarbeit, in den Straßen der Städte sah er immer wieder schlanke Leute von soldatischem Aussehen, mit einer auffallenden rothen Halsbinde. Es waren Cantonisten, die schon als Kinder in die Soldatenrollen eingetragen waren, zur Fahne geschworen hatten und eingezogen werden konnten, wenn der Staat des Königs ihrer bedurfte. Jedes Regiment hatte 5—800 dieser Ersatzleute, man nahm an, daß dadurch das Heer — 64,000 Mann — in drei Monaten um 30,000 Köpfe vermehrt werden konnte, denn Alles lag für sie in den Montirungs-

kammern bereit, Tuch und Gewehre. Und wer zuerst ein Regiment preußischen Fußvolks sah, dem wuchs das Erstaunen. Die Leute hatten eine Größe, wie sie an Soldaten nirgend in der Welt zu sehen war, sie schienen von einem fremden Stamme. Wenn das Regiment vier Glieder hoch in Linie stand — die Stellung in drei Glieder wurde gerade damals erst eingeführt —, dann waren die kleinsten Leute des ersten Gliedes nur wenige Zoll unter sechs Fuß, fast ebenso hoch das vierte, die mittleren wenig kleiner. Man nahm an, daß, wenn die ganze Armee in vier Reihen gestellt würde, die Köpfe vier schnurgerade Linien machen müßten; auch das Gewehr war etwas länger als anderswo. Und nicht weniger auffallend war das schmucke Aussehen der Mannschaft; wie Herren standen sie da, mit reiner guter Leibwäsche, den Kopf säuberlich gepudert mit einem Zopf, alle im blauen Rock, zu den hellen Kniehosen Stiefeletten von ungebleichter Leinwand, die Regimenter durch Farbe der Westen, Aufschläge, Litzen und Schnüre unterschieden. Trug ein Regiment Bärte, wie z. B. das des alten Dessauers in Halle, so war der Bart sorgfältig gewichst, jedem Mann wurde alljährlich vor der Heerschau eine neue Montur bis auf Hemde und Strümpfe geliefert, auch in das Feld nahm er zwei Anzüge mit. Noch stattlicher sahen die Offiziere aus, mit gestickter Weste, um den Leib die Schärpe, am Degen „das Feldzeichen", alles von Gold und Silber, und am Halse den vergoldeten Ringkragen, in dessen Mitte auf weißem Feld der preußische Adler zu sehen war. In der Hand trugen Hauptmann wie Lieutenant die Partisane, die man schon damals ein wenig verkleinert hatte und Sponton nannte, die Unteroffiziere noch die kurze Pike. Es galt damals für schön, daß die Kleidung enge und gepreßt saß, und ebenso waren die Bewegungen der Leute kurz, geradlinig, die Haltung eine gerade, straffe, der Kopf stand hoch in der Luft. Noch merkwürdiger waren ihre Waffenübungen. Denn sie marschirten zuerst von allen Kriegsvölkern

in einem Gleichtritt, die ganze Linie nach der Schnur wie ein Mann den Fuß aufhebend und niedersetzend. Diese Neuerung hatte der Dessauer eingeführt; es war ein langsames und würdiges Schrittmaß, das auch im ärgsten Kugelregen wenig beschleunigt wurde, derselbe majestätische Gleichtritt, welcher in der heißesten Stunde bei Mollwitz die Oestreicher in Verwirrung brachte. Auch die Musik erschütterte den, der sie hörte. Die großen messingenen Trommeln der Preußen (sie sind leider jetzt zur Kleinheit einer Schachtel herabgekommen) regten ein ungeheures Getöse auf. Wenn in Berlin zur Wachtparade von einigen zwanzig Trommeln geschlagen wurde — kein Fremder versäumte das anzuhören —, dann zitterten alle Fenster. Und unter den Hautbois war sogar ein Trompeter, ebenfalls eine unerhörte Erfindung. Die Einführung dieses Instruments hatte überall in ganz Deutschland Staunen und Einwendung verursacht, denn die Trompeter und Pauker des heiligen römischen Reiches bildeten eine zünftige Genossenschaft, welche durch einen schönen kaiserlichen Brief geschützt war und die unzünftigen Feldtrompeter nicht dulden wollte. Aber der König kehrte sich gar nicht daran. Und wenn vollends die Soldaten exercirten, luden und feuerten, so war die Präcision und Schnelligkeit einer Hexerei ähnlich*); denn seit 1740, wo der Dessauer den eisernen Ladestock eingeführt hatte, schoß der Preuße vier- bis fünfmal in der Minute, er lernte es später noch schneller, 1773 fünf- bis sechsmal, 1781 sechs- bis siebenmal. Das Feuer der ganzen langen Bataillonsfront war ein Blitz und ein Knall. Wenn die Salven der exercirenden Mannschaft früh am Morgen unter den Fenstern des Königsschlosses zu Potsdam dröhnten, war der Lärm so groß, daß alle kleinen Prinzen und Prinzessinnen aus den Betten sprangen.

Denn wer das Soldatenvolk recht sehen wollte, der mußte

*) Faßmann, Leben Friedrich Wilhelm's I. und von Loen, Der Soldat, schildern ziemlich anschaulich.

nach Potsdam reisen. Der Ort war ein ärmlicher Flecken gewesen zwischen Havel und Sumpf, der König hatte ein steinernes Soldatenlager daraus gemacht; kein Civilist durfte dort einen Degen tragen, auch der Staatsminister nicht. Dort lagen um das königliche Schloß in kleinen Ziegelhäusern, die zum Theil auf holländische Art gebaut waren, die Riesen des Königs, das weltberühmte Grenadierregiment. Es waren drei Bataillone von 800 Mann, außerdem 6—800 nichteingereihte zum Ersatz. Wer von den Grenadieren mit Frau und Kindern behaftet war, der erhielt ein Haus für sich; von den andern Riesen hausten je vier bei einem Wirth, der ihnen aufwarten und Kost besorgen mußte, wofür er etliche Klaftern Holz erhielt. Die Leute dieses Regiments wurden nicht beurlaubt, durften keine öffentliche Handarbeit treiben, keinen Branntwein trinken; die meisten „lebten wie Studenten auf der hohen Schule, sie beschäftigten sich mit Büchern, mit Zeichnen, mit Musik, oder arbeiteten in ihren Häusern".*) Sie erhielten außergewöhnlichen Sold, die längsten von zehn bis zwanzig Thaler monatlich, schöne Leute in hohen blechbeschlagenen Grenadiermützen, wodurch sie noch um vier Hände breit höher wurden, und die Querpfeifer des Regiments waren gar Mohren. Wer zu der Leibcompagnie des Regiments gehörte, der war so merkwürdig, daß er abgemalt und im Corridor des Potsdamer Schlosses aufgehängt wurde. Diese Enakssöhne in Parade oder exerciren zu sehen, reisten viele hochgestellte Leute nach Potsdam. Freilich wurde schon damals bemerkt, daß solche Kolosse schwerlich zum Ernst des Krieges brauchbar wären, und daß noch niemand in der Welt darauf verfallen sei, den Vorzug des Soldaten in der außerordentlichen Größe zu suchen, das Wunder sei Preußen vorbehalten. Aber wer im Lande selbst weilte, that gut, dergleichen nicht laut auszusprechen. Denn die Grenadiere waren eine Leidenschaft des Königs, welche in

*) von Loen, Der Soldat, S. 312.

den letzten Jahren fast bis zum Wahnsinn stieg, für die der König seine Familie, Recht, Ehre, Gewissen und was ihm sein Lebelang sonst am höchsten stand, den Vortheil seines Staats vergaß. Sie waren seine lieben blauen Kinder, er kannte Jeden von ihnen genau, nahm an ihren persönlichen Angelegenheiten lebhaften Antheil, unterhielt sich, wenn er gnädig war, mit den Einzelnen, und ertrug lange Reden und dreiste Antworten. Es war schwer für einen Bürgerlichen, gegen diese Lieblinge Recht zu behalten, und sie waren mit gutem Grund von dem Volk gefürchtet. Was irgendwo in Europa von großen Leuten zu finden war, ließ der König aufspüren und durch Güte oder Gewalt zu seiner Garde schaffen. Da stand der Riese Müller, der sich in Paris und London für Geld hatte sehen lassen — die Person zwei Groschen —, er war erst der vierte oder fünfte in der Reihe; noch größer war damals Jonas, ein Schmiedeknecht aus Norwegen, dann der Preuße Hohmann, dem der König August von Polen, der doch ein stattlicher Herr war, mit der ausgestreckten Hand nicht auf den Kopf reichen konnte; endlich später James Kirkland, ein Ire, den der preußische Gesandte von Borke mit Gewalt aus England entführt hatte, und wegen dem beinahe der diplomatische Verkehr abgebrochen wurde, er hatte dem König gegen neuntausend Thaler gekostet. Aus jeder Art von Lebensberuf waren sie zusammengeholt, Abenteurer der schlimmsten Art, Studenten, katholische Geistliche, Mönche, auch einzelne Edelleute standen in Reihe und Glied. Wer seinen Vortheil wahrzunehmen wußte, verkaufte seine Größe theuer. Der Kronprinz Friedrich sprach in den Briefen an seine Vertrauten oft mit Abneigung und Spott von der Leidenschaft des Königs; aber auch ihm ging etwas davon in das Blut über, und ganz ist die Freude daran noch heut nicht aus dem preußischen Heere geschwunden. Sie überkam auch andere Fürsten. Zunächst solche, welche zu den Hohenzollern hielten, die Dessauer, die Braunschweiger. Noch 1806 trieb der Herzog

Ferdinand von Braunschweig, welcher bei Auerstädt tötlich verwundet wurde, bei seinem Regiment zu Halberstadt einen planmäßigen Menschenhandel; in seiner Leibcompagnie ging das erste Glied mit 6 Fuß aus, der kleinste Mann hatte 5 Fuß 9 Zoll, alle Compagnien waren größer als jetzt das erste Garderegiment. Aber auch an andere Armeen hing sich etwas von dieser Vorliebe. Am Ende des vorigen Jahrhunderts bedauert ein tüchtiger sächsischer Offizier, daß die schönsten und größten Regimenter des sächsischen Heeres sich nicht mit den kleinsten der Preußen messen konnten.*)

Nicht weniger werkwürdig war das Verhältniß, in welchem König Friedrich Wilhelm I zu seinen Offizieren stand. Er haßte und fürchtete von Herzen die schlaue Klugheit der Diplomaten und der höheren Beamten: dem einfachen, derben, geraden Wesen seiner Offiziere — das zuweilen eine Maske war — vertraute er leicht seine geheimsten Gedanken. Es war seine Lieblingsstimmung, sich als ihren Kameraden zu betrachten. Wer die Schärpe trug, den hielt er in vielen Stunden für seinesgleichen. Alle Oberoffiziere bis zum Major herab, die er längere Zeit nicht gesehen hatte, pflegte er bei der Begrüßung zu küssen. Einst schimpfte er den Major von Jürgaß mit dem Schmähwort, womit der Offizier damals einen studirten Mann bezeichnete; der trunkene Major erwiederte: „Das sagt ein Hundsfott,“ stand auf und verließ die Gesellschaft. Da erklärte der König, er könne das nicht auf sich sitzen lassen und sei bereit, für die Beleidigung mit Schwert oder Pistolen Vergeltung zu nehmen. Als die Anwesenden Einsprache erhoben, frug der König zornig, wie er denn sonst Genugthuung für seine beleidigte Ehre erhalten könne. Man fand das Auskunftsmittel, daß sich Oberstlieutenant von Einsiedel, der des Königs Stelle beim Bataillon zu ver-

*) G. von Griesheim, die Taktik, S. 75. — von Liebenroth, Fragmente, S. 29.

treten hatte, statt seiner duelliren müsse. Das Duell ging vor sich, Einsiedel wurde am Arm verwundet, der König füllte ihm dafür einen Tournister mit Thalern und befahl ihm, die Last nach Hause zu tragen. — Und der König vergaß sein Leben nicht, daß er als Kronprinz im Dienst nur bis zum Obersten befördert worden, und daß ein Feldmarschall eigentlich mehr war als er selbst. Deshalb bedauerte er in dem Tabakscollegium, daß er nicht bei König Wilhelm von England hatte bleiben können: „er hätte gewiß einen großen Mann aus mir gemacht; selbst zum Statthalter von Holland hätte er mich machen können." Und als ihm entgegen gehalten wurde, daß er ja selbst ein großer König sei, erwiederte er: „Ihr redet, wie ihr es versteht; er hätte mich das Handwerk gelehrt, die Armeen von ganz Europa zu commandiren. Wißt ihr etwas Größeres?" So sehr fühlte der wunderliche Herr, daß er kein Feldherr geworden war. Und als er sterbend in seinem Holzstuhl saß, alle Erdensorgen hinter sich geworfen hatte und neugierig an sich selbst den Vorgang des Sterbens beobachtete, da ließ er noch das Totenpferd aus dem Stalle holen, wie es nach altem Brauch von der Hinterlassenschaft eines Obersten dem commandirenden General übersandt wurde; er befahl das Roß von seinetwegen zu Leopold von Dessau zu führen und die Stallknechte zu prügeln, weil sie nicht die rechte Schabracke darauf gelegt hatten.*) Ein solcher Fürst zog fast den gesammten Adel seines Landes nach seinem Bilde und in sein Heer. Roh und unwissend, wie er selbst, war der größte Theil seiner Offiziere. Schon unter dem großen Kurfürsten war in dem Heere eine hochmüthige Verachtung gegen alle Bildung nur zu häufig gewesen, schon damals war bei dem früh verstorbenen Kurprinzen Karl Emil, dem ältern

*) Nicht die schlechte Zusammenstellung der Farben: blauer Sammtsattel und gelbe Schabracke, ärgerte den sterbenden König, das waren die Farben seines Leibregiments, er wollte wahrscheinlich die Regimentsfarben des Dessauers darauf sehen: blau, roth und weiß.

Bruder des ersten Königs von Preußen, durch die Offiziere seiner Umgebung ein solcher Widerwille gegen alles Lernen großgezogen worden, daß der Prinz behauptete: wer studire und lateinisch lerne, sei ein Bärenhäuter. Im Tabakscollegium des Königs Friedrich Wilhelm waren im Anfange noch ärgere Bezeichnungen dieser Menschenklasse gewöhnlich; beim König selbst wurde das allerdings in den letzten Jahren seines Lebens anders, aber der Mehrzahl der preußischen Offiziere blieb der rauhe Ton, die Gleichgiltigkeit gegen alles Wissen, das nicht zum Handwerk gehörte, trotz der Bemühungen Friedrich's des Großen, bis in dieses Jahrhundert. Noch um 1790 bezeichnete das Volk durch das Wort: Friedrich-Wilhelm-Offizier*) einen großen hageren Mann in kurzem blauem Rock mit langem Degen und zugeschnürtem Hals, der alle seine Handlungen steif und ernst wie im Dienst verrichtete und wenig gelernt hatte. Und aus derselben Zeit klagt Lafontaine, Feldprediger im Regiment von Thadden zu Halle, wie gering die Bildung der Offiziere sei. Nach einer geschichtlichen Vorlesung, die er ihnen gehalten, nahm ihn ein wackerer Hauptmann bei Seite: „Sie erzählen Dinge, die vor vielen tausend Jahren geschehen sind, Gott weiß, wo. Machen Sie uns auch nicht etwas weiß? Woher wissen Sie das?" Und als der Feldprediger ihm eine Erklärung gab, versetzte der Offizier: „Curios, ich habe gedacht, es sei immer so gewesen wie im Preußischen." Derselbe Hauptmann konnte nichts Geschriebenes lesen, war aber sonst ein braver zuverlässiger Mann.**)

Aber König Friedrich Wilhelm I wollte doch nicht, daß seine Offiziere ganz unbehilflich bleiben sollten. Er ließ die Söhne armer Edelleute auf seine Kosten in der großen Kadettenanstalt zu Berlin unterrichten und unter Aufsicht tüchtiger Offiziere an den Dienst gewöhnen; die gewandteren

*) Von Schlesien vor und seit 1740, S. 22.
**) Lafontaine's Leben von Gruber, S. 126.

brauchte er als Pagen, zu kleinen Dienstleistungen, zu Wachen im Schloß. Es fiel auf, daß in Preußen kein armer Edelmann um das Fortkommen seiner Söhne sorgen durfte, der König that es für ihn; der Adel Preußens, sagte man, sei die Pflanzschule für den Sponton. Schon der Knabe von vierzehn Jahren trug ganz denselben Rock von blauem Tuch, wie der König und seine Prinzen. Denn Epauletten und Unterschiede in der Stickerei gab es damals noch nicht, nur die Regimenter wurden durch Abzeichen unterschieden. Jeder Prinz des preußischen Hauses mußte dienen und Offizier werden, wie der Sohn des armen Edelmanns. Daß in der Schlacht bei Mollwitz zehn Prinzen des preußischen Königshauses beim Heere gewesen waren, wurde von den Zeitgenossen wohl bemerkt. Das war noch nirgend und zu keiner Zeit da gewesen, daß die Könige sich als Offiziere und den Offizier als einen Fürsten und als ihresgleichen betrachteten.

Durch diese kameradschaftliche Zucht wurde ein Offizierstand geschaffen, wie ihn bis dahin kein Volk gehabt hatte. Es ist wahr, alle Fehler eines bevorzugten Standes wurden sehr auffallend an ihm sichtbar. Außer seiner Rohheit, Trunkliebe und Völlerei war auch die Duellwuth, das alte Leiden deutscher Heere, nicht auszurotten, obwol derselbe Hohenzoller, der sich selbst mit seinem Major schlagen wollte, unerbittlich jeden Offizier mit dem Tode strafte, der im Zweikampf einen andern getötet hatte. Rettete sich aber ein solcher „braver Kerl" durch die Flucht, dann freute sich wol der König, wenn ihn andere Machthaber beförderten. — Das Duell der Preußen hatte damals noch fast ganz die Gebräuche des dreißigjährigen Krieges: mehre Kampfzeugen, die Zahl der Gänge bestimmt, man kämpfte zu Pferde auf ein Paar Pistolen, zu Fuß mit dem Degen; vor dem Gefecht gaben die Gegner einander die Hand, ja sie umarmten sich und verziehen im voraus ihren Tod; wer fromm war, ging vorher zu Beichte und Abendmahl; kein Stoß durfte geschehen, bevor der Gegner im Stande war,

den Degen zu gebrauchen; wenn der Gegner zu Boden stürzte oder entwaffnet wurde, war Großmuth Pflicht; noch kam vor, daß, wer tötlichen Ausgang wollte, seinen Mantel ausbreitete, oder wenn er — wie die Offiziere seit 1710 — keinen Mantel trug, vielleicht mit dem Degen ein viereckiges Grab auf den Boden zeichnete. Der Versöhnung folgte sicher ein Gelage. Häufig und unbestraft war dem Offizier Anmaßung gegen Beamte von Civil, rohe Gewaltthat gegen Schwächere. Auch die lebhafte Empfindung für Offiziersehre, welche sich damals beim preußischen Heere ausbildete, hatte nicht gerade hohe sittliche Berechtigung; sie war ein sehr unvollkommener Ersatz für männliche Tugend, denn sie verzieh große Laster, sie bemäntelte auch Gemeinheiten. Aber sie war doch für tausend verwilderte und zuchtlose Männer ein wichtiger Fortschritt.

Denn durch sie wurde zuerst in dem preußischen Heere eine, wenn auch einseitige Hingebung des Adels an die Idee des Staates hervorgebracht. Zuerst in der Armee der Hohenzollern wurde der Gedanke, daß der Mann sein Leben dem Vaterlande schuldig sei, in die harten Seelen der Offiziere und der Gemeinen hineingeschlagen. Keinem Theile von Deutschland haben brave Soldaten gefehlt, welche für die Fahne zu sterben wußten, welcher sie dienten. Aber das Verdienst der Hohenzollern, der rauhen rücksichtslosen Führer eines wilden Heeres, war, daß, weil sie selbst mit einer unbegrenzten Hingebung für ihren Staat lebten, arbeiteten, Gutes und Böses thaten, sie auch ihrem Heere zu der Fahnenehre ein vaterländisches Pflichtgefühl zu geben wußten. Aus der Schule Friedrich Wilhelm's I wuchs die Armee, mit welcher Friedrich II seine Schlachten gewann, die den preußischen Staat des vorigen Jahrhunderts zu der gefürchtetsten Macht Europas machte, die durch ihr Blut und ihre Siege der ganzen Nation das begeisternde Gefühl verschaffte, daß auch in den deutschen Grenzen ein Vaterland sei, auf das der Einzelne

stolz sein dürfe, für dessen Vortheil zu kämpfen und zu sterben jedem braven Landeskind die höchste Ehre und den höchsten Ruhm bereite.

Und zu diesem Fortschritt deutscher Bildung halfen nicht nur die Begünstigten, welche mit Ringkragen und Schärpe als Kameraden des Obersten Friedrich Wilhelm auf den Schemeln seines Collegiums saßen, auch die vielgeplagten Soldaten, die durch Zwang und Schläge genöthigt wurden, für denselben Staat ihres Königs die Muskete abzufeuern.

Zunächst aber, bevor von dem Segen der Regierung eines großen Königs die Rede ist, soll hier, wo das Leben der Einzelnen, Kleinen geschildert wird, ein preußischer Rekrut und Deserteur von den Leiden des alten Heerwesens erzählen.

Der Erzählende ist der Schweizer Ulrich Bräcker, der Mann von Toggenburg, dessen Selbstbiographie öfter gedruckt*) und einer der lehrreichsten Berichte aus dem Leben des Volkes ist, welche wir besitzen. Die Lebensbeschreibung enthält in ihrem ersten Theil eine Fülle von liebenswürdigen Zügen: die Schilderung einer armen Familie im entlegenen Thal, den bittern Kampf mit der Noth des Lebens, das Treiben der Hirten, die erste Liebe des jungen Mannes, seine hinterlistige Entführung durch preußische Werber, den gezwungenen Kriegsdienst bis zur Schlacht bei Lowositz, die Flucht nach der Heimat und seit der Zeit einen mühsamen Kampf um das tägliche Brot, die Beschreibung seines Haushaltes, zuletzt die schmerzliche Entsagung einer weichen, schwärmerischen Natur, welche nicht ohne eigene Schuld durch Neigung zur Träumerei und durch leidenschaftliche Wallungen in der dauerhaften Einrichtung des eigenen Lebens gestört wurde. Ueberall verräth der arme Mann von Toggenburg in seiner ausführlichen Darstellung ein poetisches Gemüth von oft rührender Kindlichkeit,

---

*) Der arme Mann im Tockenburg, herausgegeben von Füßli. Zürich, 1789 und 1792; von E. Bülow. Leipzig, 1852.

einen leidenschaftlichen Trieb zu lesen, nachzudenken und sich zu bilden, eine reizbare Geistesanlage, welche durch Phantasien und Stimmungen beherrscht wird.

Ulrich Bräcker war in Toggenburg, seiner Heimat, mit dem Vater beim Holzfällen beschäftigt, als ein Bekannter der Familie, ein umherziehender Müller, zu den Arbeitenden trat und der ehrlichen Einfalt Bräcker's den Rath gab, aus dem Thal in die Städte zu ziehen, um dort sein Glück zu machen. Unter den Segenswünschen der Eltern und Geschwister wandert der ehrliche Junge mit dem Hausfreunde nach Schaffhausen; dort wird er in ein Wirthshaus gebracht, wo er einen fremden Offizier kennen lernt. Als sein Begleiter sich zufällig auf kurze Zeit entfernt, wird er mit dem Offizier Handels einig, als Bedienter bei ihm zu bleiben. Der Hausfreund kommt in das Zimmer zurück und ist auf's Höchste entrüstet, nicht darüber, daß Ulrich in den Dienst getreten ist, sondern daß er dies ohne seine Vermittlung gethan hat, und daß ihm das Mäklergeld dadurch verkürzt wird. Es ergab sich später, daß er selbst den Sohn seines Landsmanns fortgeführt hatte, um ihn zu verkaufen, und daß er zwanzig Friedrichsdor für ihn hatte fordern wollen. Ulrich lebte eine Zeit lang lustig als Bedienter bei seinem lockern Herrn, dem Italiener Marconi, in neuer Livree, ohne sich sonderlich um die geheime Dienstthätigkeit desselben zu kümmern. Er fühlt sich in seinen neuen Verhältnissen sehr wohl und schreibt einen freudigen Brief nach dem andern an seine Eltern und seine Geliebte. Endlich wird er mit einer Lüge von seinem Herrn tiefer in das Reich und zuletzt bis Berlin geschickt, und erst dort erkennt er mit Schrecken, daß seine schöne Livree und sein ganzes lustiges Leben nichts als ein Betrug war, der mit ihm gespielt worden ist. Sein Herr ist ein Werbeoffizier, er selbst ein preußischer Rekrut. Von hier an soll er selbst seine Schicksale erzählen:

„Es war den 8. April, da wir zu Berlin einmarschirten,

und ich vergebens nach meinem Herrn fragte, der doch, wie ich nachwärts erfuhr, schon acht Tage vor uns dort angelangt war — als Labrot mich in die Krausenstraße in Friedrichstadt transportirte, mir ein Quartier anwies, und mich dann kurz mit den Worten verließ: „Da, Mußier, bleib' er, bis auf fernere Ordre!“ Der Henker! dacht' ich, was soll das? Ist ja nicht einmal ein Wirthshaus. Wie ich so staunte, kam ein Soldat, Christian Zittemann, und nahm mich mit sich auf seine Stube, wo sich schon zwei andere Martissöhne befanden. Nun ging's an ein Wundern und Ausfragen: wer ich sei, woher ich komme, und dergleichen. Noch konnt' ich ihre Sprache nicht recht verstehen. Ich antwortete kurz: ich komme aus der Schweiz, und sei Sr. Excellenz, des Herrn Lieutenant Marconi, Lakai; die Sergeanten hätten mich hierher gewiesen, ich möchte aber lieber wissen, ob mein Herr schon in Berlin angekommen sei, und wo er wohne. Hier fingen die Kerls ein Gelächter an, dazu ich hätte weinen mögen, und keiner wollte das Geringste von einer solchen Excellenz wissen. Mittlerweile trug man eine stockdicke Erbsenkost auf. Ich aß mit wenigem Appetit davon.

Wir waren kaum fertig, als ein alter hagerer Kerl ins Zimmer trat, dem ich doch bald ansah, daß er mehr als Gemeiner sein müsse. Es war ein Feldweibel. Er hatte eine Soldatenmontur auf dem Arm, die er über den Tisch ausspreitete, ein Sechsgroschenstück dazu legte und sagte: „Das ist vor dich, mein Sohn! Gleich werd' ich dir noch ein Commisbrot bringen.“ „Was? vor mich?“ versetzte ich, „von wem? wozu?“ „Ei! deine Montirung und Traktament, Bursche! Was gilt's da Fragens? bist ja ein Rekrute.“ „Wie, was? Rekrute?“ erwiederte ich. „Behüte Gott, da ist mir nie kein Sinn daran kommen. Nein! in meinem Leben nicht. Marconi's Bedienter bin ich. So hab' ich gedungen und anders nicht. Da wird mir kein Mensch anders sagen können!“ „Und ich sag' dir, du bist Soldat, Kerl! Ich steh'

dir dafür. Da hilft itzt alles nichts." Ich: „Ach! wenn nur mein Herr Marconi da wäre." Er: „Den wirst du sobald nicht zu sehen kriegen. Wirst doch lieber wollen unsers Königs Diener sein, als seines Lieutenants?" — Damit ging er weg. „Um Gottes willen, Herr Zittemann," fuhr ich fort, „was soll das werden?" „Nichts, Herr!" antwortete dieser, „als daß er, wie ich und die andern Herren da, Soldat, und wir folglich alle Brüder sind; und daß ihm alles Widersetzen nichts hilft, als daß man ihn auf Wasser und Brot nach der Hauptwache führt, kreuzweis schließt und ihn fuchtelt, daß ihm die Rippen krachen, bis er content ist!" Ich: „Das wär' beim Sacker unverschämt, gottlos!" Er: „Glaub' er mir's auf mein Wort, anderst ist's nicht, und geht's nicht." Ich: „So will ich's dem Herrn König klagen." — Hier lachten alle hoch auf. — Er: „Da kömmt er sein Tag nicht hin." Ich: „Oder wo muß ich mich sonst denn melden?" Er: „Bei unserm Major, wenn er will. Aber das ist alles umsonst." Ich: „Nun, so will ich's doch probiren, ob's so gelte!" — Die Bursche lachten wieder. — (Der Major prügelt ihn zur Thür hinaus.) —

Des Nachmittags brachte mir der Feldweibel mein Commisbrot nebst Unter- und Uebergewehr und so fort, und fragte: ob ich mich nun eines Bessern bedacht? „Warum nicht?" antwortete Zittemann für mich, „er ist der beste Bursch von der Welt." Itzt führte man mich in die Montirungskammer, und paßte mir Hosen, Schuh und Stiefeletten an, gab mir einen Hut, Halsbinde, Strümpfe und so fort. Dann mußte ich mit noch etwa zwanzig anderen Rekruten zum Herrn Oberst Latorf. Man führte uns in ein Gemach, so groß wie eine Kirche, brachte etliche zerlöcherte Fahnen herbei, und befahl jedem einen Zipfel anzufassen. Ein Adjutant, oder wer er war, las uns einen ganzen Sack voll Kriegsartikel her, und sprach uns einige Worte vor, welche die mehrsten nachmurmelten; ich regte mein Maul nicht — dachte dafür, was

ich gern wollte — ich glaube, an Aennchen; er schwung dann die Fahne über unsre Köpfe und entließ uns. Hierauf ging ich in eine Garküche, und ließ mir ein Mittagsessen nebst einem Krug Bier geben. Dafür mußt' ich zwei Groschen zahlen. Nun blieben mir von jenen sechsen noch viere übrig; mit diesen sollt' ich auf vier Tage wirthschaften, und sie reichten doch bloß für zweene hin. Bei dieser Ueberrechnung fing ich gegen meine Kameraden schrecklich zu lamentiren an. Allein Cran, einer derselben, sagte mir mit Lachen: „Es wird dich schon lehren. Itzt thut es nichts; hast ja noch allerlei zu verkaufen! per Exempel deine ganze Dienermontur. Dann bist du gar itzt doppelt armirt; das läßt sich alles versilbern. Und dann der Menage wegen, nur fein aufmerksam zugesehen, wie's die Andern machen. Da heben's drei, vier bis fünf mit einander an, kaufen Dinkel, Erbsen, Erdbirn und dergleichen und kochen selbst. Des Morgens um en Dreier Fusel und en Stück Commisbrot; Mittags holen sie in der Garküche um en andern Dreier Suppe, und nehmen wieder en Stück Commis; des Abends um zwei Pfenning Kovent oder Dünnbier, und abermals Commis." „Aber, das ist beim Strehl ein verdammtes Leben," versetzt' ich; und er: „Ja! So kommt man aus, und anderst nicht. Ein Soldat muß das lernen; denn es braucht noch viel andre Waar: Kreide, Puder, Schuhwaar, Oel, Schmirgel, Seife, und was der hundert Siebensachen mehr sind." — Ich: „Und das muß einer alles aus den sechs Groschen bezahlen?" Er: „Ja! und noch viel mehr: wie z. B. den Lohn für die Wäsche, für das Gewehrputzen und so fort, wenn er solche Dinge nicht selber kann." — Damit gingen wir in unser Quartier, und ich machte Alles, so gut ich konnte und mochte.

Die erste Woche indessen hatt' ich noch Vacanz, ging in der Stadt herum auf alle Exercirplätze, sah, wie die Offiziere ihre Soldaten musterten und prügelten, daß mir schon zum voraus der Angstschweiß von der Stirne troff. Ich bat daher

Zittemann, mir bei Haus die Handgriffe zu zeigen. „Die wirst du wol lernen!“ sagte er, „aber auf die Geschwindigkeit kömmt's an. Da geht's dir wie en Blitz!“ Indessen war er so gut, mir wirklich Alles zu weisen, wie ich das Gewehr rein halten, die Montur anpressen, mich auf Soldatenmanier frisiren sollte, und so fort. Nach Cran's Rath verkaufte ich meine Stiefel, und kaufte dafür ein hölzernes Kästchen für meine Wäsche. Im Quartier übte ich mich stets im Exerciren, las im Hallischen Gesangbuch oder betete. Dann spaziert' ich etwa an die Spree und sah da hundert Soldatenhände sich mit Aus- und Einladen der Kaufmannswaaren beschäftigen; oder auf die Zimmerplätze: da steckte wieder Alles voll arbeitender Kriegsmänner; ein andermal in die Kasernen und so fort. Da fand ich überall auch dergleichen, die hunderterlei Hantirungen trieben, von Kunstwerken an bis zum Spinnrocken. Kam ich auf die Hauptwache, so gab's da deren, die spielten, soffen und haselirten, andre, welche ruhig ihr Pfeifchen schmauchten und discurirten, etwa auch einen, der in einem erbaulichen Buch las und's den andern erklärte. In den Garküchen und Bierbrauereien ging's ebenso her. Kurz, in Berlin hat's unter dem Militär — wie, denk' ich freilich, in großen Staaten überall — Leute aus allen vier Welttheilen, von allen Nationen und Religionen, von allen Charakteren und von jedem Berufe, womit einer noch nebenzu sein Stücklein Brot gewinnen kann.

Die zweite Woche mußt' ich mich schon alle Tage auf dem Paradeplatze stellen, wo ich unvermuthet drei meiner Landsleute, Schärer, Bachmann und Gäftli fand, die sich zumal alle mit mir unter gleichem Regimente (Itzenplitz), die beiden erstern vollends unter der nämlichen Compagnie (Lüderitz) befanden. Da sollt' ich vor allen Dingen unter einem mürrischen Korporal mit einer schiefen Nase (Mengke mit Namen) marschiren lernen. Den Kerl nun mocht' ich vor den Tod nicht vertragen; wenn er mich gar auf die Füße

klopfte, schoß mir das Blut in den Gipfel. Unter seinen Händen hätt' ich mein' Tage nichts begreifen können. Dies bemerkte einst Hevel, der mit seinen Leuten auf dem gleichen Platze manövrirte, tauschte mich gegen einen andern aus und nahm mich unter sein Plouton. Das war mir eine Herzensfreude. Itzt capirt' ich in einer Stunde mehr als in zehn Tagen.

Schärer war ebenso arm als ich; allein er bekam ein Paar Groschen Zulage und doppelte Portion Brot, der Major hielt ein gut Stück mehr auf ihm, als auf mir. Indessen waren wir Herzensbrüder; so lang einer etwas zu brechen hatte, konnte der andre mitbeißen. Bachmann hingegen, der ebenfalls mit uns hauste, war ein filziger Kerl und harmonirte nie recht mit uns; und doch schien immer die Stunde ein Tag lang, wo wir nicht beisammen sein konnten. G. mußten wir in lüderlichen Häusern suchen, wenn wir ihn haben wollten; er kam bald hernach ins Lazareth. Ich und Schärer waren auch darin völlig gleichgesinnt, daß uns das Berliner Weibsvolk ekelhaft und abscheulich vorkam, und wollt' ich für ihn so gut wie für mich einen Eid schwören, daß wir keine mit einem Finger berührt. Sondern sobald das Exerciren vorbei war, flogen wir mit einander in Schottmann's Keller, tranken unsern Krug Ruppiner= oder Kotbusser=Bier, schmauchten ein Pfeifchen und trillerten ein Schweizerlied. Immer horchten uns da die Brandenburger und Pommeraner mit Lust zu. Etliche Herren sogar ließen uns oft expreß in eine Garküche rufen, ihnen den Kuhreihen zu singen. Meist bestand der Spielerlohn bloß in einer schmutzigen Suppe; aber in einer solchen Lage nimmt man mit noch weniger vorlieb.

Oft erzählten wir einander unsere Lebensart bei Hause, wie wohl's uns war, wie frei wir gewesen, was es hingegen hier vor ein verwünschtes Leben sei, und dergleichen. Dann machten wir Plane zu unserer Entledigung. Bald hatten wir Hoffnung, daß uns heut oder morgens einer derselben gelingen

möchte; bald hingegen sahen wir vor jedem einen unübersteiglichen Berg, und noch am meisten schreckte uns die Vorstellung der Folgen eines allenfalls fehlschlagenden Versuches. Bald alle Wochen hörten wir nämlich neue ängstigende Geschichten von eingebrachten Deserteurs, die, wenn sie noch so viele List gebraucht, sich in Schiffer und andere Handwerksleute, oder gar in Weibsbilder verkleidet, in Tonnen und Fässer versteckt, u. dergl., dennoch ertappt wurden. Da mußten wir zusehen, wie man sie durch 200 Mann, acht Mal die lange Gasse auf und ab Spießruthen laufen ließ, bis sie athemlos hinsanken — und des folgenden Tags auf's Neue dran mußten, die Kleider ihnen vom zerhackten Rücken herunter gerissen, und wieder frisch drauflos gehauen wurde, bis Fetzen geronnenen Bluts ihnen über ihre Hosen hinabhingen. Dann sahen Schärer und ich einander zitternd und totblaß an, und flüsterten einander in die Ohren: „Die verdammten Barbaren!“ Was hiernächst auch auf dem Exercirplatz vorging, gab uns zu ähnlichen Betrachtungen Anlaß. Auch da war des Fluchens und Karbatschens von prügelsüchtigen Jünkerlins, und hinwieder des Lamentirens der Geprügelten kein Ende. Wir selber zwar waren immer von den ersten auf der Stelle und tummelten uns wacker. Aber es that uns nicht minder in der Seele weh, Andre um jeder Kleinigkeit willen so unbarmherzig behandelt und uns selber so, Jahr ein Jahr aus coujonirt zu sehen, oft ganzer fünf Stunden lang in unsrer Montur eingeschnürt wie geschraubt stehn, in die Kreuz und Quere pfahlgerad marschiren und ununterbrochen blitzschnelle Handgriffe machen zu müssen; und das alles auf Geheiß eines Offiziers, der mit einem furiosen Gesicht und aufgehobenem Stock vor uns stund und alle Augenblicke wie unter Kohlköpfe drein zu hauen drohte. Bei einem solchen Traktament mußte auch der starknervigste Kerl halb lahm, und der geduldigste rasend werden. Und kamen wir dann totmüde ins Quartier, so ging's schon wieder über Hals und Kopf, unsre Wäsche zurecht zu machen

und jedes Fleckchen auszumustern; denn bis auf den blauen Rock war unsre ganze Uniform weiß. Gewehr, Patrontasche, Kuppel, jeder Knopf an der Montur, Alles mußte spiegelblank geputzt sein. Zeigte sich an einem dieser Stücke die geringste Unthat, oder stand ein Haar in der Frisur nicht recht, so war, wenn er auf den Platz kam, die erste Begrüßung eine derbe Tracht Prügel. — Wahr ist's, unsere Offiziere erhielten damals die gemessenste Ordre, uns über Kopf und Hals zu mustern; aber wir Rekruten wußten den Henker davon und dachten halt, das sei sonst so Kriegsmanier.

Endlich kam der Zeitpunkt, wo es hieß: Allons, ins Feld! Itzt wurde Marsch geschlagen; Thränen von Bürgern, Soldatenweibern und dergleichen flossen zu Haufen. Auch die Kriegsleute selber, die Landeskinder nämlich, welche Weiber und Kinder zurückließen, waren ganz niedergeschlagen, voll Wehmuth und Kummers; die Fremden hingegen jauchzten heimlich vor Freuden und riefen: Endlich Gott Lob ist unsere Erlösung da! Jeder war bebündelt wie ein Esel, erst mit einem Degengurt umschnallt; dann die Patrontasche über die Schulter, mit einem fünf Zoll langen Riemen; über die andre Achsel den Tornister mit Wäsche u. s. f. gepackt; item der Habersack mit Brot und andrer Fourage gestopft. Hiernächst mußte jeder noch ein Stück Feldgeräth tragen: Flasche, Kessel, Hacke oder so was, Alles an Riemen; dann erst noch eine Flinte, auch an einem solchen. So waren wir alle fünfmal über einander kreuzweis über die Brust geschlossen, daß anfangs jeder glaubte unter solcher Last ersticken zu müssen. Dazu kam die enge gepreßte Montur, und eine solche Hundstagshitze, daß mir's manchmal däuchte, ich geh' auf glühenden Kohlen, und wenn ich meiner Brust ein wenig Luft machte, ein Dampf herauskam, wie von einem siedenden Kessel. Oft hatt' ich keinen trockenen Faden mehr am Leib, und verschmachtete bald vor Durst.

So marschirten wir den ersten Tag (22. Aug.) zum Köpeniker Thore aus, und machten noch vier Stunden bis zum Städtchen Köpenik, wo wir zu dreißig bis fünfzig zu Bürgern einquartiert waren, die uns vor einen Groschen traktiren mußten. Potz Plunder, wie ging's da her! Ha! da wurde gegessen. Aber denk' man sich nur so viele große hungrige Kerls! Immer hieß es da: Schaff her, Canaille, was d' im hintersten Winkel hast. Des Nachts wurde die Stube mit Stroh gefüllt; da lagen wir alle in Reihen, den Wänden nach. Wahrlich eine curiose Wirthschaft! In jedem Haus befand sich ein Offizier, welcher auf gute Mannszucht halten sollte; sie waren aber oft die Fäulsten*). — —

Bis hieher hat der Herr geholfen! Diese Worte waren der erste Text unsers Feldpredigers bei Pirna. O ja! dacht' ich, das hat er und wird ferner helfen — und zwar hoffentlich mir in mein Vaterland — denn was gehen mich eure Kriege an?

Mittlerweile hatten wir alle Morgen die gemessene Ordre erhalten scharf zu laden; dieses veranlaßte unter den ältern Soldaten immer ein Gerede: „Heute gibt's was! Heut setzt's gewiß was ab!“ Dann schwitzten wir jungen freilich an allen Fingern, wenn wir irgend bei einem Gebüsch oder Gehölz vorbei marschirten und uns verfaßt halten mußten. Da spitzte jeder stillschweigend die Ohren, erwartete einen feurigen Hagel und seinen Tod, und sah, sobald man wieder ins Freie kam, sich rechts und links um, wie er am schicklichsten entwischen konnte; denn wir hatten immer feindliche Küraßiers, Dragoner und Soldaten zu beiden Seiten. —

Endlich den 22. Septbr. war Alarm geschlagen, und erhielten wir Ordre aufzubrechen. Augenblicklich war Alles in Bewegung, in etlichen Minuten ein stundenweites Lager — wie die allergrößte Stadt — zerstört, aufgepackt, und Allons, Marsch! Itzt zogen wir ins Thal hinab, schlugen

*) die Schlimmsten.

bei Pirna eine Schiffbrücke, und formirten oberhalb dem Städtchen, dem sächsischen Lager en Front, eine Gasse, wie zum Spießruthenlaufen, deren eines End' bis zum Pirnaer Thor ging, und durch welche nun die ganze sächsische Armee zu vieren hoch spazieren, vorher aber das Gewehr ablegen, und — man kann sich's einbilden — die ganze lange Straße durch Schimpf und Stichelreden genug anhören mußte. Einige gingen traurig mit gesenktem Gesicht daher, andre trotzig und wild, und noch andre mit einem Lächeln, das den preußischen Spottvögeln gern nichts schuldig bleiben wollte. Weiter wußten ich und so viele tausend Andre nichts von den Umständen der eigentlichen Uebergabe dieses großen Heeres. An dem nämlichen Tage marschirten wir noch ein Stück Wegs fort, und schlugen jetzt unser Lager bei Lilienstein auf.

Bei diesen Anlässen wurden wir oft von den kaiserlichen Panduren attakirt, oder es kam sonst aus einem Gebüsch ein Karabinerhagel auf uns los, so daß mancher tot auf der Stelle blieb und noch mehre blessirt wurden. Wenn denn aber unsre Artilleristen nur etliche Kanonen gegen das Gebüsch richteten, so flog der Feind über Hals und Kopf davon. Dieser Plunder hat mich nie erschreckt; ich wäre sein bald gewohnt worden, und dacht' ich oft: Pah! wenn's nur den Weg hergeht, ist's so übel nicht. —

Früh Morgens am 1. October mußten wir uns rangiren und durch ein enges Thälchen gegen dem großen Thal hinunter marschieren. Vor dem dicken Nebel konnten wir nicht weit sehen. Als wir aber vollends in die Plaine hinunter kamen und zur großen Armee stießen, rückten wir in drei Treffen weiter vor und erblickten von ferne durch den Nebel, wie durch einen Flor, feindliche Truppen auf einer Ebene, oberhalb dem böhmischen Städtchen Lowositz. Es war kaiserliche Cavallerie; denn die Infanterie bekamen wir nie zu Gesicht, da sich dieselbe bei gedachtem Städtchen verschanzt hatte. Um 6 Uhr ging schon das Donnern der Artillerie sowol aus

unserm Vordertreffen, als aus den kaiserlichen Batterien so gewaltig an, daß die Kanonenkugeln bis zu unserm Regiment (das im mittlern Treffen stund) durchschnurrten. Bisher hatt' ich immer noch Hoffnung, vor einer Bataille zu entwischen; jetzt sah ich keine Ausflucht mehr weder vor noch hinter mir, weder zur Rechten noch zur Linken. Wir rückten inzwischen immer vorwärts. Da fiel mir vollends aller Muth in die Hosen, in den Bauch der Erde hätt' ich mich verkriechen mögen, und eine ähnliche Angst, ja Todesbläße las man bald auf allen Gesichtern, selbst deren, die sonst noch so viel Herzhaftigkeit gleißneten. Die geleerten Branzfläschchen (wie jeder Soldat eines hat) flogen unter den Kugeln durch die Lüfte; die meisten soffen ihren kleinen Vorrath bis auf den Grund aus, denn da hieß es: Heute braucht es Courage und morgens vielleicht keinen Fusel mehr! Itzt avancirten wir bis unter die Kanonen, wo wir mit dem ersten Treffen abwechseln mußten. Potz Himmel! wie sausten da die Eisenbrocken ob unsern Köpfen hinweg — fuhren bald vor bald hinter uns in die Erde, daß Stein und Rasen hoch in die Luft sprang — bald mitten ein und spickten uns die Leute aus den Gliedern weg, als wenn's Strohhälme wären. Dicht vor uns sahen wir nichts als feindliche Cavallerie, die allerhand Bewegungen machte, sich bald in die Länge ausdehnte, bald in einen halben Mond, dann in ein Drei- und Viereck sich wieder zusammenzog. Nun rückte auch unsre Cavallerie an; wir machten Lücke und ließen sie vor, auf die feindliche los galoppiren. Das war ein Gehagel, das knarrte und blinkerte, als sie nun einhieben. Allein kaum währte es eine Viertelstunde, so kam unsre Reiterei, von der östreichischen geschlagen und bis nahe unter unsre Kanonen verfolgt, zurücke. Da hätte man das Spektakeln sehen sollen, Pferde, die ihren Mann im Stegreif hängend, andere, die ihr Gedärm der Erde nach schleppten. Inzwischen stunden wir noch immer im feindlichen Kanonenfeuer bis gegen 11 Uhr, ohne daß unser

linker Flügel mit dem kleinen Gewehr zusammentraf, obschon es auf dem rechten sehr hitzig zuging. Viele meinten, wir müßten noch auf die kaiserlichen Schanzen Sturm laufen. Mir war's schon nicht mehr so bange wie anfangs, obgleich die Feldschlangen Mannschaft zu beiden Seiten neben mir wegrafften, und der Walplatz bereits mit Toten und Verwundeten übersäet war — als mit eins ungefähr um zwölf Uhr die Ordre kam, unser Regiment nebst zwei andern (ich glaube Bevern und Kalkstein) müßten zurückmarschiren. Nun dachten wir, es gehe dem Lager zu und alle Gefahr sei vorbei. Wir eilten darum mit muntern Schritten die jähen Weinberge hinauf, brachen unsre Hüte voll schöne rothe Trauben, aßen vor uns her nach Herzenslust; und mir und denen, welche neben mir stunden, kam nichts Arges in den Sinn, obgleich wir von der Höhe herunter unsre Brüder noch in Feuer und Rauch stehen sahen, ein fürchterlich donnerndes Gelärm hörten, und nicht entscheiden konnten, auf welcher Seite der Sieg war. Mittlerweile trieben unsre Anführer uns immer höher den Berg hinan, auf dessen Gipfel ein enger Paß zwischen Felsen durchging, der auf der andern Seite wieder hinunter führte. Sobald nun unsre Avantgarde den erwähnten Gipfel erreicht hatte, ging ein entsetzlicher Musketenhagel an, und nun merkten wir erst, wo der Haas im Stroh lag. Etliche tausend kaiserliche Panduren waren nämlich auf der andern Seite den Berg hinauf beordert, um unsrer Armee in den Rücken zu fallen; dies muß unsern Anführern verrathen worden sein, und wir mußten ihnen darum zuvorkommen. Nur etliche Minuten später, so hatten sie uns die Höhe abgewonnen und wir wahrscheinlich den kürzern gezogen. Nun setzte es ein unbeschreibliches Blutbad ab, ehe man die Panduren aus jenem Gehölz vertreiben konnte. Unsre Vordertruppen litten stark, allein die hintern drangen ebenfalls über Kopf und Hals nach, bis zuletzt alle die Höhe gewonnen hatten.

Da mußten wir über Hügel von Toten und Verwundeten hinstolpern. Alsdann ging's hudri, hudri! mit den Panduren die Weinberge hinunter, sprungweise über eine Mauer nach der andern herab in die Ebene. Unsre gebornen Preußen und Brandenburger packten die Panduren, wie Furien. Ich selber war in Jast und Hitze wie vertaumelt, und mir weder Furcht noch Schreckens bewußt schoß ich eines Schießens fast alle meine sechzig Patronen los, bis meine Flinte halb glühend war und ich sie am Riemen nachschleppen mußte; indessen glaub' ich nicht, daß ich eine lebendige Seele traf, sondern Alles ging in die freie Luft. Auf der Ebene am Wasser vor dem Städtchen Lowositz postirten sich die Panduren wieder und pülverten tapfer in die Weinberge hinauf, daß noch mancher vor und neben mir ins Gras biß. Preußen und Panduren lagen überall durch einander; und wo sich einer von diesen letztern noch regte, wurde er mit der Kolbe vor den Kopf geschlagen, oder ihm ein Bajonett durch den Leib gestoßen. Und nun ging in der Ebene das Gefecht von neuem an. Aber wer wird das beschreiben wollen, wo jetzt Rauch und Dampf von Lowositz ausging; wo es krachte und donnerte, als ob Himmel und Erde hätten zergehen wollen; wo das unaufhörliche Rumpeln vieler hundert Trommeln, das herzzerschneidende und herzerhebende Ertönen aller Art Feldmusik, das Rufen so vieler Commandeurs und das Brüllen ihrer Adjutanten, das Zeter- und Mordiogeheul so vieler tausend elenden, zerquetschten, halbtoten Opfer dieses Tages alle Sinne betäubte! Um diese Zeit — es mochte etwa drei Uhr sein — da Lowositz schon im Feuer stand, viele hundert Panduren, auf welche unsre Vordertruppen wieder wie wilde Löwen einbrachen, ins Wasser sprangen, wo es dann auf das Städtchen selber los ging — um diese Zeit war ich freilich nicht der Vorderste, sondern unter dem Nachtrab noch etwas im Weinberg droben, von denen indessen mancher, wie gesagt, weit behender als

ich von einer Mauer über die andere hinuntersprang, um seinen Brüdern zu Hilf' zu eilen. Da ich also noch ein wenig erhöht stand, und auf die Ebene wie in ein finsteres Donner- und Hagelwetter hineinsah — in diesem Augenblick däucht' es mich Zeit, oder vielmehr mahnte mich mein Schutzengel, mich mit der Flucht zu retten. Ich sah mich deswegen nach allen Seiten um. Vor mir war Alles Feuer, Rauch und Dampf, hinter mir noch viele nachkommende auf die Feinde los eilende Truppen, zur Rechten zwei Hauptarmeen in voller Schlachtordnung. Zur Linken endlich sah ich Weinberge, Büsche, Wäldchen, nur hie und da einzelne Menschen, Preußen, Panduren, Husaren, und von diesen mehr Tote und Verwundete als Lebende. Da, da, auf diese Seite, dacht' ich; sonst ist's pur lautere Unmöglichkeit!

Ich schlich also zuerst mit langsamem Marsch ein wenig auf diese linke Seite, die Reben durch. Noch eilten etliche Preußen bei mir vorbei. „Komm, komm, Bruder!" sagten sie, „Victoria!" Ich rispostirte kein Wort, that nur ein wenig blessirt, und ging immer noch allgemach fort, freilich mit Furcht und Zittern. Sobald ich mich indessen so weit entfernt hatte, daß mich niemand mehr sehen mochte, verdoppelte, verdrei-, vier-, fünf-, sechsfachte ich meine Schritte, blickte rechts und links wie ein Jäger, sah noch von weitem — zum letzten Mal in meinem Leben — Morden und Totschlagen; strich dann in vollem Galopp ein Gehölze vorbei, das voll toter Husaren, Panduren und Pferde lag; rannte eines Rennens gerade dem Flusse nach herunter, und stand jetzt an einem Tobel. Jenseits desselben kamen soeben auch etliche kaiserliche Soldaten angestochen, die sich gleichfalls aus der Schlacht weggestohlen hatten, und schlugen, als sie mich so daherlaufen sahen, zum drittenmal auf mich an, ungeachtet ich immer das Gewehr streckte und ihnen mit dem Hut den gewohnten Wink gab. Doch brannten sie niemals los. Ich faßte also den

Entschluß, gerad' auf sie zu zu laufen. Hätt' ich einen andern Weg genommen, würden sie, wie ich nachwärts erfuhr, unfehlbar auf mich gefeuert haben. Ihr H***! dacht' ich, hättet ihr eure Courage bei Lowositz gezeigt! Als ich nun zu ihnen kam und mich als Deserteur angab, nahmen sie mir das Gewehr ab, unterm Versprechen, mir's nachwärts schon wieder zuzustellen. Aber der, welcher sich dessen impatronirt hatte, verlor sich bald darauf und nahm das Füsil mit sich. Nun so sei's! Alsdann führten sie mich ins nächste Dorf, Schenisеck (es mochte eine starke Stunde unter Lowositz sein). Hier war eine Fahrt über das Wasser, aber ein einziger Kahn zum Transporte. Da gab's ein Zetermordiogeschrei von Männern, Weibern und Kindern. Jedes wollte zuerst in dem Teich sein, aus Furcht vor den Preußen; denn Alles glaubte sie schon auf der Haube zu haben. Auch ich war keiner von den letzten, der mitten unter eine Schaar von Weibern hineinsprang. Wo nicht der Fährmann etliche derselben hinausgeworfen, hätten wir alle ersaufen müssen. Jenseits des Flusses stand eine Panduren-Hauptwache. Meine Begleiter führten mich auf dieselbe zu, und diese rothen Schnurrbärte begegneten mir auf's Manierlichste, gaben mir, ungeachtet ich sie und sie mich kein Wort verstunden, noch Tobak und Branntwein, und Geleit bis auf Leutmeritz, glaub' ich, wo ich unter lauter Stockböhmen übernachtete, und freilich nicht wußte, ob ich da mein Haupt sicher zur Ruhe legen konnte, — aber — und dies war das Beste — von dem Tumult des Tages noch einen so vertaumelten Kopf hatte, daß dieser Kapitalpunkt mir am allermindesten betrug. Morgens darauf (2. October) ging ich mit einem Transport ins kaiserliche Hauptlager nach Budin ab. Hier traf ich bei zweihundert andrer preußischer Deserteurs an, von denen, so zu reden, jeder seinen eigenen Weg und sein Tempo in Obacht genommen hatte. —

Wir hatten die Erlaubniß Alles im Lager zu besichtigen. Offiziers und Soldaten stunden dann bei Haufen um uns

her, denen wir mehr erzählen sollten, als uns bekannt war. Etliche indessen wußten Winds genug zu machen und, ihren diesmaligen Wirthen zu schmeicheln, zur Verkleinerung der Preußen hundert Lügen auszuhecken. Da gab's denn auch unter den Kaiserlichen manchen Erzprahler, und der kleinste Zwerg rühmte sich, wer weiß wie manchen langbeinigten Brandenburger — auf seiner eigenen Flucht in die Flucht geschlagen zu haben. Drauf führte man uns zu etwa fünfzig Mann Gefangener von der preußischen Cavallerie; ein erbärmlich Spektakel! Da war kaum einer von Wunden und Beulen leer ausgegangen, etliche über's ganze Gesicht herunter gehauen, andre ins Genick, andre über die Ohren, über die Schultern, die Schenkel u. s. f. Da war Alles ein Aechzen und Wehklagen! Wie priesen uns diese armen Wichte selig, einem ähnlichen Schicksal so glücklich entronnen zu sein, und wie dankten wir selber Gott dafür! Wir mußten im Lager übernachten, und bekamen jeder seinen Dukaten Reisgeld. Dann schickte man uns mit einem Cavallerietransport, es waren unser an die zweihundert, auf ein böhmisches Dorf, wo wir, nach einem kurzen Schlummer, folgenden Tags auf Prag abgingen. Dort vertheilten wir uns und bekamen Pässe, je zu sechs, zehn bis zwölf hoch, welche einen Weg gingen; denn wir waren ein wunderseltsames Gemengsel von Schweizern, Schwaben, Sachsen, Baiern, Tirolern, Welschen, Franzosen, Polacken und Türken. Einen solchen Paß bekamen unser sechs zusammen bis Regensburg." —

So weit Ulrich Bräcker. Er kam glücklich in der Heimat an, aber den schnauzbärtigen Soldaten in seiner Uniform erkannte niemand wieder. Seine Geschwister verkrochen sich, seine Geliebte war ihm untreu geworden und hatte einen Andern geheiratet, nur das Mutterherz fand aus der verwilderten Gestalt den Sohn heraus. Aber auch sein späteres Leben in dem einsamen Thal wurde durch die Abenteuer dieser Zeit gestört. Es war ein fremder, unheimlicher Geist in

ihn gekommen, reizbare Unruhe, Begehrlichkeit und Entwöhnung stetiger Arbeit.

Friedrich II aber schrieb nach der Schlacht bei Lowositz an Schwerin: „Nie haben meine Truppen solche Wunder der Tapferkeit gethan, seit ich die Ehre habe sie zu commandiren.“ —

Der hier erzählt hat, war auch einer davon.

5.

Aus dem Staat Friedrich's des Großen.

Was war es doch, das seit dem dreißigjährigen Kriege die Augen der Politiker auf den kleinen Staat heftete, der sich an der östlichen Nordgrenze Deutschlands gegen Schweden und Polen, gegen Habsburger und Bourbonen heraufrang? Das Erbe der Hohenzollern war kein reichgesegnetes Land, in dem der Bauer behaglich auf wohlbebauter Hufe saß, welchem reiche Kaufherren in schweren Galeonen die Seide Italiens, die Gewürze und Barren der neuen Welt zuführten. Ein armes, verwüstetes Sandland war's, die Städte ausgebrannt, die Hütten der Landleute niedergerissen, unbebaute Aecker, viele Quadratmeilen entblößt von Menschen und Nutzvieh, den Launen der Urnatur zurückgegeben. Als Friedrich Wilhelm 1640 unter den Kurhut trat, fand er nichts als bestrittene Ansprüche auf zerstreute Gebiete von etwa 1450 Quadratmeilen, in allen festen Orten seines Erblandes saßen übermächtige Eroberer. Auf einer unsichern Oede richtete der kluge, doppelzüngige Fürst seinen Staat ein, mit einer Schlauheit und Rücksichtslosigkeit gegen seine Nachbarn, welche sogar in jener gewissenlosen Zeit Aufsehen erregte, aber zugleich mit Heldenkraft und großem Sinn, der mehr als einmal die deutsche Ehre höher faßte, als der Kaiser oder ein anderer Fürst des Reiches. Und als der große Politiker 1688 starb, war, was er hinterließ, doch nur ein geringes Volk, gar nicht zu rechnen unter den Mächten Europas. Denn

seine Herrschaft umfaßte zwar 2034 Quadratmeilen, aber höchstens 1,300,000 Menschen. Auch als Friedrich II hundert Jahr nach seinem Ahnherrn die Regierung antrat, erbte er nicht mehr als 2,240,000 Seelen, weniger als jetzt die eine Provinz Schlesien umfaßt.*) Was war es also, das sogleich nach den Schlachten des dreißigjährigen Krieges die Eifersucht aller Regierungen, zumal des Kaiserhauses, erregte, das seither dem brandenburgischen Wesen so warme Freunde, so erbitterte Gegner zugeführt hat? Durch zwei Jahrhunderte wurden Deutsche und Fremde nicht müde auf diesen neuen Staat zu hoffen, ebenso lange haben Deutsche und Fremde nicht aufgehört ihn zuerst mit Spott, dann mit Haß einen künstlichen Bau zu nennen, der starke Stürme nicht auszuhalten vermöge, der ohne Berechtigung sich unter die Mächte Europas eingedrängt habe. Und wie kam es endlich, daß schon nach dem Tode Friedrich's des Großen unbefangene Beurtheiler ermahnten, man möge doch aufhören, dem vielgehaßten den Untergang zu prophezeien? Nach jeder Niederlage sei er um so kräftiger in die Höhe geschnellt, alle Schäden und Kriegswunden würden dort schneller geheilt als wo anders, Wohlstand und kluge Einsicht nehme dort in größeren

---

*) Kurfürst Friedrich Wilhelm erbte 1451 Quadratmeilen mit vielleicht 700,000 Einwohnern, diese zum größten Theil im Ordensland Preußen, welches durch die Verwüstungen des Krieges nicht so sehr verödet war.

				Quadrat.=M.		Einw.
Im Jahr	1688	hinterließ	der große Kurfürst	2034	mit etwa	1,300,000
= =	1713	=	König Friedrich I	2090	=	1,700,000
= =	1740	=	König Friedr. Wilh. I	2201	=	2,240,000
= =	1786	=	König Friedrich II	3490	=	6,000,000
= =	1805	waren		5463	=	9,800,000
		(vor dem Eintausch von Hannover).				
= =	1807	blieben		2877	=	5,000,000
= =	1817	waren		5015	=	10,600,000

= = 1830 waren 13 Mill. Ew., im Jahre 1865 aber 19 Mill. Ew. auf 5046 Quadratmeilen.

Verhältnissen zu, als in einem andern Theile von Deutschland!

Allerdings war es ein eigenthümliches Wesen, eine neue Abänderung des deutschen Charakters, was auf dem eroberten Slavengrunde, in den Hohenzollern und ihrem Volke zu Tage kam. Mit herausfordernder Schärfe erzwang sich dies Neue Geltung. Es schien, daß die Persönlichkeiten dort größere Gegensätze umschlossen; denn die Tugenden und Fehler seiner Regenten, Größe und Schwäche seiner Politik kamen in schneller Folge zu Tage, die Beschränktheiten erschienen auffälliger, das Widerwärtige massenhafter, das Bewunderungswerthe erstaunlicher; es schien, daß dieser Staat das Seltsamste und Ungewöhnlichste erzeugen, und nur die ruhige Mittelmäßigkeit, die sonst so erträglich und förderlich sein mag, nicht ohne Schaden vertragen könne.

Viel that die Lage des Landes. Es war ein Grenzland, zugleich gegen Schweden, Slaven, Franzosen und Holländer, Kaum eine Frage der europäischen Politik gab es, die nicht auf Wohl und Wehe des Staats einwirkte, kaum eine Verwicklung, welche thätigen Fürsten nicht Gelegenheit gab Ansprüche geltend zu machen. Die sinkende Macht Schwedens, die beginnende Auflösung Polens erregten weitläufige Aussichten, die Uebergewalt Frankreichs, die mißtrauische Freundschaft Hollands zwangen zu schlagfertiger Vorsicht. Seit dem ersten Jahre, in welchem Kurfürst Friedrich Wilhelm seine eigenen Festungen durch List und Gewalt in Besitz nehmen mußte, wurde offenbar, daß dort an der Ecke des deutschen Bodens ein kräftiges, umsichtiges, waffentüchtiges Regiment zur Rettung Deutschlands nicht entbehrt werden könne. Seit dem Beginn des französischen Krieges von 1674 erkannte Europa, daß die schlaue Politik, welche von dieser kleinen Ecke ausging, auch das staunenswerthe Wagniß unternahm, die Westgrenze Deutschlands gegen den übermächtigen König von Frankreich heldenhaft zu vertheidigen.

Es lag vielleicht auch etwas Auffallendes in dem Stammcharakter des brandenburgischen Volkes, an dem Fürsten und Unterthanen gleichen Theil hatten. Die preußischen Landschaften hatten den Deutschen bis auf Friedrich den Großen verhältnißmäßig wenig von Gelehrten, Dichtern und Künstlern abgegeben. Selbst der leidenschaftliche Eifer der Reformationszeit schien dort abgedämpft. Die Leute, welche in dem Grenzlande saßen, meist von niedersächsischem Stamme, mit geringer Beimischung von Slavenblut, waren ein hartes, knorriges Geschlecht, nicht vorzugsweise anmuthig in den Formen ihres Lebens, aber von einem ungewöhnlich scharfen Verstande, nüchtern im Urtheil; in der Hauptstadt schon seit alter Zeit spottlustig und von beweglicher Zunge, in allen Landschaften großer Anstrengungen fähig, arbeitsam, zäh, von dauerhafter Kraft.

Aber mehr als Lage und Stammcharakter des Volkes schuf dort der Charakter der Fürsten. In anderer Weise, als irgendwo seit den Tagen Karl's des Großen geschah, haben sie ihren Staat gebildet. Manches Fürstengeschlecht zählt eine Reihe glücklicher Vergrößerer des Staats, auch die Bourbonen haben weites Gebiet zu einem großen Staatskörper zusammengezogen; manches Fürstenhaus hat einige Geschlechtsfolgen tapferer Krieger erzeugt, keines war tapferer als die Wasa und die protestantischen Wittelsbacher in Schweden. Aber Erzieher des Volkes ist keins gewesen, wie die alten Hohenzollern. Als große Gutsherren auf verwüstetem Lande haben sie die Menschen geworben, die Cultur geleitet, durch fast hundertfünfzig Jahre als strenge Hauswirthe gearbeitet, gedacht, geduldet, gewagt und Unrecht gethan, um ein Volk für ihren Staat zu schaffen, wie sie selbst: hart, sparsam, gescheidt, keck, das Höchste für sich begehrend.

In solchem Sinne hat man Recht, den providentiellen Charakter des preußischen Staats zu bewundern. Von den vier Fürsten, welche ihn seit dem deutschen Kriege bis zu dem Tage regierten, wo der greise Abt im Kloster Sanssouci die

müden Augen schloß, hat jeder mit seinen Tugenden und Fehlern wie eine nothwendige Ergänzung seines Vorgängers gelebt. Kurfürst Friedrich Wilhelm, der größte Staatsmann aus der Schule des deutschen Krieges, der prachtliebende erste König Friedrich, der sparsame Gewaltherrscher Friedrich Wilhelm I, zuletzt er, in welchem sich die Anlagen und großen Eigenschaften fast aller seiner Vorfahren zusammen fanden, im 18. Jahrhundert die Blüthe des Geschlechts.

Es war ein freudeleeres Leben im Königsschloß zu Berlin, als Friedrich heranwuchs, so arm an Liebe und Sonnenschein, wie in wenig Bürgerhäusern jener rauhen Zeit. Man darf zweifeln, ob der König, sein Vater, oder die Königin größere Schuld an der Zerrüttung des Familienlebens hatten, beide nur durch Fehler ihrer Naturanlage, welche in den unaufhörlichen Reibungen des Hauses immer größer wurden. Der König, ein wunderlicher Tyrann, mit weichem Herzen, aber einer rohen Heftigkeit, die mit dem Stocke Liebe und Vertrauen erzwingen wollte, von scharfem Menschenverstand, aber so unwissend, daß er immer in Gefahr kam, Opfer eines Schurken zu werden, und in dem dunklen Gefühl seiner Schwäche wieder mißtrauisch und von jäher Gewaltsamkeit; die Königin dagegen, keine bedeutende Frau, von kälterem Herzen, mit einem starken Gefühl ihrer fürstlichen Würde, dabei mit vieler Neigung zur Intrigue, ohne Vorsicht und Schweigsamkeit. Beide hatten den besten Willen und gaben sich ehrlich Mühe, ihre Kinder zu tüchtigen und guten Menschen zu machen, aber beide störten unverständig das gesunde Aufleben der Kinderseele. Die Mutter hatte die Taktlosigkeit, die Kinder schon im zarten Alter zu Vertrauten ihres Aergers und ihrer Beschwerden zu machen; denn über die unholde Sparsamkeit des Königs, über die Schläge, die er so reichlich in seinen Zimmern austheilte, und über die einförmige Tagesordnung, die er ihr aufzwang, nahm in ihren Gemächern Klage, Groll, Spott kein Ende. Der Kronprinz Friedrich wuchs im Spiel

mit seiner älteren Schwester heran, ein zartes Kind mit leuchtenden Augen und wunderschönem blonden Haar. Pünktlich wurde ihm gerade so viel gelehrt, als der König wollte, und das war wenig genug: Französisch, etwas Geschichte und was einem Soldaten damals für nöthig galt, dazu kaum etwas lateinische Declination, und zwar gegen den Willen des Vaters, — der große König ist nie über die Schwierigkeiten des Genitivs und Dativs herausgekommen. Die Frauen brachten dem Knaben, der sich gern gehen ließ und in Gegenwart des Königs scheu und trotzig aus den Kinderaugen sah, die erste Theilnahme für französische Literatur bei; er selbst hat später seine Schwester darum gerühmt, aber auch seine Gouvernante war eine kluge Französin. Daß dem König das fremde Wesen verhaßt war, trug sicher dazu bei, es dem Sohne werth zu machen, denn fast durchgängig wurde in den Palasträumen der Königin das gelobt, was dem strengen Hausherrn mißfiel. Und wenn der König in der Familie eine seiner polternden frommen Reden hielt, dann sahen die Prinzeß Wilhelmine und der junge Friedrich einander so lange bedeutsam an, bis das herausfordernde Gesicht, das eines der Kinder machte, die kindische Lachlust erregte und den Grimm des Königs zum Ausbruch brachte. Dadurch wurde der Sohn schon in frühen Jahren dem Vater ein Gegenstand des Aergers. Einen effeminirten Kerl schalt er ihn, der sich malpropre halte und eine unmännliche Freude an Putz und Spielereien habe.

Aber aus dem Bericht seiner Schwester, deren schonungslosem Urtheil der Tadel leichter wird als das Lob, ist auch zu sehen, wie die Liebenswürdigkeit des reichbegabten Knaben auf seine Umgebung wirkte. Wenn er mit der Schwester heimlich eine französische Geschichte las und den ganzen Hof in die komischen Charaktere des Romans umdeutete, wenn sie mit Flöte und Laute verpönte Musik machten, wenn er die Schwester verkleidet besuchte und sie die Rollen einer französischen Komödie gegen einander hersagten. Aber selbst bei

diesen harmlosen Freuden wurde der Prinz fortwährend in Lüge, Täuschung, Verstellung gedrängt. Er war stolz, hochgesinnt, großmüthig, von rücksichtsloser Wahrheitsliebe. Daß ihm die Verstellung innerlichst widerstand, daß er sich, wo sie verlangt wurde, nicht dazu herablassen wollte, und wo er es einmal that, ungeschickt heuchelte, das machte seine Stellung zum Vater immer schwieriger, größer wurde das Mißtrauen des Königs, immer wieder brach dem Sohn das verletzte Selbstgefühl als Trotz hervor.

So wuchs er auf von plumpen Spionen umgeben, welche dem König jedes Wort zutrugen. Ein Gemüth von den reichsten Anlagen, der feinsten geistigen Begehrlichkeit, ohne jede männliche Gesellschaft, die für ihn gepaßt hätte. Kein Wunder, daß der Jüngling auf Abwege gerieth. Der preußische Hof konnte im Vergleich zu den andern Höfen Deutschlands für einen sehr tugendhaften gelten; aber die Dreistigkeit gegen Frauen und die Unbefangenheit, mit welcher die bedenklichsten Verhältnisse behandelt wurden, waren auch dort sehr groß. Seit einem Besuch an dem lüderlichen Hofe in Dresden begann es Prinz Friedrich zu treiben, wie andere Prinzen seiner Zeit, er fand gute Kameraden unter den jungen Offizieren seines Vaters. Wir wissen aus dieser Zeit wenig von ihm, aber wir dürfen schließen, daß er dabei allerdings in einige Gefahr kam, nicht zu verderben, aber in Schulden und unbedeutenden Verhältnissen werthvolle Jahre zu verlieren. Es war sicher nicht der steigende Unwille des Vaters allein, der ihn in dieser Zeit verstimmte und rathlos umherwarf, ebenso sehr ein inneres Mißbehagen, das den unfertigen Jüngling um so wilder in die Irre treibt, je größer die stillen Ansprüche sind, die sein Geist an das Leben macht.

Er beschloß nach England zu entfliehen. Wie die Flucht mißlang, wie der Zorn des Obristen Friedrich Wilhelm gegen den fahnenflüchtigen Offizier aufbrannte, ist bekannt. Mit den Tagen seiner Gefangenschaft in Küstrin und dem Aufenthalt

in Ruppin begannen seine ernsten Lehrjahre. Das Fürchterliche, das er erfahren, hatte auch neue Kraft in ihm wach gerufen. Er hatte alle Schrecken des Todes, die greulichsten Demüthigungen mit fürstlichem Stolze ertragen. Er hatte über die größten Räthsel des Lebens, über den Tod und was darauf folgen soll, in der Einsamkeit seines Gefängnisses nachgedacht, er hatte erkannt, daß ihm nichts als Ergebung, Geduld, ruhiges Ausharren übrig bleibe. Aber das bittere, herzfressende Unglück ist doch keine Schule, welche nur das Gute herausbildet, auch manche Fehler wachsen dabei groß. Er lernte in stiller Seele seine Entschlüsse bewahren, mit Argwohn auf die Menschen sehn und sie als seine Werkzeuge gebrauchen, sie täuschen und mit einer kalten Klugheit liebkosen, von welcher sein Herz nichts wußte. Er mußte dem feigen, gemeinen Grumbkow schmeicheln, und froh sein, daß er ihn allmählich für sich gewann; er mußte sich Jahre lang immer wieder Mühe geben, den Widerwillen und das Mißtrauen des harten Vaters klug zu bekämpfen. Immer sträubte sich seine Natur gegen solche Demüthigung, durch bittern Spott suchte er sein geschädigtes Selbstgefühl geltend zu machen; sein Herz, das für alles Edle erglühte, bewahrte ihn davor, ein harter Egoist zu werden, aber milder, versöhnlicher wurde er nicht. Und als er längst ein großer Mensch, ein weiser Fürst geworden war, blieb ihm aus dieser Zeit der Knechtschaft doch eine Spur von kleinlicher Hinterlist zurück, der Löwe hat einigemal nicht verschmäht, in niedriger Rachsucht wie ein Kater zu kratzen.

Doch er lernte in diesen Jahren auch etwas Nützliches ehren: die strenge Wirthschaftlichkeit, mit welcher die beschränkte, aber tüchtige Kraft seines Vaters für das Wohl des Landes und seines Hauses sorgte. Wenn er, um dem König zu gefallen, Pachtanschläge machen mußte, wenn er sich Mühe gab, den Ertrag einer Domäne um einige hundert Thaler zu steigern, wenn er auch auf die Liebhabereien des Königs

mehr als billig einging und ihm den Vorschlag machte, einen langen Schäfer aus Mecklenburg als Rekruten zu entführen, so war im Anfang allerdings diese Arbeit nur ein lästiges Mittel den König zu versöhnen; denn Grumbkow sollte ihm einen Mann schaffen, der die Taxe statt seiner machte, die Amtleute und Kammerbeamten selbst gaben ihm an die Hand, wie hie und da ein Plus zu gewinnen war, und über die Riesen spottete er immer noch, wo er das ungestraft konnte. Aber die neue Welt, in die er versetzt war, die praktischen Bedürfnisse des Volkes und des Staates zogen ihn doch allmählich an. Es war leicht einzusehen, daß auch die Wirthschaftlichkeit seines Vaters oft tyrannisch und wunderlich war. Der König hatte immer die Empfindung, daß er nichts als das Beste seines Landes wollte, und deshalb nahm er sich die Freiheit, mit der größten Willkür bis in das Einzelne in Besitz und Geschäft der Privatpersonen einzugreifen. Wenn er befahl, daß kein Ziegenbock mit den Schafen ausgetrieben werden dürfe, daß alle farbigen Schafe, graue, schwarze, melirte binnen drei Jahren gänzlich abgeschafft und nur feine weiße Wolle geduldet werden solle; wenn er genau vorschrieb, wie die kupfernen Probemaße des Berliner Scheffels, die er durch das ganze Land — auf Kosten der Unterthanen — verschicken ließ, aufbewahrt und verschlossen werden sollten, damit sie keine Beulen bekämen; wenn er, um die Linnen- und Wolleninduſtrie in die Höhe zu bringen, verordnete, seine Unterthanen sollten durchaus nicht den modischen Zitz und Kattun tragen, hundert Thaler Strafe und drei Tage Halseisen drohe jedem, der nach acht Monaten in seinem Hause noch einen Lappen Kattun an Schlafrock, Mütze, Möbelüberzug dulden würde, so erschien solche Art zu regieren allerdings hart und kleinlich. Aber den klugen Sinn und die wohlwollende Absicht, die hinter solchen Erlassen erkennbar war, lernte der Sohn doch ehren, und er selbst eignete sich allmählich eine Menge von genaueren Kenntnissen an, die sonst

einem Fürstensohn nicht geläufig werden: Werthe der Güter, Preise der Lebensmittel, Bedürfnisse des Volkes, Gewohnheiten, Rechte und Pflichten des kleinen Lebens. Es ging sogar auf ihn viel von dem Selbstgefühl über, womit der König sich dieser Geschäftskenntnisse rühmte. Und als er der allmächtige Hauswirth seines Staates geworden, da wurde der unermeßliche Segen offenbar, den seine Kenntniß des Volkes und des Verkehrs haben sollte. Nur dadurch wurde die weise Sparsamkeit möglich, mit welcher er sein eigenes Haus und die Finanzen verwaltete, seine unablässige Sorge für das Einzelne, wodurch er Landbau, Handel, Wohlstand, Bildung seines Volkes erhob. Wie die Tagesrechnungen seiner Köche, so wußte er die Anschläge zu prüfen, in denen die Einkünfte der Domänen, Forsten, der Accise berechnet waren. Daß er das Kleinste wie das Größte mit scharfem Auge übersah, das verdankte sein Volk zum größten Theil den Jahren, in denen er gezwungen als Assessor am grünen Tische zu Ruppin saß. Und zuweilen begegnete ihm selbst, was schon zu seines Vaters Zeit wol einmal ärgerlich gewesen war, daß die fürstliche Kenntniß der geschäftlichen Einzelheiten doch nicht groß genug war, und daß er hier und da, sogar willkürlicher als sein Vater, befahl, was gewaltsam in das Leben seiner Preußen einschnitt und nicht durchgeführt werden konnte.

Kaum hatte Friedrich die Schläge des großen Zerwürfnisses ein wenig verwunden, da traf ihn ein neues Unglück, seinem Herzen ebenso schrecklich wie das erste, in seinen Folgen noch verhängnißvoller für sein Leben. Der König zwang ihm eine Gemahlin auf. Herzerschütternd ist das Weh, in dem er ringt, sich von der erwählten Braut loszumachen. „Sie soll frivol sein, so viel sie will, nur nicht einfältig, das ertrage ich nicht.“ Es war alles vergebens. Mit Bitterkeit und Zorn sah er auf diese Verbindung bis kurz vor der Vermählung. Nie hat er den Schmerz überwunden, daß der Vater dadurch

sein inneres Leben zerstört habe. Seine reizbare Empfindung, das liebebedürftige Herz, sie waren in rohester Weise verkauft. Nicht allein er wurde dadurch unglücklich, auch eine gute Frau, die des besten Schicksals werth gewesen wäre. Die Prinzessin Elisabeth von Bevern hatte viele edle Eigenschaften des Herzens, sie war nicht einfältig, sie war nicht häßlich und vermochte selbst vor der herben Kritik der Fürstinnen des königlichen Hauses erträglich zu bestehen. Aber wir fürchten, wäre sie ein Engel gewesen, der Stolz des Sohnes, der im Kern seines Lebens durch die unnöthige Barbarei des Zwanges empört war, hätte sich dennoch gegen sie gesträubt. Und doch war das Verhältniß nicht zu jeder Zeit so kalt, wie man wol annimmt. Sechs Jahre gelang es der Herzensgüte und dem Takt der Prinzessin, den Kronprinzen immer wieder zu versöhnen. In der Zurückgezogenheit von Rheinsberg war sie in der That seine Hausfrau und eine liebenswürdige Wirthin seiner Gäste, und schon wurde von den öſtreichischen Geschäftsträgern an den Wiener Hof berichtet, daß ihr Einfluß im Steigen sei. Aber der bescheidenen Anhänglichkeit ihrer Seele fehlten zu sehr die Eigenschaften, welche einen geistreichen Mann auf die Dauer zu fesseln vermögen. Die aufgeweckten Kinder des Hauses Brandenburg hatten das Bedürfniß ihr leichtbewegtes Innere launig, schnell und scharf nach außen zu kehren. Die Prinzessin wurde, wenn sie erregt war, still, wie gelähmt, die leichte Anmuth der Gesellschaft fehlte ihr. Das paßte nicht zusammen. Auch die Art, wie sie den Gemahl liebte, pflichtvoll, sich immer unterordnend, wie gebannt und gedrückt von seinem großen Geiste, erschien dem Prinzen wenig anziehend, der mit der französischen geistreichen Bildung nicht wenig von der Frivolität der französischen Gesellschaft angenommen hatte.

Als Friedrich König wurde, verlor die Fürstin schnell den geringen Antheil, den sie sich am Herzen ihres Gemahls etwa erworben hatte. Die lange Abwesenheit im ersten schlesi-

schen Kriege that das Letzte, den König von ihr zu entfernen. Immer sparsamer wurden die Beziehungen der Gatten, es vergingen Jahre, ohne daß sie einander sahen, eine eisige Kürze und Kälte ist in seinen Briefen erkennbar. Daß der König ihren Charakter so hoch achten mußte, erhielt sie in der äußeren Stellung. — Seine Verhältnisse mit Frauen waren seitdem wenig einflußreich auf sein inneres Empfinden; selbst seine Schwester von Baireuth, kränklich, nervös, verbittert durch Eifersucht auf einen ungetreuen Gemahl, wurde dem Bruder auf Jahre fremd, und erst, als sie für das eigene Leben entsagt hatte, suchte dies stolze Kind des Hauses Brandenburg alternd und unglücklich wieder das Herz des Bruders, dessen kleine Hand sie einst vor den Füßen des strengen Vaters gehalten hatte. Auch die Mutter, der König Friedrich immer ausgezeichnete kindliche Verehrung bewies, konnte der Seele des Sohnes wenig sein. Seine andern Geschwister standen ihm ferner und waren nur zu geneigt, im Haus stille Fronde gegen ihn zu machen; wenn der König sich herabließ, einmal einer Hofdame oder einer Sängerin Aufmerksamkeiten zu zeigen, so waren diese meist für die Betroffenen ebenso angstvoll als schmeichelhaft. Wo er freilich Geist, Grazie und weibliche Würde zusammen fand, wie bei Frau von Camas, der Oberhofmeisterin seiner Gemahlin, da wurde die Liebenswürdigkeit seiner Natur in vielen herzlichen Aufmerksamkeiten laut. Im Ganzen aber haben die Frauen seinem Leben wenig Licht und Glanz gegeben, kaum je hat die innige Herzlichkeit des Familienlebens sein Inneres erwärmt, nach dieser Seite verödete sein Gemüth. Vielleicht wurde das ein Glück für seine Nation, sicher ein Verhängniß für sein Privatleben. Die volle Wärme seiner menschlichen Empfindung blieb fast ausschließlich dem kleinen Kreise der Vertrauten vorbehalten, mit denen er lachte, dichtete, philosophirte, Pläne für die Zukunft machte, später seine Feldzüge und Kriegsgefahren besprach.

Seit er vermählt in Rheinsberg lebte, beginnt der beste Theil seiner Jugendzeit. Dort wußte er eine Anzahl gebildeter und heiterer Gesellschafter um sich zu vereinigen, die kleine Genossenschaft führte ein poetisches Leben, von welchem Theilnehmer ein anmuthiges Bild hinterlassen haben. Ernsthaft begann Friedrich an seiner Bildung zu arbeiten. Leicht fügte sich ihm der Ausdruck erregter Empfindung in den Zwang französischer Verse, unablässig arbeitete er, sich die Feinheiten des fremden Stils anzueignen. Aber auch über Ernsterem arbeitete sein Geist, für alle höchsten Fragen des Menschen suchte er sehnsüchtig Antwort bei den Encyklopädisten, auch bei Christian Wolf, er saß über Karten und Schlachtenpläne geneigt, und unter den Rollen des Liebhabertheaters und den Baurissen wurden andere Entwürfe vorbereitet, welche nach wenig Jahren die Welt aufregen sollten.

Da kam der Tag, an welchem sein sterbender Vater der Regierung entsagte und den Offizier, der die Tagesmeldung that, anwies, von dem neuen Kriegsherrn Preußens die Befehle einzuholen. Wie der Prinz von seinen politischen Zeitgenossen damals beurtheilt wurde, sehen wir aus der Schilderung, welche kurz vorher ein östreichischer Agent von ihm gemacht hatte: „Er ist anmuthig, trägt eignes Haar, hat eine schlaffe Haltung, liebt schöne Künste und gute Küche, er möchte seine Regierung gern mit einem Eclat anfangen, ist ein soliderer Freund des Militärs als sein Vater, hat die Religion eines honetten Mannes, glaubt an Gott und die Vergebung der Sünden, liebt Glanz und großartiges Wesen, er wird alle Hofchargen neu etabliren und vornehme Leute an seinen Hof ziehen.“*) Nicht ganz ist diese Prophezeiung gerechtfertigt worden. Wir suchen in dieser Zeit andre Seiten seines Wesens zu verstehen. Der neue König war von feuriger hochgespannter Empfindung, schnell erregt, leicht kamen die Thränen in seine

---

*) Journal de Seckendorf. 2. Jan. 1738.

Augen. Wie seinen Zeitgenossen war ihm leidenschaftliches Bedürfniß das Große zu bewundern, sich weichen Stimmungen elegisch hinzugeben. Zärtlich blies er sein Adagio auf der Flöte, wie andern ehrlichen Zeitgenossen ward auch ihm in Wort und Vers der volle Ausdruck innigen Gefühls nicht leicht, aber die pathetische Phrase rührte ihm Thränen und Empfindsamkeit auf. Trotz aller französischen Bildung war die Anlage seines Wesens auch nach dieser Richtung sehr deutsch.

Sehr ungerecht haben ihn die beurtheilt, welche ihm ein kaltes Herz zuschrieben. Nicht die kalten Fürstenherzen sind es, die am meisten durch ihre Härte verletzen. Solchen ist fast immer vergönnt, durch gleichmäßige Huld und schicklichen Ausdruck ihre Umgebung zu befriedigen. Die stärksten Aeußerungen der Nichtachtung liegen meist dicht neben den herzgewinnenden Lauten einer weichen Zärtlichkeit. Aber in Friedrich war, so scheint uns, eine auffallende und seltsame Verbindung von zwei ganz entgegengesetzten Richtungen des Gemüths, welche sonst auf Erden in ewig unversöhntem Kampfe liegen. Er hatte ebenso sehr das Bedürfniß sich das Leben zu idealisiren, als den Drang, sich und Andern ideale Stimmungen unbarmherzig zu zerstören. Seine erste Eigenschaft war vielleicht die schönste, vielleicht die leidvollste, mit welcher ein Mensch für den Kampf der Erde ausgestattet wird. Er war allerdings eine Dichternatur, er besaß in hohem Maße jene eigenthümliche Kraft, welche die gemeine Wirklichkeit nach idealen Forderungen des eigenen Wesens umzubilden strebt und alles Nahe mit dem holden Schein eines neuen Lebens überzieht. Es war ihm Bedürfniß, mit dem ganzen Zauber eines beweglichen Gefühls, mit der feinen Anmuth seiner Phantasie das Bild seiner Lieben sich zuzurichten und das Verhältniß, in das er sich frei zu ihnen gesetzt hatte, auszuschmücken. Es war immer etwas Spiel dabei; auch wo er am leidenschaftlichsten empfand, liebte er mehr sein verschönertes Bild

des Andern, das er in sich trug, als diesen selbst. In solcher Stimmung hat er Voltaire's Hand geküßt. Wurde ihm irgend einmal in empfindlicher Weise der Unterschied zwischen seinem Ideal und dem wirklichen Menschen fühlbar, so ließ er den Menschen fallen und hielt sich an das Bild. Wem die Natur diese Anlage gegeben hat, Liebe und Freundschaft vorzugsweise durch das bunte Glas poetischer Stimmungen zu empfinden, der wird nach dem Urtheil Anderer in der Wahl seiner Lieben immer Willkür zeigen; eine gewisse gleichmäßige Wärme, welche rücksichtsvoll alle bedenkt, scheint solchen Naturen versagt zu sein. Wem der König in seiner Weise Freund geworden war, gegen den war er von der größten Aufmerksamkeit und Ausdauer, wie sehr auch seine Stimmung in einzelnen Stunden wechselte. Er konnte dann in seiner Trauer über den Verlust einer solchen Gestalt sentimental werden, wie nur irgend ein Deutscher aus der Wertherzeit. Er hatte mit seiner Schwester von Baireuth viele Jahre in einiger Entfremdung gelebt, erst in den letzten Jahren vor ihrem Tode, unter den Schrecken des schweren Krieges, war ihm ihr Bild als das einer zärtlichen Schwester wieder lebendig aufgegangen. Nach ihrem Tode fand er einen düstern Genuß darin, das Herzliche dieses Verhältnisses sich und Andern vorzustellen, er baute ihr einen kleinen Tempel und wallfahrtete oft dahin. Wer seinem Herzen nicht durch Vermittlung poetischer Empfindungen nahe trat, nicht die liebespinnende Poesie ihm anregte, ja wer gar etwas in seinem reizbaren Wesen störte, gegen den war er kalt, nichtachtend, gleichgiltig, ein König, der nur frug, wie weit der Andere ihm nütze, er warf ihn vielleicht weg, wenn er ihn nicht mehr brauchte. Solche Begabung vermag allerdings das Leben des jungen Mannes mit einem verklärenden Schimmer zu umgeben, sie verleiht bunten Schein und holde Farbe auch Gewöhnlichem, aber sie wird mit viel guter Sitte, Pflichtgefühl und einem Sinn, der Höheres will als sich selbst, ver=

bunden sein müssen, wenn sie denselben Mann in höherem Alter nicht vereinsamen und verdüstern soll. Sie wird auch im günstigsten Falle neben den wärmsten Verehrern bittere Feinde aufregen. Etwas von dieser Anlage hat der edlen Seele Goethe's schwere Schmerzen, dauerlose Verhältnisse und viele Enttäuschungen bereitet. Sie wird doppelt verhängnißvoll für einen König, dem Andere so selten sicher und gleichberechtigt gegenüber treten, dem die offenherzigsten Freunde immer noch bewundernde Schmeichler werden, ungleich in ihrem Verhalten, bald unfrei im höfischen Banne seiner Majestät, bald im Gefühl ihrer Rechte unzufriedene Tadler.

Dem König Friedrich aber wurde dieses Bedürfniß nach idealen Verhältnissen und die Sehnsucht nach Menschen, die seinem Herzen Gelegenheit gaben sich rückhaltslos aufzuschließen, zunächst durch seinen durchdringenden Scharfblick gekreuzt, und durch eine unbestechliche Wahrheitsliebe, welche allen falschen Einbildungen todfeind war, sich gegen jede Illusion unwillig sträubte, den Schein überall verachtete, immer dem Kern der Dinge nachspürte. Diese prüfende Auffassung des Lebens und seiner Pflichten allein mochte ihm ein guter Schutz gegen die Täuschungen werden, welche den phantasievollen Fürsten, wo er Vertrauen schenkt, häufiger kränken als den Privatmann. Aber sein Scharfsinn zeigte sich auch als wilde Laune, welche schonungslos, sarkastisch und spottlustig verwüstete. Woher ihm diese Anlage kam? War es märkisches Blut? War es ein Erbtheil seiner Urgroßmutter, der Kurfürstin Sophie von Hannover, und seiner Großmutter, der Königin Sophie Charlotte, jener geistvollen Frauen, mit denen Leibniz über die ewige Harmonie der Welt verhandelt hatte? Sicher hatte die rauhe Schule seiner Jugend dazu beigetragen. Scharf ist sein Blick für die Schwächen Anderer; wo er eine Blöße erspäht, wo ihn fremde Art ärgert oder reizt, da rührt sich ihm die bewegliche Zunge. Freunde und Feinde trifft schonungslos sein Wort; auch wo Schweigen und Ertragen

von jeder Vorsicht geboten ist, vermag er nicht sich zu beherrschen; dann ist seine Seele wie verwandelt, erbarmungslos, unendlich übertreibend verzieht er sich das Bild des Andern zur Karrikatur. Sieht man näher zu, so ist freilich auch hierbei die Freude am launigen Schaffen die Hauptsache, er befreit sich selbst von einem unholden Eindruck, indem er gegen sein Opfer erfindet, er malt ins Groteske mit innerem Behagen, und er wundert sich wol, wenn der Betroffene tief verletzt auch wieder gegen ihn in Waffen tritt. Sehr auffallend ist darin seine Aehnlichkeit mit Luther. Daß es nicht würdig ist und vielleicht nicht geziemend, kümmert den König so wenig als den Reformator, beide sind in einer Aufregung, wie auf der Jagd, beide vergessen über die Freude des Kampfes gänzlich die Folgen. Beide haben sich selbst und ihrer großen Sache dadurch ernsthaft geschadet und sich aufrichtig gewundert, wenn sie das einmal erkannten. Freilich sind die Keulenschläge oder die Streiche mit der Pritsche, welche der große Mönch des 16. Jahrhunderts führt, bei weitem furchtbarer als die Stiche, welche der große Fürst im Zeitalter der Aufklärung austheilt. Aber wenn der König neckt und höhnt und vielleicht einmal boshaft zwickt, so wird ihm das unartige Wesen schwerer verziehen; denn es ist häufig kein gleicher Kampf, den er mit seinen Opfern führt. So hat der große Fürst alle seine politischen Gegner behandelt und tötliche Feindschaft gegen sich aufgeregt; über die Pompadour in Frankreich, über Kaiserin Elisabeth und Kaiserin Maria Theresia hat er an der Tafel gescherzt, beißende Verse und Pamphlete in Umlauf gesetzt. So hat er sein Dichterideal Voltaire bald gestreichelt, bald gescholten und gekratzt. So verfuhr er aber auch mit Menschen, welche er wirklich hoch schätzte, denen er das größte Vertrauen schenkte, die er in den Kreis seiner Freunde aufgenommen. Er hatte den Marquis d'Argens an seinen Hof gezogen, zum Kammerherrn gemacht, zum Mitglied der Akademie, zu einem seiner

nächsten und liebsten Genossen. Die Briefe, welche er ihm aus den Feldlagern des siebenjährigen Krieges schrieb, gehören zu den schönsten und rührendsten Erinnerungen, die uns von dem Könige geblieben sind. Als Friedrich aus dem Kriege heimkehrt, ist ihm eine liebe Hoffnung, daß der Marquis bei ihm in Sanssouci wohnen soll. Und wenige Jahre darauf ist dieses schöne Verhältniß in der peinlichsten Weise gelöst. Wie war das doch möglich? Der Marquis war vielleicht der beste Franzose, den der König an sich gefesselt, ein Mann von Ehre, feinfühlend, gebildet, dem König in Wahrheit ergeben. Aber er war weder ein bedeutender, noch ein besonders kräftiger Mann. Lange Jahre hatte der König in ihm einen Gelehrten bewundert, was er nicht war, einen weisen, klaren, sichern Philosophen mit gefälligem Witz und frischer Laune, er hatte sich sein Bild ganz gemüthlich und poetisch zugerichtet. Jetzt, bei dem täglichen Zusammensein, fand der König sich getäuscht, ein weichliches Wesen des Franzosen, das mit der eigenen Kränklichkeit hypochondrisch spielte, ärgerte ihn, er begann zu erkennen, daß der gealterte Marquis weder ein großes Talent, noch von starkem Geist war, das Ideal, das er sich von ihm gemacht, wurde zerstört. Da beginnt der König ihn wegen seiner Weichlichkeit zu verspotten, der empfindliche Franzose erbittet Urlaub, zur Herstellung seiner Gesundheit auf einige Monate nach Frankreich zu reisen. Der König ist durch dies übellaunische Wesen verletzt, und fährt fort, in den Freundesbriefen, welche er ihm nachsendet, dies Krankthun zu höhnen. In Frankfurt solle sich jetzt ein Werwolf zeigen, kein Zweifel, daß der Marquis dies sei, als Preuße, und in seiner kläglichen Krankenhülle. Ob er jetzt kleine Kinder esse? Die Unart habe er doch sonst nicht gehabt, aber auf Reisen ändere sich Vieles am Menschen. Der Marquis bleibt statt weniger Monate zwei Winter; als er zurückkehren will, sendet er Zeugnisse seiner Aerzte; wahrscheinlich war der wackre Mann in der That krank gewesen,

aber den König verletzt diese unbehilfliche Rechtfertigung eines alten Freundes im Innersten. Und wie dieser zurückkehrt, ist das alte Verhältniß verdorben. Noch will ihn der König nicht loslassen, aber er gefällt sich darin, durch Stachelreden und starke Scherze den Treulosen zu strafen. Da fordert der Franzose, in tiefster Seele gekränkt, seine Entlassung. Er erhält sie, und man erkennt den Schmerz und Zorn des Königs aus dem Bescheide. Als der Marquis in dem letzten Brief, den er vor seinem Tode dem König schrieb, noch einmal nicht ohne Bitterkeit vorhielt, wie höhnend und schlecht er einen uneigennützigen Verehrer behandelt, da las der König schweigend den Brief. Aber an die Witwe des Toten schrieb er betrübt von seiner Freundschaft für ihren Gatten, und ließ ihm in fremdem Land ein kostbares Denkmal errichten. — Mit den meisten seiner Lieben ging es dem großen Fürsten so, magisch wie seine Kraft, anzuziehen, ebenso dämonisch war seine Fähigkeit, abzustoßen. Wer aber darin einen Fehler des Mannes schelten will, dem sei die Antwort, daß es in der Geschichte kaum einen andern König gegeben hat, der in so großartiger Weise sein geheimstes Seelenleben seinen Freunden aufgeschlossen hat, als Friedrich.

Wenige Monde trug Friedrich II die Krone, da starb Kaiser Karl VI. Jetzt trieb den jungen König Alles, ein großes Spiel zu wagen. Daß er solchen Entschluß faßte, war trotz der augenblicklichen Schwäche Oestreichs doch an sich Zeichen eines kecken Muths. Die Länder, welche er regierte, zählten etwa ein Siebentheil der Menschenmasse, welche in dem weiten Gebiet der Maria Theresia lebte. Es ist wahr, sein Heer war vorläufig dem östreichischen an Zahl und Kriegstüchtigkeit weit überlegen, und nach der Vorstellung der Zeit war die Masse des Volkes nicht in der Weise zur Ergänzung des Heeres geeignet, wie jetzt. Und wenig ahnte er die Größe Maria Theresia's. Aber schon in den Vorbereitungen zum Einmarsch bewies der König, daß er lange

darauf gehofft, sich mit Oestreich zu messen, in gehobener Stimmung begann er einen Kampf, der für sein Leben und das seines Staates entscheidend werden sollte. Wenig kümmerte ihn im Grunde das Recht, welches er auf schlesische Herzogthümer etwa noch hatte und durch seine Federn vor Europa zu erweisen suchte. Die Politik der Staaten des 17. und 18. Jahrhunderts sorgte darum überhaupt nicht. Wer seiner Sache einen guten Schein geben konnte, benutzte auch dieses Mittel; im Nothfall war auch der unwahrscheinlichste Beweis, der schalste Vorwand genug. So hatte Ludwig XIV gekriegt, so hatte der Kaiser gegen die Türken, Italiener, Deutschen, Franzosen und Spanier seinen Vortheil verfolgt, so war dem großen Kurfürsten eine Anzahl seiner Erfolge durch Andere verdorben worden. Gerade da, wo das Recht der Hohenzollern am deutlichsten gesprochen hatte, — wie in Pommern, — waren sie am meisten verkürzt worden. Durch niemand mehr als durch den Kaiser und das Haus Habsburg. Jetzt suchte ein Hohenzoller die Rache. „Sei mein Cicero und beweise das Recht meiner Sache, ich werde dein Cäsar sein und sie durchführen," schrieb Friedrich seinem Jordan nach dem Einmarsch in Schlesien. Leicht mit beflügeltem Schritt wie zum Tanze betrat der König die Felder seiner Siege. Immer noch war heiterer Lebensgenuß, das süße Tändeln mit Versen, geistvolles Geplauder mit seinen Vertrauten über die Freuden des Tages, über Gott, Natur und Unsterblichkeit, was er für das Salz seines Lebens hielt. Aber die große Arbeit, in die er getreten war, begann ihre Wirkungen auf seine Seele schon nach den ersten Wochen, bevor er noch die Feuerprobe der ersten großen Schlacht durchgemacht hatte. Und sie hat seitdem an seiner Seele gehämmert und geschmiedet, bis sie sein Haar grau färbte und das feurige Herz zu klingendem Metall verhärtete. Mit der wundervollen Klarheit, die ihm eigen war, beobachtete er den Beginn dieser Aenderungen. Wie ein Fremder sah er schon

damals auf sein eigenes Leben. „Du wirst mich philosophischer finden, als du denkst," schreibt er dem Freunde, „ich bin es immer gewesen, bald mehr bald weniger. Meine Jugend, das Feuer der Leidenschaft, das Verlangen nach Ruhm, ja, um dir nichts zu verbergen, auch die Neugierde, endlich ein geheimer Instinkt haben mich aus der süßen Ruhe getrieben, die ich genoß, und der Wunsch meinen Namen in den Zeitungen und der Geschichte zu sehen, hat mich seitab geführt. Komm her zu mir, die Philosophie behält ihre Rechte, und ich versichere dich, wenn ich nicht diese verdammte Vorliebe für den Ruhm hätte, ich würde nur an ruhiges Behagen denken."

Und als der treue Jordan in seine Nähe kommt und er den Mann des friedlichen Genusses furchtsam und unbehaglich im Felde sieht, da empfindet der König plötzlich, daß er ein Anderer und Stärkerer geworden ist. Der Ankommende war von ihm so lange als der Gelehrtere geehrt worden, er hatte ihm Verse gebessert, Briefe stilisirt, in Kenntniß der griechischen Gelehrtenschulen war er ihm weit überlegen gewesen. Und trotz aller philosophischen Bildung machte er dem König jetzt den Eindruck eines Mannes ohne Muth; mit herbem Spotte fuhr der König gegen ihn los. Und in einer seiner besten Gelegenheitsdichtungen stellt er sich selbst als Krieger dem weichlichen Philosophen gegenüber. So unbillig die Spottverse waren, mit denen er ihn immer wieder überschüttete, so schnell war doch auch die Rückkehr der alten herzlichen Empfindung. Aber es war auch der erste leise Fingerzeig des Schicksals für den König selbst; noch oft sollte ihm das Gleiche begegnen, er sollte werthe Männer, treue Freunde einen nach dem andern verlieren, nicht nur durch den Tod, noch mehr durch die Kälte und Entfremdung, welche zwischen seinem und ihrem Wesen sich aufthat. Denn der Weg, den er jetzt betreten hatte, sollte alle Größe, aber auch alle Einseitigkeiten seiner Natur immer stärker ausbilden, bis an die

Grenze des Menschlichen; je höher er sich selbst über die Andern erhob, desto kleiner mußte ihm ihr Wesen erscheinen; fast alle, die er in späteren Jahren nach dem Maße der eigenen Leistung beurtheilte, waren wenig im Stande, dabei zu bestehen. Und das Mißbehagen und die Enttäuschung, die er dann empfinden sollte, wurde wieder schärfer und rücksichtsloser, bis er selbst auf einsamer Höhe aus Augen, die wie Horn in dem versteinerten Antlitz standen, auf das Treiben der Menschen zu seinen Füßen heruntersah. Immer aber bis zu seinen letzten Stunden wurde der durchdringende Strahl seines prüfenden Blickes unterbrochen durch den hellen Glanz einer weichen menschlichen Empfindung. Und daß diese ihm blieb, macht die große tragische Gestalt für uns so rührend.

Jetzt freilich im ersten Kriege sieht er auf die stille Ruhe seines „Remusberg" noch mit Sehnsucht zurück und tief fühlt er den Zwang eines ungeheuren Geschicks, der ihn bereits umgibt. „Es ist schwer, mit Gleichmuth dies Glück und Unglück zu ertragen," schreibt er; „wol kann man kalt scheinen im Glück und unberührt bei Verlusten, die Züge des Gesichts können sich verstellen, aber der Mann, das Innere, die Falten des Herzens werden deshalb nicht weniger angegriffen." Und hoffnungsvoll schließt er: „Alles, was ich von mir wünsche, ist doch nur, daß die Erfolge nicht meine menschlichen Empfindungen und Tugenden verderben, zu denen ich mich immer bekannt habe. Möchten meine Freunde mich so finden, wie ich immer gewesen bin." Und am Ende des Krieges schreibt er: „Sieh, dein Freund ist zum zweitenmal Sieger. Wer hätte vor einigen Jahren gesagt, daß dein Schüler in der Philosophie eine militärische Rolle in der Welt spielen werde? daß die Vorsehung einen Dichter ausersehen würde, das politische System Europas umzustürzen?"*) — So frisch und jung empfand Friedrich, als er aus dem ersten Kriege im Triumphzuge nach Berlin zurückkehrte.

*) Oeuvres T. XVII, Nr. 140, p. 213.

Zum zweitenmal zieht er aus, Schlesien zu behaupten. Wieder ist er Sieger, schon hat er das ruhige Selbstgefühl eines erprobten Feldherrn, lebhaft ist seine Freude über die Güte seiner Truppen. „Alles, was mir bei diesem Siege schmeichelt," schreibt er an Frau von Camas*), „ist, daß ich durch den schnellen Entschluß und ein kühnes Manoeuvre zur Erhaltung so vieler braven Leute beitragen konnte. Ich wollte nicht den geringsten meiner Soldaten um eitlen Ruhm, der mich nicht mehr täuscht, verwunden lassen." Aber mitten in den Kampf fiel der Tod von zwei seiner liebsten Freunde, Jordan und Kayserlingk. Rührend ist seine Klage. „In weniger als drei Monaten habe ich meine beiden treuesten Freunde verloren, Leute, mit denen ich täglich gelebt habe, anmuthige Gesellschafter, ehrenwerthe Männer und wahre Freunde. Es ist schwer für ein Herz, das so empfindsam geschaffen wurde wie das meine, den tiefen Schmerz zurückzudrängen. Kehre ich nach Berlin zurück, ich werde fast fremd in meinem eigenen Vaterlande, vereinsamt in meinem Hause sein. Auch Sie haben das Schicksal gehabt, auf einmal viele Personen zu verlieren, die Ihnen lieb waren; ich bewundere Ihren Muth, aber nachahmen kann ich ihn nicht. Meine einzige Hoffnung ist die Zeit, die mit Allem zu Ende kommt, was es in der Natur gibt. Sie fängt an die Eindrücke in unserm Gehirn zu schwächen, und hört damit auf uns selbst zu vernichten. Ich fürchte mich jetzt vor allen den Orten, welche mir die traurige Erinnerung an Freunde, die ich für immer verloren habe, zurückrufen." — Und noch vier Wochen nach dem Tode schreibt er derselben Freundin, die ihn zu trösten versuchte: „Glauben Sie nicht, daß der Drang der Geschäfte und Gefahren in der Traurigkeit zerstreut, ich weiß aus Erfahrung, das ist ein schlechtes Mittel. Leider sind erst vier Wochen vergangen, seit meine Thränen und mein Schmerz

*) Oeuvres T. XVIII, Nr. 10.

begann, aber nach den heftigen Anfällen der ersten Tage fühle ich mich jetzt ebenso traurig, ebenso wenig getröstet, als im Anfang." Und als ihm sein würdiger Erzieher Duhan aus der Hinterlassenschaft Jordan's einige französische Bücher schickt, die der König begehrt hatte, schrieb der Fürst noch im Spätherbst desselben Jahres: „Mir kamen die Thränen in die Augen, als ich die Bücher meines armen geschiedenen Jordan öffnete; ich habe ihn so sehr geliebt und es wird mir sehr schwer zu denken, daß er nicht mehr ist." — Nicht lange und der König verlor auch den Vertrauten, an den dieser Brief gerichtet ist.

Der Verlust der Jugendfreunde im Jahre 1745 bildet einen wichtigen Abschnitt im innern Leben des Königs. Mit den uneigennützigen ehrlichen Männern starb ihm fast Alles, was ihn im Verkehr mit Andern glücklich gemacht hatte. Die Verbindungen, in welche er jetzt als Mann trat, waren sämmtlich von anderer Art. Auch die besten der neuen Bekannten wurden vielleicht Vertraute einzelner Stunden, nicht die Freunde seines Herzens. Das Bedürfniß nach anregendem geistigem Verkehr blieb, ja es wurde stärker und anspruchsvoller. Denn er ist auch darin eine einzige Erscheinung, er konnte heitere und vertrauensvolle Verhältnisse niemals entbehren, nicht das leichte, fast rückhaltslose Geplauder, welches durch alle Abstufungen menschlicher Stimmung, tiefsinnig oder frivol, von den größten Fragen des Menschengeschlechts bis zu den kleinsten Tagesereignissen herabflatterte. Gleich nach seiner Thronbesteigung hatte er an Voltaire geschrieben und ihn zu sich eingeladen; er war mit dem Franzosen zuerst 1740 auf einer Reise bei Wesel zusammengetroffen, kurz darauf war Voltaire auf wenige Tage für schweres Geld nach Berlin gekommen, er hatte schon damals dem König den Eindruck eines Narren gemacht, aber Friedrich fühlte doch eine unendliche Verehrung vor dem Talent des Mannes; Voltaire war ihm der größte Dichter aller Zeiten, Hofmarschall

des Parnasses, auf dem der König selbst so gern eine Rolle spielen wollte. Immer stärker wurde Friedrich's Wunsch, den Mann zu besitzen. Er betrachtete sich als seinen Schüler, er wünschte jeden seiner Verse durch den Meister gebilligt, er lechzte unter seinen märkischen Offizieren nach dem Witz und Geist der eleganten Franzosen; endlich war auch die Eitelkeit eines Herrschers dabei, er wollte ein Fürst der schönen Geister und Philosophen werden, wie er ein ruhmgekrönter Heerführer geworden war. Seit dem zweiten schlesischen Kriege wurden zumeist die Fremden seine Vertrauten, seit 1750 ward ihm die Freude, auch den großen Voltaire als Mitglied seines Hofhaltes bei sich zu sehen. Es war kein Unglück, daß der schlechte Mann nur wenige Jahre unter den Barbaren aushielt.

Diese zehn Jahre von 1746 bis 1756 sind es, in denen Friedrich als Schriftsteller Selbstgefühl und eine Bedeutung gewann, welche noch heut in Deutschland nicht nach Gebühr gewürdigt wird. Ueber seine französischen Verse vermag der Deutsche nur unvollständig zu urtheilen. Er war ein behender Dichter, dem sich mühelos jede Stimmung in Reim und Vers fügte. Er hat aber in seiner Lyrik die Schwierigkeiten der fremden Sprache vor den Augen eines Franzosen niemals vollständig überwunden, wie fleißig auch seine Vertrauten durchsahen; ja es fehlte ihm, wie uns scheint, immer an der gleichmäßigen rhetorischen Stimmung, jenem Stil, der in der Zeit Voltaire's das erste Kennzeichen eines berufenen Dichters war; denn neben schönen und erhabenen Sätzen in prächtigem Gewande störten oberflächliche Gedanken und alltäglicher Ausdruck. Auch seine Geschmacksbildung war nicht sicher und selbständig genug; er war in seinem ästhetischen Urtheil schnell bewundernd, kurz absprechend, aber in der Stille weit abhängiger von der Meinung seiner französischen Bekannten, als sein Stolz eingeräumt hätte. Das Beste, was in der französischen Poesie damals erblühte, die Rückkehr zur Natur und der Kampf schöner Wahrheit gegen die

Fesseln der überkommenen Mode, blieb dem König unverständlich; Rousseau war ihm lange Zeit ein überspannter armer Teufel, und der gewissenhafte und lautere Geist Diderot's galt ihm gar für seicht. Und dennoch scheint uns, daß in seinen Gedichten und gerade in den leichten Gelegenheitsdichtungen, die er seinen Freunden gönnt, nicht selten ein Reichthum an poetischem Einzelschmuck und ein herzgewinnender Ton wahren Gefühls durchbricht, um den ihn wenigstens sein Vorbild Voltaire beneiden könnte.*) —

Wie die Commentare Cäsar's ist Friedrich's Geschichte seiner Zeit eines der bedeutendsten Denkmale der historischen Literatur.**) Es ist wahr, er schrieb gleich dem römischen Feldherrn, gleich jedem handelnden Staatsmann die Thatsachen so, wie sie sich in der Seele eines Betheiligten abspiegeln, nicht Alles ist von ihm gleichmäßig gewürdigt, und nicht jeder Partei gönnt er ihr bestes Recht; aber er weiß unendlich Vieles, was jedem Fernstehenden verborgen bleibt, und führt nicht unparteiisch, aber auch gegen seine Gegner hochgesinnt in einige innerste Bestimmungsgründe der großen Ereignisse ein. Er schrieb zuweilen ohne die Hilfsmittel, welche ein Geschichtschreiber von Fach um sich anhäufen muß, es begegnete

*) Es ist hier allerdings nicht der Ort, auf Einzelheiten einzugehen, wozu auch seine dramatischen Versuche einladen. — Wir besitzen endlich eine sorgfältige Ausgabe seiner Werke. Aber es wäre nicht minder Pflicht, eine Auswahl seiner Poesien und sein größeres Geschichtswerk in guter deutscher Uebertragung zu einem Gemeingut der Nation zu machen, welcher diese Seite im Leben ihres Königs bis jetzt noch zu fremd geblieben ist.

**) Die Theile seines Geschichtswerks erschienen bekanntlich unter besondern Titeln, mit mehren Einleitungen. Die Memoiren des Hauses Brandenburg (begonnen 1746), im größten Theil unbedeutend und zusammengeschrieben, dann Geschichte meiner Zeit (verf. 1746—75), sein Meisterstück, dann die große Geschichte des siebenjährigen Krieges (beendet 1764), endlich die Memoiren seit dem Hubertusburger Frieden (verf. 1775 bis 1779): sie bilden trotz ungleichmäßiger Behandlung doch ein zusammenhängendes Ganzes.

ihm daher, daß Erinnerung und Urtheil, so zuverlässig beide sind, ihn an einzelnen Stellen im Stich ließen; endlich schrieb er eine Vertheidigungsschrift seines Hauses, seiner Staatskunst, seiner Feldzüge, und wie Cäsar verschweigt er einigemal und legt die Thatsachen so zurecht, wie er sie auf die Folgezeit gebracht wünscht. Aber die Wahrheitsliebe und Offenherzigkeit, mit der er sein Haus und sein eigenes Thun behandelt, ist dennoch nicht weniger bewundernswerth, als die überlegene Ruhe und Freiheit, in der er über den Begebenheiten schwebt, trotz der kleinen Redeschnörkel, welche im Geschmack der Zeit lagen.

Erstaunlich wie seine Fruchtbarkeit ist seine Vielseitigkeit. Einer der größten Militärschriftsteller, ein bedeutender Geschichtschreiber, behender Dichter, und daneben populärer Philosoph, praktischer Staatsmann, ja sogar anonymer, sehr ausgelassener Pamphletschreiber und einigemal Journalist, ist er stets bereit, für Alles, was ihn erfüllt, erwärmt, begeistert, mit der Feder ins Feld zu ziehen, und jeden anzugreifen in Versen und Prosa, der ihn reizt oder ärgert, nicht nur Papst und Kaiserin, Jesuiten und holländische Zeitungsschreiber, auch alte Freunde, wenn sie ihm lau erscheinen, was er nicht leiden kann, oder wenn sie gar von ihm abzufallen drohen. Nie hat es — seit Luther — einen so kampflustigen, rücksichtslosen, unermüdlichen Schreiber gegeben. Sobald er die Feder zum Schreiben ansetzt, ist er wie Proteus Alles, Weiser oder Intrigant, Historiker oder Dichter, wie es gerade die Sachlage verlangt, immer ein bewegter, feuriger, geistvoller, zuweilen auch unartiger Mensch, an seine königliche Würde aber denkt er wenig. Alles was ihm lieb ist, feiert er durch Gedichte oder Lobreden: die erhabenen Lehren seiner Philosophie, seine Freunde, sein Heer, Freiheit des Glaubens, selbständige Forschung, religiöse Duldsamkeit und Bildung des Volkes.

Erobernd hatte der Geist Friedrich's sich nach allen Richtungen ausgebreitet. Es gab, so schien es, kein Hinderniß, das ihn aufhielt, wo der Ehrgeiz antrieb zu siegen. Da

kamen die Jahre der Prüfung, sieben Jahre furchtbarer, herzquälender Sorgen. Der große Lebensabschnitt, wo dem reichen hochfliegenden Geiste die schwersten Aufgaben, die je ein Mensch bestanden, auferlegt wurden, wo ihm fast Alles unterging, was er für sich selbst an Freude und Glück, an Hoffnungen und egoistischem Behagen besaß, wo auch Holdes und Anmuthiges in dem Menschen sterben sollte, damit er der entsagende Fürst seines Volkes, der große Beamte des Staates, der Held einer Nation wurde. Nicht eroberungslustig zog er diesmal in den Kampf; daß er um sein und seines Staates Leben zu kämpfen hatte, war ihm lange vorher deutlich geworden. Aber um so höher wuchs ihm der Entschluß. Wie der Sturmwind wollte er in die Wolken brechen, die sich von allen Seiten um sein Haupt zusammenzogen. Durch die Wucht eines unwiderstehlichen Angriffs gedachte er die Wetter zu zertheilen, bevor sie sich entluden. Er war bis dahin nie besiegt worden, seine Feinde waren geschlagen, so oft er, sein furchtbares Werkzeug, das Heer, in der Hand, auf sie gestoßen war. Das war eine Hoffnung, die einzige. Wenn ihm auch diesmal die erprobte Gewalt nicht versagte, so mochte er seinen Staat retten.

Aber gleich bei dem ersten Zusammentreffen mit den Oestreichern, den alten Feinden, sah er, daß auch sie von ihm gelernt hatten und Andere geworden waren. Bis zum Aeußersten spannte er seine Kraft, und bei Kollin versagte sie ihm. Der 18. Juni 1757 ist der verhängnißvollste Tag in Friedrich's Leben. Dort begegnete, was ihm noch zweimal in diesem Kriege den Sieg entriß: der Feldherr hatte seine Feinde zu gering geachtet, er hatte seinem eigenen tapfern Heere das Uebermenschliche zugemuthet. Nach einer kurzen Betäubung hob sich Friedrich in neuer Kraft. Aus dem Angriffskriege war er auf eine verzweifelte Abwehr angewiesen, von allen Seiten brachen die Gegner gegen sein kleines Land, mit jeder großen Macht des Festlandes trat er in tötlichen Kampf, er,

der Herr über nur vier Millionen Menschen und über ein geschlagenes Heer. Jetzt bewährte er seine Feldherrnbegabung, wie er sich nach Verlusten den Feinden entzog und sie wieder packte und schlug, wo man ihn am wenigsten erwartete, wie er sich bald dem einen, bald dem andern Heere entgegenwarf, unübertroffen in seinen Anordnungen, unerschöpflich in seinen Hilfsmitteln, unerreicht als Führer und Schlachtenherr seiner Truppen. So stand er, einer gegen fünf, gegen Oestreicher, Russen, Franzosen, von denen jeder einzelne der Stärkere war, zu gleicher Zeit noch gegen Schweden und die Reichstruppen. Fünf Jahre lang kämpfte er so gegen eine ungeheure Uebermacht, jedes Frühjahr in Gefahr, allein durch die Massen erdrückt zu werden, jeden Herbst wieder befreit. Ein lauter Ruf der Bewunderung und des Mitgefühls ging durch Europa. Und unter den ersten widerwilligen Lobrednern waren seine heftigsten Feinde. Gerade jetzt, in diesen Jahren des wechselnden Geschickes, wo der König selbst so bittre Zufälle des Schlachtenglücks erlebte, wurde seine Kriegführung das Staunen aller Heere Europas. Wie er seine Linien gegen den Feind zu stellen wußte, immer als der Schnellere und Gewandtere, wie er so oft in schräger Stellung den schwächsten Flügel des Feindes überflügelte, zurückdrängte und zusammenwarf, wie seine Reiterei, die neu geschaffen zu der ersten der Welt geworden war, in Furie über den Feind stürzte, seine Reihen zerriß, seine Haufen zersprengte, das wurde überall als neuer Fortschritt der Kriegskunst, als die Erfindung des größten Genies gepriesen. Taktik und Strategie des preußischen Heeres wurde für alle Armeen Europas fast ein halbes Jahrhundert Vorbild und Muster. Einstimmig wurde das Urtheil, daß Friedrich der größte Feldherr seiner Zeit sei, daß es vor ihm, solange es eine Geschichte gibt, wenig Heerführer gegeben, die mit ihm zu vergleichen wären. Daß die kleinere Zahl so häufig gegen die Mehrzahl siegte, daß sie auch geschlagen nicht zerschmolz, sondern, wenn kaum der Feind seine Wunden

geheilt, so drohend und gerüstet wie früher ihm gegenübertrat, das schien unglaublich. Wir aber rühmen nicht die Kriegführung des Königs allein, auch die kluge Bescheidenheit, mit welcher er seine Lineartaktik handhabte. Er wußte sehr gut, wie sehr ihn die Rücksicht auf Magazine und Verpflegung beengte und die Tausende von Karren, auf denen er Lebensmittel und die Tagesbedürfnisse des Soldaten mit sich führen mußte. Aber er wußte auch, daß diese Art der Kriegführung für ihn die einzige Rettung war. Einmal, als er nach der Schlacht bei Roßbach den bewunderswerthen Marsch nach Schlesien machte, 41 Meilen in 15 Tagen, da in der höchsten Gefahr verließ er sein altgewohntes Verfahren, er zog durch die Länder wie jetzt andere Armeen, er ließ die Leute von den Wirthen verpflegen. Aber sogleich kehrte er wieder weise zu dem alten Brauch zurück.*) Denn sobald seine Feinde ihm diese freie Bewegung nachmachen lernten, war er sicher verloren. Wenn die alte Landesmiliz in seinen alten Provinzen wieder aufstand, die Schweden verjagen half und Kolberg und Berlin tapfer vertheidigte, so ließ er sich das zwar gerne gefallen; aber er hütete sich sehr, den Volkskrieg zu ermuntern, und als sein ostfriesisches Landvolk sich selbstkräftig gegen die Franzosen erhob und von diesen dafür hart heimgesucht wurde, ließ er ihm rauh sagen, es sei selbst schuld daran; denn der Krieg sollte für die Soldaten sein, für den Bauer und Bürger die ungestörte Arbeit, die Steuern, die Aushebung. Er wußte wohl, daß er verloren war, wenn ein Volkskrieg in Sachsen und Böhmen gegen ihn aufgeregt wurde. Gerade diese Beschränkung des umsichtigen Feldherrn auf die militärischen Formen, welche ihm allein den Kampf möglich machten, mag zu seinen größten Eigenschaften gerechnet werden.

Immer lauter wurde der Schrei der Trauer und Bewunderung, mit welcher Deutsche und Fremde diesem Todes-

---

*) von Tempelhof, Siebenjähriger Krieg I, S. 282.

kampfe des umstellten Löwen zusahen. Schon im Jahre 1740 war der junge König von den Protestanten als Parteigänger für Gewissensfreiheit und Aufklärung gegen Verfolgungssucht und Jesuiten gefeiert worden. Seit er wenige Monate nach der Schlacht bei Kollin die Franzosen bei Roßbach so gründlich geschlagen hatte, wurde er der Held Deutschlands, ein Jubelruf der Freude brach überall aus. Durch zweihundert Jahre hatten die Franzosen dem vielgetheilten Land große Unbill zugefügt, gerade jetzt begann das deutsche Wesen sich gegen den Einfluß französischer Bildung zu setzen, und jetzt hatte der König, der selbst die Pariser Verse so sehr bewunderte, die Pariser Generäle so unübertrefflich mit deutschen Kugeln weggescheucht. Es war ein so glänzender Sieg, eine so schmachvolle Niederlage der alten Feinde, es war eine Herzensfreude überall im Reich; auch wo die Soldaten der Landesherren gegen König Friedrich im Felde lagen, jubelten daheim Bürger und Bauer über seine deutschen Hiebe. Und je länger der Krieg dauerte, je lebhafter der Glaube an die Unüberwindlichkeit des Königs wurde, desto mehr erhob sich das Selbstgefühl der Deutschen. Seit langen, langen Jahren fanden sie jetzt einen Helden, auf dessen Kriegsruhm sie stolz sein durften, einen Mann, der mehr als Menschliches leistete. Unzählige Anekdoten liefen von ihm durch das Land, jeder kleine Zug von seiner Ruhe, guten Laune, Freundlichkeit gegen einzelne Soldaten, von der Treue seines Heeres flog Hunderte von Meilen; wie er in Todesnoth die Flöte im Zelte blies, wie seine wunden Soldaten nach der Schlacht Choral sangen, wie er den Hut vor einem Regiment abnahm, — es ist ihm seitdem öfter nachgemacht worden, — das wurde am Neckar und Rhein herumgetragen, gedruckt, mit frohem Lachen und mit Thränen der Rührung gehört. Es war natürlich, daß die Dichter sein Lob sangen, waren doch drei von ihnen im preußischen Heere gewesen, Gleim und Lessing als Secretäre commandirender Generäle, und Ewald von Kleist, ein Liebling

der jungen literarischen Kreise, als Offizier, bis ihn die Kugel bei Kunersdorf traf. Aber noch rührender für uns ist die treue Hingebung des preußischen Volkes. Die alten Provinzen, Preußen, Pommern, die Marken, Westfalen litten unsäglich durch den Krieg, aber die stolze Freude, Antheil an dem Helden Europas zu haben, hob auch den kleinen Mann oft über das eigene Leiden heraus. Der bewaffnete Bürger und Bauer zog jahrelang immer wieder als Landmiliz ins Feld. Als eine Anzahl Rekruten aus dem Cleve'schen und der Grafschaft Ravensberg nach verlorenem Treffen fahnenflüchtig wurde und in die Heimat zurückkehrte, da wurden die Ausreißer von ihren eigenen Landsleuten und Verwandten für eidbrüchig erklärt, verbannt und aus den Dörfern zum Heere zurückgejagt.

Nicht anders war das Urtheil im Ausland. In den protestantischen Cantonen der Schweiz nahm man so warmen Theil an dem Geschick des Königs, als wären die Enkel der Rütlimänner nie vom deutschen Reich abgelöst worden. Es gab dort Leute, die vor Verdruß krank wurden, wenn die Sache des Königs schlecht stand.*) Ebenso war es in England. Jeder Sieg des Königs erregte in London laute Freude, die Häuser wurden erleuchtet, Bildnisse und Lobgedichte feilgeboten, im Parlament verkündigte Pitt bewundernd jede neue That des großen Verbündeten. Selbst zu Paris war man im Theater, in den Gesellschaften mehr preußisch als französisch gesinnt. Die Franzosen spotteten über ihre eigenen Generäle und die Clique der Pompadour, wer dort für die französischen Waffen war, so berichtet Duclos, durfte kaum damit laut werden. In Petersburg war Großfürst Peter und sein Anhang so gut preußisch, daß dort bei jedem Nachtheil, den Friedrich erhalten, in der Stille getrauert wurde. Ja bis in die Türkei und zum Khan der Tataren reichte die Begeisterung.

---

*) Sulzer an Gleim in: Briefe der Schweizer von Körte, S. 354.

Und diese Pietät eines ganzen Welttheils überdauerte den Krieg. Dem Maler Hackert wurde mitten in Sicilien bei der Durchreise durch eine kleine Stadt von dem Magistrat ein Ehrengeschenk von Wein und Früchten überreicht, weil sie gehört hätten, daß er ein Preuße sei, ein Unterthan des großen Königs, dem sie dadurch ihre Ehrfurcht erweisen wollten. Und Muley Ismael, Kaiser von Marokko, ließ die Schiffsmannschaft eines Bürgers von Emden, den die Barbaresken nach Mogador geschleppt, ohne Lösung frei, schickte die Mannschaft neugekleidet nach Lissabon und gab ihnen die Versicherung: ihr König sei der größte Mann der Welt, kein Preuße solle in seinen Ländern Gefangener sein, seine Kreuzer würden nie die preußische Flagge angreifen.

Arme gedrückte Seele des deutschen Volkes, wie lange war es doch her, seit die Männer zwischen Rhein und Oder nicht die Freude gefühlt hatten, unter den Nationen der Erde vor andern geachtet zu sein! Jetzt war durch den Zauber einer Manneskraft Alles wie umgewandelt. Wie aus bangem Traum erwacht sah der Landsmann auf die Welt und in sein eigenes Herz. Lange hatten die Menschen still vor sich hin gelebt, ohne Vergangenheit, deren sie sich freuten, ohne eine große Zukunft, auf die sie hofften. Jetzt empfanden sie auf einmal, daß auch sie Theil hatten an der Ehre und Größe in der Welt, daß ein König und sein Volk, alle von ihrem Blute, dem deutschen Wesen eine goldene Fassung gegeben hatten, der Geschichte der gesitteten Menschheit einen neuen Inhalt. Jetzt durchlebten sie alle selbst, wie ein großer Mensch kämpfte, wagte und siegte. Jetzt arbeite in deiner Schreibstube, friedlicher Denker, phantasievoller Träumer, du hast über Nacht gelernt, mit Lächeln auf das Fremde herabzusehen und von deiner eigenen Anlage Großes zu hoffen. Versuche jetzt, was aus deinem Herzen quillt. —

Aber während die junge Kraft des Volkes in begeisterter Wärme die Flügel regte, wie empfand unterdeß der große Fürst,

der ohne Ende gegen die Feinde rang? Als ein schwacher Ton klang der begeisternde Ruf des Volkes an sein Ohr, fast gleichgiltig vernahm ihn der König. In ihm wurde es stiller und kälter. Zwar immer wieder kamen leidenschaftliche Stunden des Schmerzes und herzzerreißender Sorge. Er verschloß sie vor seinem Heere in sich, das ruhige Antlitz wurde härter, tiefer die Furchen, gespannter der Blick. Gegen wenige Vertraute öffnete er in einzelnen Stunden das Innere, dann bricht auf einige Augenblicke der Schmerz eines Mannes hervor, der an den Grenzen des Menschlichen angekommen ist.

Zehn Tage nach der Schlacht bei Kollin starb seine Mutter; wenige Wochen darauf scheuchte er im Zorn seinen Bruder August Wilhelm vom Heere, das dieser zu führen nicht kräftig genug gewesen war; das Jahr darauf starb auch dieser, wie der meldende Offizier dem König verkündete, durch Gram getötet. Kurz darauf erhielt er die Nachricht vom Tode seiner Schwester von Baireuth. Einer nach dem andern von seinen Generälen sank an seiner Seite oder verlor des Königs Vertrauen, weil er den übermenschlichen Aufgaben dieses Krieges nicht gewachsen war. Seine alten Soldaten, sein Stolz, eherne Krieger in drei harten Kriegen erprobt, sie, die sterbend noch die Hand nach ihm ausstreckten und seinen Namen riefen, wurden in Haufen um ihn zerschmettert, und was in die weiten Gassen eintrat, die der Tod unaufhörlich in sein Heer riß, das waren junge Leute, manche gute Kraft, viel schlechtes Volk. Der König gebrauchte sie, wie die andern auch, strenger, härter. Auch der schlechteren Masse gab sein Blick und Wort Tapferkeit und Hingebung, aber er wußte doch, wie dies alles nicht retten würde; kurz und schneidend wurde sein Tadel, sparsam sein Lob. So lebte er fort, fünf Sommer und Winter kamen und gingen, riesig war die Arbeit, unermüdlich sein Denken und Entwerfen neuer Pläne, das Fernste und Kleinste übersah prüfend sein Adlerauge, und doch keine Aenderung, und doch nirgend eine Hoffnung.

Der König las und schrieb in den Stunden der Ruhe, gerade wie früher, er machte seine Verse und unterhielt brieflichen Verkehr mit Voltaire und Algarotti, aber er war gefaßt, alles das werde nächstens für ihn ein Ende haben, ein kurzes, schnelles; er trug Tag und Nacht bei sich, was ihn von Daun und Laudon frei machte. Der ganze Handel wurde ihm zuweilen verächtlich.

Diese Stimmungen des Mannes, von welchem das geistige Leben Deutschlands seine neue Zeit datirt, verdienen wol, daß der Deutsche sie mit Ehrfurcht beachte. Es ist hier nur möglich Einzelnes herauszuheben, wie es vorzugsweise in den Briefen Friedrich's an den Marquis d'Argens und Frau von Camas hervorbricht. So spricht der große König von seinem Leben:

(1757. Juni.) Das Mittel gegen meinen Schmerz liegt in der täglichen Arbeit, die ich zu thun verpflichtet bin, und in den fortgesetzten Zerstreuungen, die mir die Zahl meiner Feinde gewährt. Wenn ich bei Kollin getötet wäre, ich würde jetzt in einem Hafen sein, wo ich keinen Sturm mehr zu fürchten hätte. Jetzt muß ich noch über das stürmische Meer schiffen, bis ein kleiner Winkel Erde mir das Gut gewährt, was ich auf dieser Welt nicht habe finden können. — Seit zwei Jahren stehe ich wie eine Mauer, in die das Unglück Bresche geschossen hat. Aber denken Sie nicht, daß ich weich werde. Man muß sich schützen in diesen unseligen Zeiten durch Eingeweide von Eisen und ein Herz von Erz, um alles Gefühl zu verlieren. Der nächste Monat wird entscheiden für mein armes Land. Meine Rechnung ist: ich werde es retten, oder mit ihm untergehen. Sie können sich keinen Begriff machen von der Gefahr, in der wir sind, und von den Schrecken, die uns umgeben. —

(1758. Dec.) Ich bin dies Leben sehr müde, der ewige Jude ist weniger hin- und hergezogen als ich, ich habe Alles verloren, was ich auf dieser Welt geliebt und geehrt habe,

ich sehe mich umgeben von Unglücklichen, deren Leiden ich nicht abhelfen kann. Meine Seele ist noch gefüllt mit den Eindrücken der Trümmerhaufen aus meinen besten Provinzen und der Schrecken, welche eine Horde mehr von unvernünftigen Thieren als von Menschen dort verübt hat. Auf meine alten Tage bin ich fast bis zu einem Theaterkönig herabgekommen; Sie werden mir zugeben, daß eine solche Lage nicht so reizvoll ist, um die Seele eines Philosophen an das Leben zu fesseln. —

(1759. März.) Ich weiß nicht, was mein Schicksal sein wird. Ich werde Alles thun, was von mir abhängen wird, um mich zu retten, und wenn ich unterliege, der Feind soll es theuer bezahlen. Ich habe mein Winterquartier als Klausner überstanden, ich speise allein, bringe mein Leben mit Lesen und Schreiben hin, und soupire nicht. Wenn man traurig ist, so kostet es auf die Länge zu viel, unaufhörlich seinen Verdruß zu verbergen, und es ist besser, sich allein zu betrüben, als seine Verstimmung in die Gesellschaft zu bringen. Nichts tröstet mich als die starke Anspannung, welche die Arbeit fordert; so lange sie dauert, verscheucht sie die traurigen Ideen.

Aber ach, wenn die Arbeit geendet ist, dann werden die Grabesgedanken wieder so lebendig, wie vorher. Maupertuis hat Recht, die Gesammtzahl der Uebel ist größer als die des Guten. Aber mir ist es gleich, ich habe fast nichts mehr zu verlieren, und die wenigen Tage, die mir bleiben, beunruhigen mich nicht so sehr, daß ich mich lebhaft dafür interessiren sollte. —

(1759. 16. Aug.) Ich will mich auf ihren Weg stellen und mir den Hals abschneiden lassen, oder die Hauptstadt retten. Ich denke, das ist Ausdauer genug. Für den Erfolg will ich nicht stehen. Hätte ich mehr als ein Leben, ich wollte es für mein Vaterland hingeben. Wenn mir aber dieser Streich fehlschlägt, so halte ich mich für quitt gegen mein Land, und es wird mir erlaubt sein, für mich selbst zu sorgen.

Es gibt Grenzen für Alles. Ich ertrage mein Unglück, ohne daß es mir den Muth nimmt. Aber ich bin sehr entschlossen, wenn dies Unternehmen fehlschlägt, mir einen Ausweg zu machen, um nicht der Spielball von jeder Art Zufall zu sein. — Glauben Sie mir, man braucht noch mehr als Festigkeit und Ausdauer, um sich in meiner Lage zu erhalten. Aber ich sage Ihnen frei heraus, wenn mir ein Unglück begegnet, so rechnen Sie nicht darauf, daß ich Verderben und Untergang meines Vaterlandes überlebe. Ich habe meine eigne Weise zu denken. Ich will weder Sertorius noch Cato nachahmen, ich denke gar nicht an meinen Ruhm, sondern an den Staat. —

(1760. Oct.) Der Tod ist süß im Vergleich mit solchem Leben. Haben Sie Mitgefühl mit meiner Lage, glauben Sie mir, daß ich noch vieles Traurige verberge, womit ich Andere nicht betrüben und beunruhigen will. — Ich betrachte als Stoiker den Tod. Niemals werde ich den Augenblick erleben, der mich verpflichten wird, einen nachtheiligen Frieden zu schließen. Keine Ueberredung, keine Beredsamkeit werden mich bestimmen können, meine Schmach zu unterzeichnen. Entweder lasse ich mich unter den Trümmern meines Vaterlandes begraben, oder wenn dieser Trost bei dem Geschick, welches mich verfolgt, noch zu süß erscheint, so werde ich meinen Leiden ein Ende machen, sobald es nicht mehr möglich wird sie zu ertragen. Ich habe gehandelt und ich fahre fort zu handeln nach diesem innerlichen Ehrgefühl. Meine Jugend habe ich meinem Vater geopfert, mein Mannesalter meinem Vaterlande, ich glaube dadurch das Recht erlangt zu haben, über meine alten Jahre zu verfügen. Ich sage es und ich wiederhole es: nie wird meine Hand einen demüthigenden Frieden unterzeichnen. Ich habe einige Bemerkungen über die militärische Begabung Karl's XII gemacht*), aber ich habe

*) Er hatte 1759, ein Jahr, bevor er vorstehende Worte an den Marquis d'Argens schrieb, durch diesen Vertrauten seinen Aufsatz: Ré-

nicht darüber nachgedacht, ob er sich hätte töten sollen oder nicht. Ich denke, daß er nach der Einnahme von Stralsund weiser gethan hätte sich zu expediren; aber was er auch gethan oder gelassen hat, sein Beispiel ist keine Richtschnur für mich. Es gibt Leute, welche sich vom Glück belehren lassen; ich gehöre nicht zu der Art. Ich habe für Andere gelebt, ich will für mich sterben. Ich bin sehr gleichgiltig über das, was man darüber sagen wird, und versichere Ihnen, ich werde es niemals hören. Heinrich IV war ein jüngerer Sohn aus gutem Hause, der sein Glück machte, ihm kam es nicht darauf an; wozu hätte er sich im Unglück hängen sollen? Ludwig XIV war ein großer König und hatte große Hilfsmittel, er zog sich wohl oder übel aus der Sache. Was mich betrifft, ich habe nicht die Hilfsquellen dieses Mannes, aber die Ehre ist mir mehr werth als ihm, und wie ich Ihnen gesagt habe, ich richte mich nach niemand. Wir zählen, wenn mir recht ist, fünftausend Jahre seit Schöpfung der Welt, ich glaube, daß diese Rechnung viel zu niedrig für das Alter des Universums ist. Das Land Brandenburg hat gestanden diese ganze Zeit, bevor ich war, und wird fortbestehen nach meinem Tode. Die Staaten werden erhalten durch die Fortpflanzung der Racen, und so lange man mit Vergnügen daran arbeiten wird das Leben zu vervielfältigen, wird auch der Haufen durch Minister oder Fürsten regiert werden. Das bleibt sich fast gleich: ein wenig einfältiger, ein wenig klüger, die Unterschiede sind so gering, daß die

---

flexions sur les talents militaires et sur le caractère de Charles XII roi de Suède drucken lassen, eine der merkwürdigsten Abhandlungen des Königs. Sein Blick für die Fehler Karl's XII war geschärft durch die geheimen Erfahrungen, die er an sich selbst in den verlorenen Schlachten der letzten Jahre gemacht hatte, und indem er mit Achtung dem unglücklichen Eroberer das Urtheil sprach, stellte er dabei sich zugleich die höhere Berechtigung seiner eigenen maßvollen Politik fest. Die Schrift ist deshalb nicht nur eine bemerkenswerthe Urkunde seiner weisen Mäßigung, sie ist auch ein Denkmal stiller Selbstbefreiung und eines innern Fortschritts.

Masse des Volkes kaum etwas davon wahrnimmt. Wiederholen Sie mir also nicht die alten Einwendungen der Hofleute, Eigenliebe und Eitelkeit vermögen durchaus nicht meine Empfindung zu ändern. Es ist kein Act der Schwäche, so unglückliche Tage zu enden, es ist eine vorsichtige Politik. — Ich habe alle meine Freunde verloren, meine liebsten Verwandten, ich bin unglücklich nach allen Möglichkeiten, ich habe nichts zu hoffen, meine Feinde behandeln mich mit Verachtung, mit Hohnlachen, und ihr Stolz rüstet sich mich unter ihre Füße zu treten.

(1760. Nov.) Meine Arbeit ist schrecklich, der Krieg hat fünf Feldzüge gedauert. Wir vernachlässigen nichts, was uns Mittel des Widerstandes geben kann, und ich spanne den Bogen mit meiner ganzen Kraft; aber eine Armee ist zusammengesetzt aus Armen und Köpfen. Arme fehlen uns nicht, aber die Köpfe sind bei uns nicht mehr vorhanden, wenn Sie sich nicht etwa die Mühe geben wollen, mir einige beim Bildhauer Adam zu bestellen, und die würden gerade so viel nützen, als was ich habe. Meine Pflicht und Ehre halten mich fest. Aber trotz Stoicismus und Ausdauer gibt es Augenblicke, wo man einige Lust verspürt, sich dem Teufel zu ergeben. Adieu, mein lieber Marquis, lassen Sie sich's gut gehen und machen Sie Ihre Gelübde für einen armen Teufel, der sich von hinnen begeben wird, um nach jener Wiese, die mit Asphodelos bepflanzt ist, zu reisen, wenn der Frieden nicht zu Stande kommt.

(1761. Juni.) Zählen Sie dies Jahr nicht auf den Frieden. Wenn das Glück mich nicht verläßt, so werde ich mich aus dem Handel ziehen, so gut ich kann. Aber ich werde im nächsten Jahr noch auf dem Seil tanzen und gefährliche Sprünge machen müssen, wenn es Ihren sehr apostolischen, sehr christlichen und sehr moskowitischen Majestäten gefällt zu rufen: „Springe, Marquis!" — Ach, wie sind die Menschen doch hartherzig! Man sagt mir: „Du hast Freunde." Ja

schöne Freunde, die mit gekreuzten Armen einem sagen: „Wirklich, ich wünsche dir alles Glück!" — „Aber ich ertrinke, reicht mir einen Strick!" — „Nein, du wirst nicht ertrinken." — „Doch, ich muß im nächsten Augenblick untergehn." — „O, wir hoffen das Gegentheil. Aber wenn dir das begegnete, so sei überzeugt, wir werden dir eine schöne Grabschrift machen." — So ist die Welt, das sind die schönen Complimente, womit man mich von allen Seiten bewillkommt.

(1762. Jan.) Ich bin so unglücklich in diesem ganzen Kriege gewesen mit der Feder und mit dem Degen, daß ich ein großes Mißtrauen gegen alle glücklichen Ereignisse erhalten habe. Ja, die Erfahrung ist eine schöne Sache; in meiner Jugend war ich ausgelassen wie ein Füllen, das ohne Zaum auf einer Wiese umherspringt, jetzt bin ich vorsichtig geworden wie der alte Nestor. Aber ich bin auch grau, runzelig aus Kummer, durch Körperleiden niedergedrückt und, mit einem Worte, nur noch gut vor die Hunde geworfen zu werden. Sie haben mich immer ermahnt, mich wohl zu befinden, geben Sie mir das Mittel, mein Lieber, wenn man gezaust wird, wie ich. Die Vögel, welche man dem Muthwillen der Kinder überläßt, die Kreisel, welche durch Meerkatzen herumgepeitscht werden, sind nicht mehr umhergetrieben und gemißhandelt, als ich bis jetzt durch drei wüthende Feinde war.

(1762. Mai.) Ich gehe durch eine Schule der Geduld, sie ist hart, langwierig, grausam, ja barbarisch. Ich rette mich daraus, indem ich das Universum im Ganzen ansehe, wie von einem fremden Planeten. Da erscheinen mir alle Gegenstände unendlich klein, und ich bemitleide meine Feinde, daß sie sich so viel Mühe um so Geringes geben. Ist es das Alter, ist es das Nachdenken, ist es die Vernunft? ich betrachte alle Ereignisse des Lebens mit viel mehr Gleichgiltigkeit als sonst. Gibt es etwas für das Wohl des Staats zu thun, so setze ich noch einige Kraft daran, aber unter

uns gesagt, es ist nicht mehr das feurige Stürmen meiner Jugend, nicht der Enthusiasmus, der mich sonst beseelte. Es ist Zeit, daß der Krieg zu Ende geht, denn meine Predigten werden langweilig, und bald werden meine Zuhörer sich über mich beklagen.

Und an Frau von Camas schreibt er: „Sie sprechen von dem Tod der armen F... Ach, liebe Mama, seit sechs Jahren beklage ich nicht mehr die Toten, sondern die Lebenden.“ —

So schrieb und trauerte der König, aber er hielt aus. Und wer durch die finstere Energie seines Entschlusses erschüttert wird, der möge sich vor der Meinung hüten, daß in ihr die Kraft dieses wunderbaren Geistes ihren höchsten Ausdruck finde. Es ist wahr, der König hatte einige Augenblicke der Betäubung, wo er die Kugel des Feindes für sich forderte, um nicht selbst den Tod in der Kapsel suchen zu müssen, welche er in den Kleidern trug; es ist wahr, er war fest entschlossen, den Staat nicht dadurch zu verderben, daß er als Gefangener Oestreichs lebe; in so fern hat, was er schreibt, eine furchtbare Wahrheit. Aber er war auch von dichterischer Anlage, war ein Kind aus dem Jahrhundert, welches sich so sehr nach großen Thaten sehnte und in dem Aussprechen erhabener Stimmungen so hohe Befriedigung fand; er war im Grunde seines Herzens ein Deutscher mit denselben Herzensbedürfnissen, wie etwa der unendlich schwächere Klopstock und dessen Verehrer. Das grübelnde Nachdenken und das entschlossene Aussprechen seines letzten Plans machten ihn innerlich freier und heiterer. Auch seiner Schwester von Baireuth schrieb er darüber in dem unheimlichen zweiten Jahre des Krieges, und dieser Brief ist besonders bezeichnend.*) Denn auch die Schwester ist entschlossen, ihn und den Fall ihres Hauses nicht zu überleben, und er billigt diesen Entschluß,

---

*) Oeuvres XXVII. 1. Nr. 328 vom 17. September.

dem er übrigens in seinem düstern Behagen über die eigenen Betrachtungen wenig Beachtung gönnt. Einst hatten die beiden Königskinder im strengen Vaterhause heimlich die Rollen französischer Trauerspiele mit einander hergesagt, jetzt schlugen ihre Herzen wieder in dem einmüthigen Gedanken, sich durch einen antiken Tod aus dem Leben voll Täuschung, Verirrung und Leiden zu befreien. Aber als die aufgeregte und nervöse Schwester gefährlich erkrankte, da vergaß Friedrich alle seine Philosophie aus der Schule der Stoa, und in leidenschaftlicher Zärtlichkeit, die noch fest im Leben hing, sorgte und grämte er sich um die, welche ihm die liebste seiner Familie war. Und als sie starb, da wurde sein lauter Jammer vielleicht noch durch die Empfindung geschärft, daß er zu tragisch in das zarte Leben der Frau gegriffen hatte. So mischt sich auch bei dem größten von allen Deutschen, welche aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts heraufkamen, poetische Empfindung und der Wunsch, schön und groß zu erscheinen, seltsam in das ernsthafte Leben der Wirklichkeit. Der arme kleine Professor Semler, welcher in der tiefsten Rührung noch seine Körperhaltung studirt und seine Complimente überlegt, und der große König, welcher in kalter Erwartung seiner Todesstunde noch über den Selbstmord in schöngeformten Sätzen schreibt, beide sind die Söhne derselben Zeit, in welcher das Pathos, welches in der Kunst noch keinen würdigen Ausdruck findet, wie eine Schlingpflanze um das wirkliche Leben wuchert. Der König aber war größer als seine Philosophie. In der That verlor er gar nicht seinen Muth, die zähe, trotzige Kraft des Germanen, und nicht die stille Hoffnung, welche der Mensch bei jeder starken Arbeit bedarf.

Und er hielt aus. Die Kraft seiner Feinde wurde geringer, auch ihre Feldherren nutzten sich ab, auch ihre Heere wurden zerschmettert, endlich trat Rußland von dem Bündniß zurück. Dies und die letzten Siege des Königs gaben den Ausschlag. Er hatte überwunden, er hatte das eroberte Schlesien für

Preußen gerettet, sein Volk frohlockte, die treuen Bürger seiner Hauptstadt bereiteten ihm den festlichen Empfang, er aber mied die Freude der Menschen und kehrte allein und still nach Sanssouci zurück. Er wollte den Rest seiner Tage, wie er sagte, im Frieden für sein Volk leben.

Die ersten dreiundzwanzig Jahre seiner Regierung hatte er gerungen und gekriegt, seine Kraft gegen die Welt durchzusetzen; noch dreiundzwanzig Jahre sollte er friedlich über sein Volk herrschen als ein weiser und strenger Hausvater. Die Ideen, nach denen er den Staat leitete, mit größter Selbstverleugnung, aber selbstwillig, das Größte erstrebend und auch das Kleinste beherrschend, sind zum Theil durch höhere Bildungen der Gegenwart überwunden worden; sie entsprachen der Einsicht, welche seine Jugend und die Erfahrungen des ersten Mannesalters ihm gegeben hatten. Frei sollte der Geist sein, jeder denken, was er wollte, aber thun, was seine Bürgerpflicht war. Wie er selbst sein Behagen und seine Ausgaben dem Wohl des Staates unterordnete, mit etwa 200,000 Thalern den ganzen königlichen Haushalt bestritt, zuerst an den Vortheil des Volkes und zuletzt an sich dachte, so sollten alle seine Unterthanen bereitwillig das tragen, was er ihnen an Pflicht und Last auflegte. Jeder sollte in dem Kreise bleiben, in den ihn Geburt und Erziehung gesetzt, der Edelmann sollte Gutsherr und Offizier sein, dem Bürger gehörte die Stadt, Handel, Gewerbfleiß, Lehre und Erfindung, dem Bauer der Acker und die Dienste. Aber in seinem Stande sollte jeder gedeihen und sich wohl fühlen. Gleiches, strenges, schnelles Recht für jeden, keine Begünstigung des Vornehmen und Reichen, in zweifelhaftem Falle lieber des kleinen Mannes. Die Zahl der thätigen Menschen vermehren, jede Thätigkeit so lohnend als möglich machen und so hoch als möglich steigern, so wenig als möglich vom Ausland kaufen, Alles selbst hervorbringen, den Ueberschuß über die Grenzen fahren, das war der Hauptgrundsatz seiner Staats=

wirthschaft. Unablässig war er bemüht, die Morgenzahl des Ackerbodens zu vergrößern, neue Stellen für Ansiedler zu schaffen. Sümpfe wurden ausgetrocknet, Seen abgezapft, Deiche aufgeworfen; Kanäle wurden gegraben, Vorschüsse bei Anlagen neuer Fabriken gemacht, Städte und Dörfer auf Antrieb und mit Geldmitteln der Regierung massiver und gesünder wieder aufgebaut: das landwirthschaftliche Creditsystem, die Feuersocietät, die königliche Bank wurden gegründet, überall wurden Volksschulen gestiftet, unterrichtete Leute angezogen, überall Bildung und Ordnung des regierenden Beamtenstandes durch Prüfungen und strenge Ueberwachung gefordert. Es ist Sache des Geschichtschreibers das aufzuzählen und zu rühmen, auch einzelne verfehlte Versuche des Königs hervorzuheben, die bei dem Bestreben, Alles selbst zu leiten, nicht ausbleiben konnten.

Für alle seine Länder sorgte der König, nicht zuletzt für sein Schmerzenskind, das neuerworbene Schlesien. Als der König die große Landschaft eroberte, hatte sie wenig mehr als eine Million Einwohner.*) Lebhaft wurde dort der Gegensatz empfunden, der zwischen der bequemen östreichischen Wirthschaft und dem knappen, rastlosen, Alles aufregenden Regiment der Preußen war. In Wien war das Verzeichniß verbotener Bücher größer gewesen als zu Rom, jetzt kamen unaufhörlich die Bücherballen aus Deutschland in die Provinz gewandert, das Lesen und Kaufen war zum Verwundern frei, sogar die gedruckten Angriffe auf den eigenen Landesherrn. In Oestreich war es ausschließliche Vergünstigung der Vornehmen, ausländisches Tuch tragen zu dürfen; als in Preußen der Vater Friedrich's des Großen die Einfuhr von fremdem Tuch verboten hatte, kleidete er zuerst sich und seine Prinzen in Landtuch. In Wien hatte kein Amt für vornehm gegolten, wenn dazu noch

*) Im Jahre 1740: 1,100,000, im Jahre 1756: 1,300,000, 1763 war die Zahl auf 1,150,000 gesunken, 1779 waren 1,500,000. Man nahm damals an, daß das Land noch 2–300,000 Menschen mehr erhalten könne, — es zählt jetzt über 3,000,000.

etwas Anderes als stattlicher Aufwand erfordert wurde, alle Arbeit war Sache der Unterbeamten, der Kammerherr galt mehr als der verdiente General und Minister; in Preußen war auch der Vornehmste gering geachtet, wenn er dem Staat nichts nützte, und der König selbst war der allergenaueste Beamte, der über jedes Tausend Thaler, das erspart oder verausgabt wurde, sorgte und schalt. Wer in Oestreich vom katholischen Glauben abfiel, wurde mit Beschlagnahme des Vermögens und Landesverweisung bestraft, bei den Preußen konnte zu jedem Glauben ab- und zufallen, wer da wollte, das war seine Sache. Bei den Kaiserlichen war der Regierung im Ganzen lästig gewesen, wenn sie sich um etwas hatte bekümmern müssen, die preußischen Beamten hatten ihre Nase und ihre Hände überall. Trotz der drei schlesischen Kriege wurde die Provinz weit blühender als zur Kaiserzeit. Einst hatten hundert Jahre nicht ausgereicht, die handgreiflichen Spuren des dreißigjährigen Krieges zu verwischen, die Leute erinnerten sich wohl, wie überall in den Städten die Schutthaufen aus der Schwedenzeit gelegen hatten, überall neben den gebauten Häusern die wüsten Brandstellen. Viele kleine Städte hatten noch Blockhäuser nach alter slavischer Art mit Stroh- und Schindeldach, seit lange dürftig ausgeflickt. Durch die Preußen waren die Spuren nicht nur alter Verwüstung, auch der neuen des siebenjährigen Krieges nach wenigen Jahrzehnten getilgt. Friedrich hatte einige hundert neue Dörfer angelegt, hatte fünfzehn ansehnliche Städte zum großen Theil auf königliche Kosten wieder in regelmäßigen Straßen aufmauern lassen, er hatte den Gutsherren den harten Zwang aufgelegt, einige tausend eingezogene Bauerhöfe wieder aufzubauen und mit erblichen Eigenthümern zu besetzen. Zur Kaiserzeit waren die Abgaben weit geringer gewesen, aber sie waren ungleich vertheilt und lasteten zumeist auf dem Armen, der Adel war vom größten Theil derselben befreit, die Erhebung war ungeschickt, viel wurde veruntreut und schlecht verwendet, es

floß verhältnißmäßig wenig in die kaiserlichen Kassen. Die Preußen dagegen hatten das Land in kleine Kreise getheilt, den Werth des gesammten Bodens abgeschätzt, in wenig Jahren fast alle Steuerbefreiung aufgehoben, das flache Land zahlte jetzt seine Grundsteuer, die Städte ihre Accise. So trug die Provinz die doppelten Lasten mit größerer Leichtigkeit, nur die Bevorrechteten murrten; und dabei konnte sie noch 40,000 Soldaten unterhalten, während sonst etwa 2000 im Lande gewesen waren. Vor 1740 hatten die Edelleute die großen Herren gespielt, wer katholisch und reich war, lebte in Wien, wer sonst das Geld aufbringen konnte, zog sich nach Breslau; jetzt saß die Mehrzahl der Gutsherren auf ihren Gütern, die Krippenreiterei hatte aufgehört, der Adel wußte, daß es ihm beim König für eine Ehre galt, wenn er für die Verbesserung des Bodenanbaues sorgte, und daß der neue Herr solchen kalte Verachtung zeigte, die nicht Landwirthe, Beamte oder Offiziere waren. Früher waren die Gerichtshändel unabsehbar und kostspielig gewesen, ohne Bestechung und Geldopfer kaum durchzusetzen, jetzt fiel auf, daß die Zahl der Rechtsanwälte geringer wurde, die Urtheile so schnell kamen. Unter den Oestreichern freilich war der Karavanen-Handel mit dem Osten Europas größer gewesen, die Bukowiner und Ungarn, auch die Polen entfremdeten sich und sahen bereits nach Triest, aber dafür erhoben sich neue Gewerbszweige: Wolle und Tuch, und in den Gebirgsthälern ein großartiger Leinwandhandel. Viele fanden die neue Zeit unbequem, mancher wurde in der That durch ihre Härte gedrückt, wenige wagten zu leugnen, daß es im Ganzen weit besser geworden war.

Aber noch etwas Anderes fiel dem Schlesier an dem preußischen Wesen auf, und bald gewann dies Auffallende eine stille Herrschaft über seine eigene Seele. Das war ein hingebender spartanischer Geist der Diener des Königs, der bis in die niederen Aemter so häufig zu Tage kam. Da waren die Acciseeinnehmer, schon vor Einführung der französischen

Steuererhebung wenig beliebt, kriegsuntaugliche Unteroffiziere, alte Soldaten des Königs, die seine Schlachten gewonnen hatten, im Pulverdampfe ergraut waren. Sie saßen jetzt an den Thoren und rauchten aus ihrer Holzpfeife, sie erhielten sehr geringen Gehalt, konnten sich gar nichts zu Gute thun, aber sie waren vom frühen Morgen bis späten Abend zur Stelle, thaten ihre Pflicht gewandt, kurz, pünktlich, wie alte Soldaten pflegen. Sie dachten immer an ihren Dienst, er war ihre Ehre, ihr Stolz. Und noch lange erzählten alte Schlesier aus der Zeit des großen Königs ihren Enkeln, wie ihnen auch an andern preußischen Beamten die Pünktlichkeit, Strenge und Ehrlichkeit aufgefallen war. Da war in jeder Kreisstadt ein Einnehmer der Steuern, er hauste in seiner kleinen Dienststube, die vielleicht zu gleicher Zeit sein Schlafzimmer war, und sammelte in einer großen hölzernen Schüssel die Grundsteuer, welche die Schulzen allmonatlich am bestimmten Tage in seine Stube trugen. Viele tausend Thaler wurden auf langer Liste verzeichnet und bis auf den letzten Pfennig in die großen Hauptkassen abgeliefert. Gering war die Besoldung auch eines solchen Mannes, er saß, nahm ein und packte in Beutel, bis sein Haar weiß wurde und die zitternde Hand nicht mehr die Zweigroschenstücke zu werfen vermochte. Und der Stolz seines Lebens war, daß der König auch ihn persönlich kannte und wenn er einmal durch den Ort fuhr, während dem Umspannen schweigend aus seinen großen Augen nach ihm hinsah, oder wenn er sehr gnädig war, ein wenig gegen ihn das Haupt neigte. Mit Achtung und einer gewissen Scheu sah das Volk auch auf diese untergeordneten Diener einer neuen Regierungsweise. Und nicht die Schlesier allein. Es war damit überhaupt etwas Neues in die Welt gekommen. Nicht aus Laune nannte Friedrich II sich den ersten Diener seines Staates. Wie er auf den Schlachtfeldern seinen wilden Adel gelehrt hatte, daß es höchste Ehre sei für das Vaterland zu sterben, so drückte sein unermüdliches pflichtgetreues

Sorgen auch dem kleinsten seiner Diener in entlegenem Grenzort die große Idee in die Seele, daß er zuerst zum Besten seines Königs und des Landes zu leben und zu arbeiten habe.

Als die Provinz Preußen im siebenjährigen Kriege gezwungen wurde der Kaiserin Elisabeth zu huldigen, und mehre Jahre dem russischen Reich einverleibt blieb, da wagten die Beamten der Landschaft dennoch unter der fremden Armee und Regierung insgeheim für ihren König Geld und Getreide zu erheben, große Kunst wurde angewendet die Sendungen durchzubringen. Viele waren im Geheimniß, nicht ein Verräther darunter, verkleidet stahlen sie sich mit Lebensgefahr durch die russischen Heere. Und sie merkten, daß sie geringen Dank ernten würden, denn der König mochte seine Ostpreußen überhaupt nicht leiden, er sprach geringschätzig von ihnen, gönnte ihnen ungern die Gnaden, die er andern Provinzen erwies, sein Antlitz wurde zu Stein, wenn er erfuhr, daß einer seiner jungen Offiziere zwischen Weichsel und Memel geboren sei, und nie betrat er seit dem Kriege ostpreußisches Gebiet. Die Ostpreußen aber ließen sich dadurch in ihrer Verehrung gar nicht stören, sie hingen mit treuer Liebe an dem ungnädigen Herrn, und sein bester und begeisterter Lobredner war Immanuel Kant.

Wol war es ein ernstes, oft rauhes Leben in des Königs Dienst, unaufhörlich das Schaffen und Entbehren, auch dem Besten war es schwer dem strengen Herrn genug zu thun, auch der größten Hingebung wurde ein kurzer Dank; war eine Kraft abgenutzt, wurde sie vielleicht kalt bei Seite geworfen: ohne Ende war die Arbeit, überall Neues, Angefangenes, Gerüste an unfertigem Baue. Wer in das Land kam, dem erschien das Leben gar nicht anmuthig, es war so herb, einförmig, rauh, wenig Schönheit und sorglose Heiterkeit zu finden. Und wie der frauenlose Haushalt des Königs, die schweigsamen Diener, die unterwürfigen Vertrauten unter den Bäumen eines stillen Gartens dem fremden Gast den

Eindruck eines Klosters machten, so fand er in dem ganzen preußischen Wesen etwas von der Entsagung und dem Gehorsam einer großen emsigen Ordensbrüderschaft.

Denn auch auf das Volk selbst war etwas von diesem Geiste übergegangen. Wir aber verehren darin ein unsterbliches Verdienst Friedrich's II, noch jetzt ist dieser Geist der Selbstverleugnung das Geheimniß der Größe des preußischen Staats, die letzte und beste Bürgschaft für seine Dauer. Die kunstvolle Maschine, welche der große König mit so viel Geist und Thatkraft eingerichtet hatte, sollte nicht ewig bestehen, schon zwanzig Jahre nach seinem Tode zerbrach sie; aber daß der Staat nicht zugleich mit ihr unterging, daß kluge Einsicht und Vaterlandsliebe der Bürger selbst im Stande waren, unter seinen Nachfolgern auf neuen Grundlagen ein neues Leben zu schaffen, das ist das Geheimniß von Friedrich's Größe.

Neun Jahre nach dem Schluß des letzten Krieges, der um die Behauptung Schlesiens geführt wurde, vergrößerte Friedrich seinen Staat durch einen neuen Erwerb, an Meilenzahl nicht viel geringer, leer an Menschen, durch die polnischen Landestheile, welche seitdem in ihrer Hauptmasse unter dem Namen Westpreußen deutsches Land geworden sind.

Waren schon die Ansprüche des Königs auf Schlesien zweifelhaft gewesen, so bedurfte es jetzt des ganzen Scharfsinns seiner Beamten, einige unsichere Rechte auf Theile des neuen Erwerbs auszuschmücken. Der König selbst frug wenig darnach. Er hatte mit fast übermenschlichem Heldenmuth die Besetzung Schlesiens vor der Welt vertheidigt, durch Ströme von Blut war die Provinz an Preußen gekittet. Hier that die Klugheit des Politikers fast allein das Werk. Und lange fehlte in der Meinung der Menschen dem Eroberer die Berechtigung, welche, wie es scheint, die Greuel des Krieges und das Glück des Schlachtfeldes verleihen. Aber dieser letzte Landgewinn des Königs, dem Kanonendonner und Siegesfanfare so sehr fehlten, war doch von allen großen Geschenken,

welche das deutsche Volk Friedrich II verdankt, das größte und segensreichste. Mehre hundert Jahre hindurch waren die vielgetheilten Deutschen durch eroberungslustige Nachbarn eingeengt und geschädigt worden, der große König war der erste Eroberer, welcher wieder die deutschen Grenzen weiter nach Osten hinausschob. Hundert Jahre nachdem sein großer Ahnherr die Rheinfestungen gegen Ludwig XIV vergebens vertheidigt hatte, gab er den Deutschen wieder die nachdrückliche Mahnung, daß sie die Aufgabe haben, Gesetz, Bildung, Freiheit, bessere Bodenwirthschaft und Gewerbfleiß in den Osten Europas hineinzutragen. Sein ganzes Land, einige altsächsische Gebiete ausgenommen, war in ältester Zeit deutsch, darauf slavisch gewesen, dann wieder den Slaven durch Gewalt und Besiedelung abgerungen; seit der Völkerwanderung des Mittelalters hatte der Kampf um die weiten Ebenen im Osten der Oder nicht aufgehört, seit dem Erwerb der Mark Brandenburg hatten die Hohenzollern nie vergessen, daß sie Verwalter der deutschen Grenze waren. So oft die Waffen ruhten, stritten die Politiker. Kurfürst Friedrich Wilhelm hatte das Ordensland Preußen von der polnischen Lehenshoheit befreit, Friedrich I hatte auf dieses vom Mutterland entfernt gelegene Herzogthum entschlossen die Königskrone gesetzt. Aber der Besitz Ostpreußens blieb unsicher, nicht die verfaulte Republik Polen drohte Gefahr, wol aber die aufsteigende Größe Rußlands. Friedrich hatte die Russen als Feinde achten gelernt, er kannte die hochfliegenden Pläne der Kaiserin Katharina. Da griff der kluge Fürst im rechten Augenblick zu. Das neue Gebiet: Pommerellen, die Woiwodschaft Kulm und Marienburg, das Bisthum Ermland, die Stadt Elbing, ein Theil von Kujavien, ein Theil von Posen, verband Ostpreußen mit Pommern und der Mark. Es war von je ein Grenzland gewesen, seit der Urzeit hatten sich Völker von verschiedenem Stamm an den Küsten der Ostsee gedrängt: Deutsche, Slaven, Litauer, Finnen. Seit dem 13. Jahrhundert waren die Deutschen als Städtegründer und

Ackerbauer in dies Weichselland gedrungen: Ordensritter, Kaufleute, fromme Mönche, deutsche Edelleute und Bauern. Zu beiden Seiten des Weichselstroms erhoben sich Thürme und Grenzsteine der deutschen Pflanzstädte. Vor allen ragte das prächtige Danzig, das Venedig der Ostsee, der große Seemarkt der Slavenländer, mit seiner reichen Marienkirche und den Palästen seiner Kaufherren, dahinter am andern Arm der Weichsel sein bescheidener Nebenbuhler Elbing, weiter aufwärts die stattlichen Thürme und weiten Laubengänge Marienburgs, dabei das große Fürstenschloß der deutschen Ritter, das schönste Bauwerk im deutschen Norden, und in dem Weichselthal auf üppigem Niederungsboden die alten blühenden Colonistengüter, eine der gesegnetsten Landschaften der Welt, durch mächtige Dämme aus der Ordenszeit gegen die Verwüstungen des Slavenstromes geschützt. Noch weiter aufwärts Marienwerder, Graudenz, Kulm, und an den Niederungen der Netze Bromberg, Mittelpunkt der deutschen Grenzsiedelungen unter polnischem Volk. Kleinere deutsche Städte und Dorfgemeinden waren durch das ganze Gebiet zerstreut, eifrig hatten auch die reichen Cistercienserklöster Oliva und Peplin Einwanderer zur Urbarmachung des Bodens herbeigezogen.

Die gewaltthätige Härte des deutschen Ordens trieb die deutschen Städte und Grundherren Westpreußens im 15. Jahrhundert zum Anschluß an Polen. Die Reformation des 16. Jahrhunderts unterwarf sich nicht nur die Seelen der deutschen Ansiedler, auch in der großen Republik Polen waren drei Viertheile des Adels protestantisch, in der slavischen Landschaft Pommerellen um 1590 von hundert Kirchspielen etwa siebenzig. Und es schien eine kurze Zeit, als sollte sich in dem slavischen Osten eine neue Volkskraft und neue Cultur entwickeln, ein großer polnischer Staat mit deutscher Städtemacht. Aber die Einführung der Jesuiten brachte eine unheilvolle Umwandlung. Der polnische Adel fiel zur katho-

lischen Kirche zurück, in den Jesuitenschulen wurden seine Söhne zu bekehrungslustigen Fanatikern erzogen; von da an verfiel der polnische Staat, immer trostloser wurden die Zustände.

Nicht gleich war die Haltung der Deutschen in Westpreußen gegenüber bekehrenden Jesuiten und slavischer Zwingherrschaft. Ein großer Theil des eingewanderten deutschen Adels wurde katholisch und polnisch, die Bürger und Bauern blieben in der Mehrzahl hartnäckig Protestanten. Zu dem Gegensatz der Sprache kam jetzt auch der Gegensatz der Bekenntnisse, zu dem Stammhaß die Glaubenswuth. Gerade in dem Jahrhundert der Aufklärung wurde in diesen Landschaften die Verfolgung der Deutschen fanatisch, eine protestantische Kirche nach der andern wurde eingezogen, niedergerissen, die hölzernen angezündet; war eine Kirche verbrannt, so hatten die Dörfer das Glockenrecht verloren, deutsche Prediger und Schullehrer wurden verjagt und schändlich mißhandelt. „Vexa Lutheranum dabit thalerum“ wurde das gewöhnliche Sprichwort der Polen gegen die Deutschen. Einer der größten Grundherren des Landes, ein Unruh aus dem Hause Birnbaum, Starost von Gnesen, wurde zum Tode mit Zungenausreißen und Handabhauen verurtheilt, weil er aus deutschen Büchern beißende Bemerkungen gegen die Jesuiten in ein Notizbuch geschrieben hatte. Es gab kein Recht, es gab keinen Schutz mehr. Die nationale Partei des polnischen Adels verfolgte im Bunde mit den Pfaffen am leidenschaftlichsten die, welche sie als Deutsche und Protestanten haßte. Zu den Patrioten oder Conföderirten lief alles raublustige Gesindel; sie warben Haufen, zogen plündernd im Lande umher, überfielen kleinere Städte und deutsche Dörfer, nicht nur aus Glaubenseifer, noch mehr aus Habsucht. Der polnische Edelmann Roskowski zog einen rothen und einen schwarzen Stiefel an, der eine sollte Feuer, der andere Tod bedeuten; so ritt er brandschatzend von einem Ort zum andern, ließ endlich in Jastrow

dem evangelischen Prediger Willich Hände, Füße und zuletzt den Kopf abhauen und die Glieder in einen Morast werfen. Das geschah 1768.

So sah es in dem Lande kurz vor der preußischen Besitznahme aus. Es waren Zustände, wie sie jetzt in dem elendesten Winkel des christlichen Europas unerhört wären.

Schon als Knabe von zwölf Jahren war Friedrich der Große im Königsschloß zu Berlin durch den Zorn und die Trauer seines Vaters daran erinnert worden, daß die Könige von Preußen gegen die deutschen Ansiedelungen an der Weichsel eine Pflicht des Schutzes zu erfüllen hatten. Denn im Jahre 1724 war von dort aus ein lauter Schrei nach Hilfe durch Deutschland gedrungen und das blutige Trauerspiel von Thorn wurde eine große Angelegenheit der öffentlichen Meinung und der Cabinette. In Thorn hatten bei einer Procession, welche von den Jesuiten durch die Stadt geführt wurde, polnische Adlige des Jesuiten-Collegiums Bürger und Gymnasiasten thätlich beleidigt, darauf war das erbitterte Volk in Schule und Collegium der Jesuiten eingefallen und hatte darin verwüstet. Der unwichtige Straßenauflauf war vor den polnischen Reichstag gebracht worden und der Reichstag hatte im Assessorialgericht nach einer leidenschaftlichen Rede des Pater Provincial der Jesuiten die beiden Bürgermeister der Stadt und sechzehn Bürger zum Tode verurtheilt, worauf die jesuitische Partei sich beeilte den obersten Bürgermeister Rößner und neun Bürger hinzurichten, zum Theil mit barbarischer Grausamkeit. Den Protestanten wurde die Marienkirche genommen, die Prediger verjagt, das Gymnasium geschlossen. Damals hatte König Friedrich Wilhelm sich vergebens angestrengt, der unglücklichen Stadt zu helfen, er hatte ernste Abmahnungsschreiben sämmtlicher Nachbarmächte veranlaßt, und hatte es als bittern Schmerz und Demüthigung empfunden, daß alle seine Vorstellungen unbeachtet blieben; jetzt nach fünfzig Jahren kam sein Sohn, dem wüsten Unfug ein Ende

zu machen, und das Land, welches vor der polnischen Herrschaft zum Gebiet des deutschen Ordens gehört hatte, wieder mit Preußen zu vereinigen.

Zwar Danzig, den Polen unentbehrlich, erhielt sich in den Jahrzehnten der Auflösung und nach der preußischen Besetzung des Weichsellandes in vornehmer Abgeschlossenheit, es blieb ein Freistaat unter slavischem Schutz, lange dem großen König ärgerlich und wenig geneigt. Auch Thorn mußte noch zwanzig Jahre als polnische Grenzstadt von den übrigen deutschen Ansiedlungen getrennt in Bedrängniß ausharren. Aber dem flachen Lande und den meisten deutschen Städten war die thatkräftige Hilfe des Königs Rettung vom Untergange. Die preußischen Beamten, welche in das Land geschickt wurden, waren erstaunt über die Trostlosigkeit der unerhörten Verhältnisse, welche wenige Tagereisen von ihrer Hauptstadt bestanden. Nur einige größere Städte, in denen das deutsche Leben durch feste Mauern und den alten Marktverkehr unterhalten wurde, und geschützte Landstriche, welche ausschließlich von Deutschen bewohnt wurden, wie die Niederung bei Danzig, die Dörfer unter der milden Herrschaft der Cistercienser von Oliva und die wohlhabenden deutschen Ortschaften des katholischen Ermlands, lebten in erträglichen Zuständen. Andere Städte lagen in Trümmern, wie die meisten Höfe des Flachlandes. Bromberg, die deutsche Colonistenstadt, fanden die Preußen in Schutt und Ruinen; es ist noch heute nicht möglich genau zu ermitteln, wie die Stadt in diesen Zustand gekommen ist*), ja die Schicksale, welche der ganze Netzedistrict in den letzten neun Jahren vor der preußischen Besitznahme erduldet hat, sind völlig unbekannt, kein Geschichtschreiber, keine Urkunde, keine Aufzeichnung gibt Bericht über die Zerstörung und das Gemetzel, welches dort verwüstet haben muß. Offenbar haben die polnischen Parteien sich unter einander

*) Neue preußische Provinzialblätter, Jahrgang VI. 1854. Nr. 4, S. 259.

geschlagen, Mißernten und Seuchen mögen das Uebrige gethan haben. Kulm hatte aus alter Zeit seine wohlgefügten Mauern und die stattlichen Kirchen erhalten, aber in den Straßen ragten die Hälse der Hauskeller über das morsche Holz und die Ziegelbrocken der zerfallenen Gebäude hervor, ganze Straßen bestanden nur aus solchen Kellerräumen, in denen elende Bewohner hausten. Von den vierzig Häusern des großen Marktplatzes hatten achtundzwanzig keine Thüren, keine Dächer, keine Fenster und keine Eigenthümer. In ähnlicher Verfassung waren andere Städte.

Auch die Mehrzahl des Landvolks lebte in Zuständen, welche den Beamten des Königs jämmerlich schienen, zumal an der Grenze Pommerns, wo die wendischen Kassuben saßen. Wer dort einem Dorf nahte, der sah graue Hütten und zerrissene Strohdächer auf kahler Fläche, ohne einen Baum, ohne einen Garten — nur die Sauerkirschbäume waren altheimisch. Die Häuser waren aus hölzernen Sprossen gebaut, mit Lehm ausgeklebt; durch die Hausthür trat man in die Stube mit großem Herd ohne Schornstein; Stubenöfen waren unbekannt, selten wurde ein Licht angezündet, nur der Kienspahn erhellte das Dunkel der langen Winterabende; das Hauptstück des elenden Hausraths war das Crucifix, darunter der Napf mit Weihwasser. Das schmutzige und wüste Volk lebte von Brei aus Roggenmehl, oft nur von Kräutern, die sie als Kohl zur Suppe kochten, von Heringen und Branntwein, dem Frauen wie Männer unterlagen. Brot wurde nur von den Reichsten gebacken. Viele hatten in ihrem Leben nie einen solchen Leckerbissen gegessen, in wenig Dörfern stand ein Backofen. Hielten die Leute ja einmal Bienenstöcke, so verkauften sie den Honig an die Städter, außerdem geschnitzte Löffel und gestohlne Rinde; dafür erstanden sie auf den Jahrmärkten den groben blauen Tuchrock, die schwarze Pelzmütze und das hellrothe Kopftuch für ihre Frauen. Nicht häufig war ein Webestuhl, das Spinnrad kannte man gar nicht.

Die Preußen hörten dort kein Volkslied, keinen Tanz, keine Musik, Freuden, denen auch der elendeste Pole nicht entsagt; stumm und schwerfällig trank das Volk den schlechten Branntwein, prügelte sich und taumelte in die Winkel. Auch der Bauernadel unterschied sich kaum von den Bauern, er führte seinen Hakenpflug selbst und klapperte in Holzpantoffeln auf dem ungedielten Fußboden seiner Hütte. Schwer wurde es auch dem Preußenkönig, diesem Volke zu nützen. Nur die Kartoffeln verbreiteten sich schnell, aber noch lange wurden die befohlenen Obstpflanzungen von dem Volke zerstört, und alle anderen Culturversuche fanden Widerstand.

Ebenso dürftig und verfallen waren die Grenzstriche mit polnischer Bevölkerung, aber der polnische Bauer bewahrte in seiner Armseligkeit und Unordnung wenigstens die größere Regsamkeit seines Stammes. Selbst auf den Gütern der größern Edelleute, der Starosten und der Krone waren alle Wirthschaftsgebäude verfallen und unbrauchbar. Wer einen Brief befördern wollte, mußte einen besonderen Boten schicken, denn es gab keine Post im Lande; freilich fühlte man in den Dörfern auch nicht das Bedürfniß darnach, denn ein großer Theil der Edelleute konnte so wenig lesen und schreiben wie die Bauern. Wer erkrankte, fand keine Hilfe als die Geheimmittel einer alten Dorffrau, denn es gab im ganzen Lande keine Apotheken. Wer einen Rock bedurfte, that wohl, selbst die Nadel in die Hand zu nehmen, denn auf viele Meilen weit war kein Schneider zu finden, wenn er nicht abenteuernd durch das Land zog.*) Wer ein Haus bauen wollte, der mochte zusehen, wo er von Westen her Handwerker gewann. Noch lebte das Landvolk in ohnmächtigem Kampf mit den Herden der Wölfe, wenig Dörfer, welchen nicht in jedem Winter Menschen und Thiere decimirt wurden.**) Brachen

*) von Held, Gepriesenes Preußen, S. 41. — Roscius, Westpreußen, S. 21.

**) Als 1815 die gegenwärtige Provinz Posen an Preußen zurückfiel,

die Pocken aus, kam eine ansteckende Krankheit ins Land, dann sahen die Leute die weiße Gestalt der Pest durch die Luft fliegen und sich auf ihren Hütten niederlassen; sie wußten, was solche Erscheinung bedeutete, es war Verödung ihrer Hütten, Untergang ganzer Gemeinden, in dumpfer Ergebenheit erwarteten sie dies Geschick. — Es gab kaum eine Rechtspflege im Lande, nur die größeren Städte bewahrten unkräftige Gerichte; der Edelmann, der Starost verfügten mit schrankenloser Willkür ihre Strafen, sie schlugen und warfen in scheußlichen Kerker nicht nur den Bauer, auch den Bürger der Landstädte, der unter ihnen saß oder in ihre Hände fiel. In den Händeln, die sie unter einander hatten, kämpften sie durch Bestechung bei den wenigen Gerichtshöfen, die über sie urtheilen durften; in den letzten Jahren hatte auch das fast aufgehört, sie suchten ihre Rache auf eigne Faust durch Ueberfall und blutige Hiebe.

Es war in der That ein verlassenes Land, ohne Zucht, ohne Gesetz, ohne Herrn; es war eine Einöde, auf 600 Quadratmeilen wohnten 500,000 Menschen, nicht 850 auf der Meile. Und wie eine herrenlose Prairie behandelte auch der Preußenkönig seinen Erwerb, fast nach Belieben setzte er sich die Grenzsteine und rückte sie wieder einige Meilen hinaus. Bis zur Gegenwart erhielt sich in Ermland, der Landschaft um Heilsberg und Braunsberg mit zwölf Städten und hundert Dörfern, die Erinnerung, daß zwei preußische Tamboure mit zwölf Mann das ganze Ermland durch vier Trommelschlägel erobert hatten. Und darauf begann der König in seiner großartigen Weise die Cultur des Landes, gerade die verrotteten Zustände waren ihm reizvoll, und „Westpreußen" wurde, wie bis dahin Schlesien, fortan sein Lieblingskind, das er mit

---

waren auch dort die Wölfe eine Landplage. Nach Angaben der Posener Provinzialblätter wurden im Regierungsbezirk Posen vom 1. Sept. 1815 bis Ende Februar 1816 41 Wölfe erlegt, noch im Jahre 1819 im Kreise Wongrowitz 16 Kinder und 3 Erwachsene von Wölfen gefressen.

unendlicher Sorge, wie eine treue Mutter, wusch und bürstete, neu kleidete, zu Schule und Ordnung zwang und immer im Auge behielt. Noch dauerte der diplomatische Streit um den Erwerb, da warf er schon eine Schaar seiner besten Beamten in die Wildniß, wieder wurden die Landschaften in kleine Kreise getheilt, die gesammte Bodenfläche in kürzester Zeit abgeschätzt und gleichmäßig besteuert, jeder Kreis mit einem Landrath, einem Gericht, mit Post und Sanitätspolizei versehen. Neue Kirchengemeinden wurden wie durch einen Zauber ins Leben gerufen, eine Compagnie von 187 Schullehrern wurde in das Land geführt, — der würdige Semler hatte einen Theil derselben ausgesucht und eingeübt, — Haufen von deutschen Handwerkern wurden geworben, vom Maschinenbauer bis zum Ziegelstreicher hinab. Ueberall begann ein Graben, Hämmern, Bauen, die Städte wurden neu mit Menschen besetzt, Straße auf Straße erhob sich aus den Trümmerhaufen, die Starosteien wurden in Krongüter verwandelt, neue Colonistendörfer ausgesteckt, der Anbau neuer Ackerfrüchte befohlen. Im ersten Jahre nach der Besitznahme wurde der große Kanal gegraben, welcher in einem Lauf von drei Meilen die Weichsel durch die Netze mit der Oder und Elbe verbindet, ein Jahr, nachdem der König den Befehl ertheilt, sah er selbst beladene Oderkähne von hundertundzwanzig Fuß Länge nach dem Osten zur Weichsel einfahren. Durch die neue Wasserader wurden weite Strecken Land entsumpft, sofort durch deutsche Ansiedler besetzt. Unablässig trieb der König, er lobte und schalt; wie groß der Eifer seiner Beamten war, sie vermochten selten ihm genug zu thun. Dadurch geschah es, daß in wenig Jahrzehnten das wilde slavische Unkraut, welches dort auch über deutschen Ackerfurchen aufgeschossen war, gebändigt wurde, daß auch die polnischen Landstriche sich an die Ordnung des neuen Lebens gewöhnten, und daß Westpreußen in den Kriegen seit 1806 sich fast ebenso preußisch bewährte, als die alten Provinzen. —

Während der greise König sorgte und schuf, zog ein Jahr nach dem andern über sein sinnendes Haupt; stiller ward es um ihn, leerer und einsamer, kleiner der Kreis von Menschen, denen er sich öffnete. Die Flöte hatte er bei Seite gelegt, auch die neue französische Literatur erschien ihm schal und langweilig, zuweilen war ihm, als ob ein neues Leben unter ihm in Deutschland ergrüne, es blieb ihm fremd. Unermüdlich arbeitete er an seinem Heer, an dem Wohlstand seines Volkes, immer weniger galten ihm seine Werkzeuge, immer höher und leidenschaftlicher wurde das Gefühl für die große Pflicht seiner Krone.

Aber wie man sein siebenjähriges Ringen im Kriege übermenschlich nennen darf, so war auch jetzt in seiner Arbeit etwas Ungeheures, was den Zeitgenossen zuweilen überirdisch und zuweilen unmenschlich erschien. Es war groß, aber es war auch furchtbar, daß ihm das Gedeihen des Ganzen in jedem Augenblick das Höchste war und das Behagen des Einzelnen so gar nichts. Wenn er den Obersten, dessen Regiment bei der Heerschau einen ärgerlichen Fehler gemacht hatte, vor der Front mit herbem Scheltwort aus dem Dienst jagte; wenn er in dem Sumpfland der Netze mehr die Stiche der zehntausend Spaten zählte, als die Beschwerden der Arbeiter, welche am Sumpffieber in den Siechenhäusern lagen, die er ihnen errichtet; wenn er ruhelos mit seinem Fordern auch der schnellsten That voraneilte, so verband sich mit der tiefen Ehrfurcht und Hingebung in seinem Volke auch eine Scheu wie vor einem, dem nicht irdisches Leben die Glieder bewegt. Als das Schicksal des Staates erschien er den Preußen, unberechenbar, unerbittlich, allwissend, das Größte wie das Kleine übersehend. Und wenn sie einander erzählten, daß er auch die Natur hatte bezwingen wollen, und daß seine Orangenbäume doch in den letzten Fröstendes Frühlings erfroren waren, dann freuten sie sich in der Stille, daß es für ihren König doch eine Schranke gab, aber noch mehr, daß er sich mit so guter

Laune darein gefunden und vor den kalten Tagen des Mai den Hut abgenommen hatte.

Mit rührendem Antheil sammelte das Volk jede Lebensäußerung des Königs, in welcher eine menschliche Empfindung, die sein Bild vertraulich machte, zu Tage kam. So einsam sein Haus und Garten war, unablässig schwebte die Phantasie seiner Preußen um den geweihten Raum. Wem es einmal glückte, in warmer Mondnacht in die Nähe des Schlosses zu kommen, der fand vielleicht offene Thüren, ohne Wache, und er konnte in der Schlafstube den großen König auf seinem Feldbett schlummern sehen. Der Duft der Blüthen, das Nachtlied der Vögel, das stille Mondlicht waren die einzigen Wächter und fast der ganze Hofstaat des einsamen Mannes.

Noch vierzehnmal seit der Erwerbung von Westpreußen blühten die Orangen von Sanssouci, da wurde die Natur Meisterin auch des großen Königs. Er starb allein, nur von seinen Dienern umgeben.

Mit ehrgeizigem Sinn war er in der Blüthe des Lebens ausgezogen, alle hohen und prächtigen Kränze des Lebens hatte er dem Schicksal abgerungen, der Fürst von Dichtern und Philosophen, der Geschichtschreiber, der Feldherr. Kein Triumph, den er sich erkämpft, hatte ihn befriedigt. Zufällig, unsicher, nichtig war ihm aller Erdenruhm geworden; nur das Pflichtgefühl, das unablässig wirkende, eiserne, war ihm geblieben. Aus dem gefährlichen Wechsel von warmer Begeisterung und nüchterner Schärfe war seine Seele heraufgewachsen. Mit Willkür hatte er sich poetisch einzelne Menschen verklärt, die Menge, die ihn umgab, verachtet. Aber in den Kämpfen seines Lebens verlor er den Egoismus, verlor er fast Alles, was ihm persönlich lieb war, und er endigte damit, die Einzelnen gering zu achten, während sich ihm das Bedürfniß, für das Ganze zu leben, immer stärker erhob. Mit der feinsten Selbstsucht hatte er das Größte für sich begehrt und selbstlos gab er zuletzt sich selbst für das gemeine Wohl und das Glück

der Kleinen. Als ein Idealist war er in das Leben getreten, auch durch die furchtbarsten Erfahrungen wurden ihm seine Ideale nicht zerrissen, sondern veredelt, gehoben, geläutert; viele Menschen hatte er seinem Staat zum Opfer gebracht, niemanden so sehr als sich selbst.

Ungewöhnlich und groß erschien das seinen Zeitgenossen, größer uns, die wir die Spuren seiner Wirksamkeit in dem Charakter unseres Volkes, unserem Staatsleben, unserer Kunst und Literatur bis zur Gegenwart verfolgen.

6.

Der erste Luftballon zu Nürnberg.

(1787.)

Mehre Geschlechter von Dichtern waren vergangen, sie hatten nie in allen ihren Tagen von einem Heldenleben herz=erschütternden Eindruck erhalten, sie feierten die Siege des Alexander und den Tod des Cato durch zahlreiche lobende Bei=worte, in frostiger Phrase, in kunstvoll gesponnenem Satzbau. Jetzt entzückte eine kleine Geschichte, die ein abgedankter Soldat an der Hausthür erzählte, wie der große König von Preußen ihn bei Hochkirch angesehen und fünf Worte zu ihm gesprochen. Die Erzählung des einfachen Mannes zauberte auf einmal das erhabene Menschenbild dem Hörer in die Seele, das Lager, das Wachtfeuer, den Ruf der Wachen. Wie schwach war die Wirkung, welche das kunstvolle Lob der langgezogenen Verse hervorbrachte, gegen solche Anekdote, die man in wenig Zeilen zusammenfassen konnte; sie regte Mitgefühl auf, Theil=nahme bis zu Thränen und Händeringen. Worin lag doch der Zauber dieses kleinen Zuges aus dem Leben? Jene wenigen Worte des Königs waren so charakteristisch, man konnte das ganze Wesen des Helden darin erkennen, und der derbe treuherzige Ton des Erzählers gab dem Bericht eine eigenthümliche Farbe, welche die Wirkung so sehr erhöhte. Sicher lag in der Stimmung, welche dadurch dem Hörer kam, eine Poesie, aber himmelweit verschieden von der alten

Kunst. Und diese Poesie empfand seit den schlesischen Kriegen jedermann in Deutschland, sie war so volksthümlich geworden, wie die Zeitungen und die Trommelwirbel der Soldaten. Wer jetzt noch wirken wollte in deutscher Dichtkunst, der mußte ähnlich zu berichten wissen, wie jener ehrliche Mann aus dem Volke, einfach, schlicht, gerade wie's vom Herzen kam, und es mußte ein Stoff sein, der das Herz schneller schlagen machte. Goethe wußte wohl, weshalb er das ganze jugendliche Geistesleben seiner Zeit auf Friedrich II zurückführte, denn auch ihn hat die edle Poesie, welche aus dem Leben jedes großen Mannes auf seine Zeitgenossen strahlt, im Vaterhause erwärmt. Der große König hat den Götz von Berlichingen für ein abscheuliches Stück erklärt, er hat doch selbst daran recht fleißig mitgearbeitet, denn er war es, der dem Dichter den Muth gab, alte Reiteranekdoten zu einem bezaubernden Drama zusammenzuweben. Und als Goethe, selbst ein Greis, sein letztes Drama schloß, da stieg ihm wieder die Gestalt des alten Königs in sein Gedicht hernieder, und sein Faust verwandelte sich ihm in den ruhelos schaffenden, rücksichtslos heischenden Herrn, der an der Weichsel durch das Sumpfland seine Kanäle zieht. — Und war es bei Lessing anders, von den kleinen Poeten ganz zu schweigen? In Minna von Barnhelm sendet der König einen entscheidenden Brief auf die Scene, und im Nathan ist der Gegensatz zwischen Duldsamkeit und Fanatismus, zwischen Judenthum und Pfaffenwesen ein veredelter Abdruck der Stimmungen aus d'Argens' Judenbriefen.

Aber nicht nur das leicht bewegte Gemüth der Dichter wurde durch die Gestalt des Königs aufgeregt, auch dem wissenschaftlichen Leben der Deutschen, der Philosophie und den sittlichen Forderungen, welche dieselbe an den Mann machte, kam durch ihn eine Steigerung und Umwandlung.

Denn die Gewissensfreiheit, welche der König an die Spitze seiner Regierungsgrundsätze gestellt hatte, löste mit

einem Schlage von dem Zwange, welchen die Landeskirche den Gelehrten bis dahin auferlegt hatte. Die tiefe Abneigung, welche der König gegen Pfaffenregiment und gegen jede Bevormundung der Geister hatte, wirkte in weiten Kreisen. Auch die kühnste Lehre, der entschlossenste Angriff gegen Bestehendes war jetzt erlaubt, mit gleicher Waffe wurde gekämpft, die Wissenschaft bekam zuerst ein Gefühl der Herrschaft über die Seelen. Es war kein Zufall, daß Kant in Preußen heraufkam. Denn die ganze strenge Gewalt seiner Lehre, die hohe Steigerung des Pflichtgefühls, ja auch die stille Entsagung, mit welcher sich der Einzelne dem kategorischen Imperativ zu unterwerfen hat, sie sind nichts Anderes als das ideale Gegenbild der Pflichttreue, welche der König selbst übte und von seinen Preußen forderte. Niemand hat es edler ausgesprochen als der große Philosoph selbst, wie sehr der Staat Friedrich's II die Grundlage seiner Lehre sei.

Nicht zuletzt gewannen die historischen Wissenschaften. Große politische Thaten waren der Phantasie und dem Herzen der Deutschen so nahe gelegt, daß jeder Einzelne als Mitspieler hereingezogen wurde; menschliches Thun und Leiden war so verehrungswürdig erschienen, daß der Sinn für das Bedeutende und für das Kennzeichnende auch dem deutschen Geschichtsforscher in neuer Weise lebendig wurde, und die Fächer seiner Wissenschaft in den Augen des gesammten Volkes eine höhere Bedeutung erhielten.

Nicht sofort freilich erwarben die Deutschen das sichere Urtheil und die politische Bildung, welche jedem Historiker nöthig ist, der das Leben seines Volkes darzustellen unternimmt; es war bedeutsam, daß der geschichtliche Sinn der Deutschen sich abweichend von Engländern und Franzosen auf einem Seitenpfade entwickelte, welcher doch der Weg zu den größten geistigen Eroberungen aller Zeiten werden sollte.

Sehr auffallend ist zunächst der Gegensatz gegen die erste Hälfte des Jahrhunderts. Bis 1750 standen die Wissenszweige,

welche das Leben der Natur zu verstehen suchen, im Vordergrund der öffentlichen Theilnahme, ihre Ergebnisse waren schnell verbreitet und allen Culturvölkern gemeinsam. Jetzt erheben sich neben, ja über ihnen in Deutschland die Wissenschaften, deren Mittelpunkt das Leben des Menschen ist, nicht wie es sich in der politischen Geschichte, sondern wie es sich in idealen Bildungen, in der Sprache, der Poesie, der bildenden Kunst äußert. Während man sonst das Geheimniß des Lebens vorzugsweise durch Betrachten der Stoffe, durch Messen, Scheiden und Wägen gesucht hatte, so wagte man jetzt demselben Geheimen durch Untersuchung aller Gesetze des geistigen Schaffens nachzugehen. Die Lebensbedingungen, welche ein Gedicht schön machen, die Schöpfungsvorgänge, unter denen Sprache und Poesie aus dem erfindenden Geiste herausströmen, die geheimnißvollen Grundgesetze, durch welche den Werken der bildenden Kunst in den verschiedenen Zeiträumen ein so verschiedenes Gepräge aufgedrückt wird, darnach wurde gespürt.

Und diese neuen Blüthen des geistigen Lebens in Deutschland, welche sich seit dem Jahre 1750 entfalten, tragen bereits einen durchaus nationalen Charakter, ja ihr höchster Gewinn ist bis zur Gegenwart fast den Deutschen allein geblieben. Man begann zu erkennen, daß das Leben eines Volkes sich wie das einer Persönlichkeit nach gewissen Naturgesetzen entwickelt, aufgehend und absteigend, daß sich durch die einzelnen Seelen der Erfinder und Denker ein Gemeinsames, Nationales von Geschlecht zu Geschlecht durchzieht, jeden zugleich beschränkend und belebend. Seit Winckelmann es unternahm, die zeitlichen Abschnitte der bildenden Kunst bei den Alten zu erkennen und festzustellen, wurde ein ähnlicher Fortschritt auch auf anderen Gebieten der Wissenschaft gewagt. Schon hatte Semler die geschichtliche Entwicklung des Christenthums innerhalb der ältesten Kirche zu erweisen versucht. Man begriff ebenso den Zusammenhang und eine innere Nothwendigkeit in der Fortbildung der Philosophie, man erhielt überraschende Einblicke in

das Werden und Wandeln stiller Gedanken. Wo früher nur der Zufall oder ein dürftiger äußerer Zusammenhang angenommen worden war, entfaltete sich jetzt ein reiches, vernünftiges, einheitliches Leben nationaler Kräfte. Der alte Homer wurde geleugnet und die Entstehung der epischen Gedichte in den Eigenthümlichkeiten eines Volkslebens gesucht, welches fast dreitausend Jahre von uns abliegt. Der Begriff von Mythe und Sage, auffallende Besonderheiten des Schaffens und Empfindens in der Jugendzeit der Völker wurden deutlich, bald sollten Romulus und die Tarquinier, endlich sogar die Urkunden der Bibel denselben Gesetzen einer Wahrheit suchenden rücksichtslosen Forschung unterliegen.

Einzig aber war, daß dies tiefsinnige Forschen so eng mit einem freien und kräftigen Erfinden verbunden blieb. Der den Laokoon und die Dramaturgie schrieb, war selbst ein Dichter; und Goethe und Schiller, dieselben Männer, denen der Born der Erfindung so voll und reich strömte, blickten auch mit der gespannten Aufmerksamkeit ruhiger Gelehrten in seine Fluth, die Lebensgesetze ihrer Dramen, Romane, Balladen untersuchend.

Unterdeß entzückten ihre Dichtungen alle Besten der Nation. Durch einen Gott war plötzlich das Schöne über die deutsche Erde ausgegossen. Mit einer Begeisterung, welche oft wie Andacht aussah, gab sich der Deutsche den „Reizungen“ seiner einheimischen Poesie hin. Die Welt des schönen Scheins erhielt für ihn eine Bedeutung, welche ihn zuweilen gegen das verständige Leben, das ihn umgab, ungerecht machte. Fast alles Große, Edle, Erhebende lag ihm, der sich so oft als Bürger eines Volkes ohne Staat erschien, in dem goldenen Reiche der Poesie und Kunst; was wirklich um ihn war, das erschien ihm leicht gemein, niedrig, gleichgiltig.

Wie dadurch eine Aristokratie der Feinfühlenden großgezogen wurde, wie die großen Dichter selbst mit stolzer Entsagung als Weltbürger aus heiterer Höhe auf die dämmerige deutsche Erde herabzusehen bemüht waren, ist oft dargestellt. Hier soll

nur berichtet werden, wie die Zeit auf den bescheidenen Mann wirkte und seine Anschauungen und Anforderungen an das Leben umformte.

Wer in den ersten Jahren nach dem Tode Friedrich's des Großen die Straßen einer mäßigen Stadt betrat, die er im Jahr 1750 durchschritten hatte, der mußte die größere Kraft ihrer Bewohner überall erkennen. Noch stehn die alten Mauern und Thore, aber es wird darüber verhandelt, die Eingänge, welche für Menschen und Lastwagen zu enge sind, von dem alten Ziegeljoch zu befreien, mit leichtem Gitterwerk zu schließen, an anderen Stellen der Mauer neue Pforten zu öffnen. Der Wall um den Stadtgraben ist mit breitgegipfelten Bäumen bepflanzt, und in dem dichten Schatten der Linden und Kastanien halten jetzt die Städter ihren diätetischen Spaziergang, athmet das Kindervolk frische Sommerluft. Auch die kleinen Gärten an der Stadtmauer sind verschönert, neue fremde Blüthen glänzen zwischen den alten und umgeben den künstlichen Stumpf einer Säule, oder einen kleinen Genius von Holz, der mit weißer Oelfarbe überzogen ist; hier und da erhebt sich ein Sommerhaus entweder als antiker Tempel, oder auch als Hütte von bemooster Rinde zur Erinnerung an die unschuldsvollen Urzustände des Menschengeschlechts, in denen die Gefühle so unendlich reiner und der Zwang der Kleider und der modischen Umgangsformen so viel geringer war.

Aber das Triebwerk der Stadt hat sich über die alten Mauern ausgedehnt; wo eine Landstraße zur Stadt führt, strecken die Vorstädte ihre Häuserreihen wieder weit in die Ebene hinaus. Viele neue Gebäude mit rothen Ziegeldächern erfreuen dort unter tragenden Obstbäumen das Auge. Auch in der Stadt hat sich die Zahl der Häuser vermehrt; mit breiter Front, Giebel an Giebel gelehnt, stehen sie da, große Fenster, helle Treppen, weite Räume umschließend. Noch sind die Zieraten ihrer Vorderseite von Gips und Kalk nüchtern angeklebt, helle Kalkfarben in allen Abstufungen sind fast das

einzige Unterscheidende und geben den Straßen ein buntes Aussehen. Die Erbauer sind meist Kaufleute und Fabrikanten, welche heraufgekommen sind, jetzt fast überall die vermögenden Leute der Stadt.

Die Wunden, welche der siebenjährige Krieg dem Wohlstande der Bürger geschlagen, sind geheilt. Nicht umsonst hat die Polizei seit mehr als fünfzig Jahren ermahnt und befohlen, der Stadthaushalt ist geordnet, die Anfänge der Armenpflege sind ins Leben gerufen, Unterstützungskassen, Armenärzte, unentgeltliche Arznei. In den größeren Städten geschah schon viel für Unterstützung der Hilflosen, in Dresden war 1790 der jährliche Umsatz der Armenkasse 50,000 Thaler, auch in Berlin, wo schon Friedrich Wilhelm I für die Armen Manches gethan hatte, suchte die Regierung mit warmem Herzen zu helfen, es wurde gerühmt, daß dort mehr geschehe als irgendwo anders. Aber der menschenfreundlichen Gesinnung, welche die Gebildeten nach allen Richtungen dem Volke entgegentrugen, fehlte noch sehr die Einsicht, man kam noch nicht über das Almosengeben hinaus, es wurde wenig Jahre später als besondere patriotische That begrüßt, daß der Finanzminister von Struensee den Berliner Armen jährlich einen bedeutenden Theil seines Gehaltes auszahlen ließ. Aber zugleich wurde laut über zunehmende Sittenlosigkeit geklagt, und daß die Zahl der Armen in großem Verhältnisse steige. Man bemerkte mit Schrecken, daß Berlin unter Friedrich II die einzige Hauptstadt der Welt gewesen sei, in welcher jährlich mehr Menschen geboren wurden als starben, und daß sich das jetzt zu ändern drohe. In Berlin, Dresden, Leipzig sah man keinen Bettler mehr, in preußischen Städten, mit Ausnahme Schlesiens und Westpreußens, überhaupt wenig; aber selbst in den kleineren Orten Kursachsens waren sie noch eine Plage der Reisenden, sie lagen an Gasthöfen und Posthäusern und lauerten auf die ankommenden Fremden.*)

*) von Liebenroth, Fragmente, S. 95.

Ein großer herzerfreuender Fortschritt war aber durch die Anstrengung der Regierung für bessere Krankenpflege gemacht worden, die völkerverheerende Pest und andere Seuchen waren — so durfte man annehmen — von den Grenzen Deutschlands ausgesperrt. Noch 1709—11 hatte in Polen die Pest furchtbar gehaust, ja noch um 1770 war dort ein Sterben gewesen, das ganze Dörfer geleert hatte, unsere Heimat war nur wenig geschädigt worden. Aber eine Krankheit verwüstete noch bei Reichen und Armen, die Pocken. Noch war sie ein Leiden Europas, das Scheusal, welches die blühende Jugend am widerwärtigsten heimsuchte, ihr den Tod, Verstümmlung, Verunstaltung brachte. Jedem wurde entscheidend für das ganze Leben, wie er durch die Pocken gekommen war. Viel herzbrechendes Unglück ist geschwunden, die Schönheit unserer Frauen ist häufiger und sicherer geworden, die Zahl der Siechen und Hilflosen ist beträchtlich verringert, seit durch Jenner und seine Freunde 1799 zu London die erste öffentliche Impfanstalt angelegt wurde.

Ueberall beginnen in dieser Zeit die Klagen über Mangel an Sparsamkeit und unmäßige Vergnügungslust der arbeitenden Bevölkerungstheile, Klagen, welche gewiß in vielen Fällen berechtigt waren, die aber unvermeidlich immer wieder tönen, wo der größere Wohlstand vieler Einzelnen auch in den untern Schichten des Volkes die Bedürfnisse vermehrt. Nur mit Vorsicht darf man daraus auf eine Abnahme der Volkskraft schließen, häufiger ist die erwachende Begehrlichkeit der kleinen Leute das erste unholde Zeichen eines Fortschritts, den sie selbst machen. Im Ganzen scheint es damit nicht so arg gewesen zu sein. Das Tabakrauchen freilich war allgemein, es nahm unaufhörlich zu, obgleich Friedrich II seinen Preußen die Packete durch seinen Stempel vertheuert hatte, der weiße Porzellankopf begann den Meerschaum zu verdrängen. In Norddeutschland war das Weißbier ein neumodisches Getränk des Bürgers, ehrbare Meister tadelten kopfschüttelnd, daß ihr Bier

schlechter und daß der Verbrauch des Weins auch unter Bürgern übermäßig zunehme. In Sachsen war schon damals das massenhafte Kaffeetrinken auffallend, auch wie dünn und verfälscht der Trank sei, und doch sei er die einzige warme Kost der Armen. Allgemein ist die Klage der Reisenden, welche aus Süddeutschland kommen, daß die gewöhnliche Küche in Preußen, Sachsen, Thüringen schmal und dürftig sei.

Auch die öffentlichen Vergnügungen waren weder besonders zahlreich noch theuer. Immer noch waren Hinrichtungen eine große Angelegenheit, noch wurden die Bilder schwerer Verbrecher in Kupfer gestochen und mit ihrem Lebenslauf, den erbaulichen Betrachtungen der Seelsorger und warnenden Gedichten eifrig gekauft. Ein Seehund, Elephant, das erste Rhinoceros, ein Neger oder Albino, Kamtschadale und Indianer, und was jetzt in unseren Meßbuden nur geringe Beachtung findet, wurde mit Erfolg einzeln auf öffentlichem Platz aufgestellt, ebenfalls durch Bilderbogen und kleine Flugschriften empfohlen. Und allerlei brotlose Künste, ein Mann, der mit abgerichteten Kanarienvögeln umherzog, ein anderer, der nur durch Handbewegungen ein Schattenspiel an der Wand hervorzubringen wußte, dazwischen Bauchredner, Feuerfresser und andere fahrende Leute gaben den besten Gesellschaften der Stadt für längere Zeit Unterhaltung.

Die alten festlichen Aufzüge und Schaustellungen der Städter selbst waren überall verkümmert, ihnen war die Zeit der seidenen Strümpfe, des Reifrocks und Puders sehr ungünstig. Die Schaugefechte der Fechterbanden hatten aufgehört, die Schützenfeste waren seit dem großen deutschen Kriege eingeschrumpft; nur einzelne Handwerke: die Fleischer, Fischer, Faßbinder, unternahmen zuweilen einen öffentlichen Aufzug in hergebrachtem Festkleid mit altem Brauch und Handwerkszeichen, in seltenen Fällen mit einem alten Tanz. Obenan aber unter den städtischen Belustigungen stand das Theater. Es war die Leidenschaft des Bürgers, die Wander-

truppen wurden besser und zahlreicher, größer wurde auch die Zahl der stehenden Bühnen, noch war das Parterre der Hauptraum, in welchem Offiziere oder Studenten und junge Beamte, nicht selten als feindliche Parteien, den Ton angaben. Die Schauderdramen mit Dolch, Gift, Kettengerassel entzückten den Anspruchslosen, die rührenden Familienstücke mit ihren bösen Ministern und rasenden Liebhabern füllten den Gebildeten mit Gefühlen, der schlechte Geschmack der Stücke und dabei das gute Spiel der Darsteller setzten den Fremden in Erstaunen. Der Einzug einer „Truppe“ in die Stadtmauern war ein Ereigniß von größter Wichtigkeit; aus den Berichten vieler tüchtiger Männer sehen wir, wie wichtig die Eindrücke solcher Vorstellungen für ihr Leben geworden sind. Es wird uns schwer, die Begeisterung zu begreifen, mit welcher die gebildete Jugend der Darstellung folgte, und die Heftigkeit der Gefühle, welche in ihnen aufgeregt wurden. Die Stücke Iffland's: Verbrechen aus Ehrgeiz, der Spieler, lockten nicht nur Thränen und Schluchzen hervor, auch Schwüre und heiße Gelübde. Als einst in Lauchstädt nach dem Ende des „Spielers“ der Vorhang fiel, stürzte einer der wildesten Studenten aus Halle auf einen andern Hallenser zu, den er kaum kannte, und bat unter strömenden Thränen seinen Schwur anzunehmen, daß er nie wieder eine Karte anrühren wolle. Und nach dem Bericht dessen, der Schwur und Handschlag empfing, hielt der Erregte auch Wort. Dergleichen war nichts Außerordentliches. Arme Studenten sparten sich's wochenlang ab, um einmal von Halle aus das Theater in Lauchstädt zu besuchen; sie liefen dann in der Nacht zurück, die Vorlesungen des nächsten Morgens nicht zu versäumen. Aber wie lebendig die Theilnahme der Deutschen am Drama war, es wurde dennoch einer Gesellschaft auch in größerer Stadt nicht leicht, sich auf stehender Bühne zu erhalten. In Berlin wurde gerade damals das französische Schauspielhaus auf dem Gensdarmenmarkte in eine deutsche Bühne unter dem stolzen

Namen Nationaltheater verwandelt, aber dies einzige Schauspiel der Hauptstadt war wenig besucht, obgleich Fleck und die beiden Unzelmann darauf spielten. Desto mehr gefüllt war freilich die italienische Oper. Aber sie wurde auf königliche Kosten gegeben, jede Behörde hatte eigene Loge, noch saß der König mit seinem Hofstaat nach alter Sitte im Parterre hinter dem Orchester, und durch den Winter waren nur sechs Vorstellungen, eine neue und eine alte Oper, jede dreimal. Da drängte sich freilich die Zuschauermenge herzu, die Pracht dieser Hoffeste zu genießen und im „Darius" den großen Zug mit Elephanten und Löwen anzustaunen. Auch aus Dresden wird zu derselben Zeit gemeldet, daß dort die Kindertheater in den Familien weit mehr in Aufnahme seien, als das große Theater. — Und in jenem Berlin, das schon damals für besonders leichtlebig und genußsüchtig galt, war in demselben Winter auf der großen Redoute, von welcher im Lande so viel die Rede war, eine einzige Charaktermaske, sonst nur mißvergnügte Dominos, das Ganze dem fremden Beobachter sehr langweilig.*) — Das alles sieht nicht nach übermäßiger Verschwendung aus.

Auch das gewöhnliche gesellschaftliche Vergnügen war genügsam, es war der Besuch öffentlicher Kaffegärten. Bei anspruchsloser Musik und einigen bunten Lampen drängten sich dort Adel, Offiziere, Beamte und Kaufmannschaft. In Leipzig und Wien hatte sich diese Art der Unterhaltung etwa seit 1700 zuerst ausgebildet; oft wurde die große Ergötzlichkeit des schattigen Kaffetrinkens in Versen und Prosa gefeiert, und von Unternehmungslustigen gerühmt, wie bequem solches Zusammenströmen zur Einleitung zarter Verhältnisse sei. Und der Kaffegarten blieb bezeichnend für die deutsche Geselligkeit durch fast 150 Jahre. Zwar saßen die Familien nach Tischen geschieden, aber man ließ sich sehen und konnte beobachten; auch die liebe Kinderwelt wurde zu sittsamer Haltung ange-

*) Nach handschriftlichen Aufzeichnungen aus dem Jahre 1790.

strengt, sparsame Hausfrauen brachten wol auch in Düten Kaffe und Kuchen von Hause mit. — In dem Hause des gebildeten Bürgers war die Gastlichkeit zwar bequemer, die Bewirthung reichlicher geworden, aber in dem Familienleben hatte sich noch Vieles von der strengen Zucht der Ahnen erhalten. Die Gewalt des Gatten und Vaters trat kräftig hervor, Hausherr und Hausfrau forderten behende Unterwürfigkeit, Befehlende und Gehorchende waren schärfer geschieden. Nur die Gatten hatten gelernt, einander das herzliche Du zu geben, die Kinder der Angesehenen, oft auch der Handwerker nannten die Eltern Sie; die Dienstboten wurden nur von ihrer Herrschaft geduzt, von Fremden erhielten sie die dritte Person des Singularis. Ebenso gab das „Er" ein Meister dem Gesellen, der Gutsherr dem Schulzen, der Gymnasiallehrer dem Schüler der oberen Klassen. Der Schüler aber redete seinen Herrn Director an vielen Orten mit „Ew. Hochedeln" an.

Häufiger als vor vierzig Jahren verließ der Deutsche Haus und Stadt, ein bescheidenes Stück seines Vaterlandes zu durchreisen. Noch waren die Verkehrsmittel schlechter, als bei dem Aufschwunge des Handels und der vermehrten Reiselust erträglich war. Es gab erst wenige und kurze Kunststraßen; als die beste Chaussee Deutschlands wurde die Straße von Frankfurt nach Mainz gerühmt, mit Baumalleen, Steinreihen und getrennten Seitenpfaden für Fußgänger; die großen alten Völkerwege vom Rhein nach dem Osten waren breite Lehmpfade. Wer irgend Ansprüche machte, reiste mit Lohnkutsche oder Extrapost, denn die Wagen der ordinären Post waren auf den Hauptstraßen zwar bedeckt, aber ohne Federn, mehr für Lasten als Personen berechnet, sie hatten keine Seitenthüren, man mußte unter der Decke, oder über der Deichsel hineinkriechen. Im Hintergrunde des Wagens wurden die Packete bis an die Decke mit Stricken befestigt, Packete lagen auch unter den Sitzbänken, Heringstönnchen, geräucherter

Lachs und Wild kollerten unermüdlich auf die Bänke der Passagiere, welche eine fortdauernde Beschäftigung darin fanden, die anspruchsvollen Begleiter zurückzudrängen; da man die Füße wegen des Gepäcks nicht ausstrecken konnte, hingen verzweifelte Passagiere wol gar die Beine zur Seite des Wagens heraus. Unerträglich war immer noch der lange Aufenthalt auf den Stationen, unter zwei Stunden wurde der Wagen nicht abgefertigt, von Cleve nach Berlin fuhr man elf Tage und elf Nächte in tötlicher Langeweile, zerstoßen und verlahmt. Besser gelang die Reise auf den großen Strömen. Zwar die Donau stromab fuhr noch das alterthümliche Breterschiff, ohne Mast und Segel, von Pferden gezogen; aber auf dem Rhein erfreute den sinnigen Freund der Natur schon die regelmäßige Fahrt der Rheinschiffe. Ihre vortreffliche Einrichtung wird gerühmt, sie hatten Mast und Segel und gebrauchten die Pferde nur zur Aushilfe; sie hatten auch ein ebenes Verdeck mit Geländer, so daß man förmlich darauf spazieren konnte, und Kajüten mit Fenstern und einigen Möbeln. Auf ihnen fand sich bereits eine wechselnde, oft anmuthige Reisegesellschaft zusammen. Und die solche Schiffe benutzten, waren nicht die Geschäftsreisenden allein. Denn einer der merkwürdigsten Fortschritte war von den Deutschen seit 1750 gemacht worden. Das Naturgefühl hatte eine sehr große Ausbildung erhalten. Den architektonischen Gärten der Italiener und Franzosen war der englische Landschaftsgarten, den alten Robinsonaden die Schilderung liebender Kinder oder Wilden in dem Zauber einer fremdartigen Landschaft gefolgt. Später als den gebildeten Engländer ergriff den Deutschen die Wanderlust in die blaue Ferne. Aber sie war seit kurzem lebendig geworden. Schon wird es Mode, auf der Alm die aufgehende Sonne, das Wogen des Nebels in den Schluchten zu bewundern, und das idyllische Leben bei Butter und Honig, Bergaussicht, Waldesduft, Wiesenblumen, Ruinen wird mit höherem Bewußtsein den „Gemein-

plätzen des Vergnügens": Spiel, Oper, Komödie, Ball gegenübergestellt. Schon hat die Sprache sehr reichen Ausdruck in Schilderung der Naturschönheiten, der Bergformen, Wasserfälle u. s. w., schon ziehen müßige Reisende nicht nur durch die Alpen, auch auf die Apenninen und den Aetna, aber Tirol ist noch kaum entdeckt.

Noch wurde der Gebildete einer Landschaft leicht an seinen mundartlichen Eigenheiten erkannt, auch im mittlern Deutschland; denn die Sprache der Familien, alle innigsten Laute menschlicher Empfindung waren fast überall mit provinziellen Besonderheiten erfüllt. Und neumodisch und affectirt wurde genannt, wer seine Zunge nach den Buchstaben der Schriftsprache gewöhnte. Ja im Norden wie im Süden galt es für vaterländisch und tapfer, die heimische Sprechweise gegen das Eindringen fremder Klänge zu wahren; es kam vor, daß junge Damen aus den besten Häusern einen Bund schlossen, um die sprachliche Eigenart ihrer Stadt gegen die dreisten Eingriffe fremder Männer, welche zugezogen waren, zu vertheidigen.*) Nur den Kursachsen wurde nachgerühmt, daß sie bis in die untersten Schichten ein reines, verständliches Schriftdeutsch sprächen; ein Lob, das bei der dreihundertjährigen Herrschaft der meißnischen Mundart in der Schriftsprache allerdings einige Berechtigung hatte, aber für uns auch deshalb merkwürdig ist, weil es ahnen läßt, wie die Andern sprachen. Doch wurde schon damals in den größeren Städten bemerkt, daß die altheimische Mundart schnell abnehme, und daß ein starkes Eindringen der Fremden die Ursache sei.

Lebhaft und tief wurde das Geschlecht jener Tage durch die Neuigkeiten des Tages angeregt. In den achtziger Jahren zogen in eine größere Stadt des innern Deutschlands allerdings jeden Tag Neuigkeiten aus der Fremde; denn das Posthorn blies bereits täglich durch die Straßen, aber nicht jeden Tag durch dasselbe Thor. Indeß erhielt man doch seine Post heut

*) Neue Preußische Provinzialblätter VIII, 3. 1849. S. 175.

von München, morgen von Dresden, den nächsten Tag vielleicht von Hamburg. Auch hatte fast jede größere Stadt ihre Zeitung, aber selbst diese kleinen Blätter wurden meistens nur dreimal wöchentlich ausgegeben, und die Anzeigeblätter, welche seit etwa sechzig Jahren eingerichtet waren, an vielen Orten nur wöchentlich einmal. Und diese regelmäßigen Boten aus der Welt deckten im Ganzen das Bedürfniß ausreichend. Zwar wurde viel über die schlechten Straßen und die langsamen Posten des Reiches geklagt, aber Waarenverkehr und Geschäfte, Credit und Kundschaft waren darauf eingerichtet; die Abonnenten der meisten Blätter scheinen nicht so zahlreich gewesen zu sein, daß diese einen wesentlichen Ertrag gewährten; die Zahl der Männer, welche politische Nachrichten aus andern Gegenden Deutschlands und aus fremden Ländern mit dauerndem Antheil lasen, war verhältnißmäßig gering. Und Wohlhabende suchten immer noch aus der Hauptstadt geschriebene Zeitungen zu erhalten, deren Abfassung bis gegen das Ende dieses Jahrhunderts ein Erwerbszweig war, der jetzt etwa in den lithographirten Correspondenzen, den Geschäftsmittheilungen einiger großen Handelshäuser und hier und da in Diplomatenbriefen fortdauernd oder neu eingerichtet wird.

Dagegen war nach andern Richtungen der unverwüstliche Trieb der Seele, neue Nahrung einzunehmen, lebhafter angeregt als jetzt. Die Neuigkeiten der Stadt selbst und des Privatlebens darin beschäftigten große und kleine Leute immer noch so ernsthaft, ja leidenschaftlich, daß es uns gar nicht leicht wird, diese thätige Aufnahme zu begreifen. Der Klatsch war unaufhörlich, erbittert und bösartig. Jedermann wurde durch solch Persönliches in Mitleidenschaft gezogen; was man mit angenehmem Schauder vom lieben Nächsten hörte, trug man eifrig weiter. Und es war Freundespflicht, dergleichen den Angegriffenen selbst mitzutheilen. Wie schwer immer noch üble Nachrede überwunden wurde, erkennen wir aus zahlreichen biographischen Aufzeichnungen jener Zeit. Außer den mündlichen

Angriffen wurden auch geschriebene, oft in Versen, herumgetragen, zuweilen gedruckt; sie waren natürlich anonym, aber da die ganze Stadt den Verfasser suchte, gelang es ihm doch selten, unbekannt zu bleiben. Mehr als einmal wurde die Obrigkeit gegen dergleichen Pamphlete zu Hilfe gerufen, und Verordnungen des Rathes waren nicht ungewöhnlich, in denen die Verfasser und Verbreiter von „Libellen" kräftig bedräut wurden. Denn ein gestrenger Rath und hohe Obrigkeit waren selbst darin äußerst empfindlich, auch die Höchstgestellten hatten viel von geheimer Schriftstellerei zu leiden. Diese nimmt in der Literatur des vorigen Jahrhunderts — namentlich in Preußen — breiten Raum ein, und während die Klatschschriften auf größere Herrscher als Bücher, häufig in Romanform, ausgegeben werden, halten sich die Angriffe auf kleinere Gebieter in dem bescheidenern Format der Flugschriften. Mehr als einmal gaben solche anonyme Anfälle Veranlassung zu ernsthaften Händeln innerhalb einer Stadtgemeinde, ja kaiserliche Bevollmächtigte wurden abgesandt, um die Verbreiter der „unwahrhaftigen, injuriösen, ehrabschneiderischen" Pasquille zu ermitteln und zu strafen.

Aber auch wo ein öffentliches Urtheil über einen Mitbürger oder eine Behörde unbefangene Würdigung erstrebt, ist sichtbar, wie schwer dem Schreiber die innere Freiheit und Unparteilichkeit wird, die altgewohnte Höflichkeit und die Vorsicht des Verfassers wird nicht selten unangenehm vermindert durch eine hypochondrische, kleinliche, vielleicht boshafte Auffassung des lieben Nächsten. Denn man war zwar immer noch furchtsam und rücksichtsvoll auch im Verkehr, ängstlich bedacht, Jedem seinen gebührenden Antheil von Artigkeit zu ertheilen, aber man war ebenso reizbar, höchst empfindlich, und besaß meist nicht den sicheren Maßstab für den Werth eines Mannes, welchen feste Selbstachtung verleiht.

Neben dem neuen Bildungsstoff, der die Gelehrten des vorigen Jahrhunderts beschäftigte, blieb die Naturwissenschaft

immer noch volksthümlich. Sie hatte seit hundert Jahren in großartiger Thätigkeit auf die Bildung des Volkes gewirkt, sie hatte den Kampf gegen den Aberglauben und gegen Autoritätsglauben begonnen, hatte die Völker richtiger sehen und beobachten gelehrt, sie zumeist hatte auch dem Laien die Wißbegierde aufgeregt; nicht wenige kleine Zeitschriften waren bemüht, neue Entdeckungen auch in weitere Kreise zu tragen, Sammlungen von Naturgegenständen wurden häufig angelegt. Die Alchemie hatte ihre Gläubigen verloren, und die Adepten von Fach waren im Aussterben; aber in den Retorten und Schmelztiegeln wurden auch von Privatleuten häufig zur Freude ihres Kreises chemische Processe dargestellt, das cartesianische Teufelchen, der Heronsbrunnen, die Laterna magica und andere physikalische Schaustücke waren in gebildeten Familien heimisch und wurden immer wieder bewundert und erklärt.

Keine Entdeckung aber, welche man der Wissenschaft verdankte, hatte seit Menschengedenken das Volk so aufgeregt, als die Erfindung des Luftballons. Im Jahre 1782 hatte Cavallo die ersten Papierballons steigen lassen, im Jahr 1783 erhoben sich die ersten Montgolfieren und Charlieren in die Luft. Schon im Januar 1785 flog der kecke Franzose Blanchard über den Kanal, zwei Jahre darauf erfand derselbe den Fallschirm, durch welchen der Mensch, wie man annahm, aus der größten Höhe gefahrlos auf die Erde herabgleiten konnte. Die kühnsten Träume der Phantasie waren plötzlich durch die Wirklichkeit übertroffen. Auf der deutschen Erde kroch die Schneckenpost im Tage etwa vier bis fünf Meilen durch die Schlagbäume und Grenzzeichen zahlloser Ländchen, jetzt flog der Wagende in geflochtener Gondel höher als der Adler über Wolken, Meer und Berge. Man erwartete von der neuen Erfindung die größte Ausbeute für die Wissenschaft, die stärkste Umwälzung in dem Verkehrsleben der Erde. Das Poetische der Idee, das Erstaunliche des

Anblicks, der edle Stolz wissenschaftlicher Entdeckung hoben die Seelen nicht nur der Gebildeten; das ganze Volk nahm fast leidenschaftlichen Antheil an dem neuen Funde des Menschengeschlechts. In die Seelen Unzähliger kam es wie das Ahnen einer Befreiung von hundert beengenden Schranken der Erde, wie das Vorgefühl einer völligen Umwandlung des menschlichen Lebens. Es war ein Sehnen, das unmittelbar darauf durch ganz andere Kämpfe, Untersuchungen und Erfindungen zur Wahrheit werden sollte. Damals aber wurde der unternehmende Mann, welcher sich mit Erfolg dem Wagniß der neuen Entdeckung aussetzte, wie ein Held und Reformator angestaunt. Und der größte Dichter der Deutschen legte noch in späteren Jahren Zeugniß ab von der stillen Bewegung jener Jahre. Er sagt: „Wer die Entdeckung der Luftballone mit erlebt hat, wird ein Zeugniß geben, welche Weltbewegung daraus entstand, welcher Antheil die Luftschiffer begleitete, welche Sehnsucht in so viel tausend Gemüthern hervordrang, an solchen längst vorausgesetzten, vorausgesagten, immer geglaubten und immer unglaublichen, gefahrvollen Wanderungen Theil zu nehmen; wie frisch und umständlich jeder einzelne glückliche Versuch die Zeitungen füllte, zu Tagesheften und Kupfern Anlaß gab; welchen zarten Antheil man an den unglücklichen Opfern solcher Versuche genommen. Dies ist unmöglich selbst in der Erinnerung wiederherzustellen, so wenig als wie lebhaft man sich für einen vor dreißig Jahren ausgebrochenen höchst bedeutenden Krieg interessirte.“ So sprach Goethe noch lange Jahre nachher*) in lebhafter Erinnerung an die großen Eindrücke, welche die neue Erfindung ihm selbst in seiner kräftigen Jugendzeit gemacht.

Es ist deshalb nicht nur unterhaltend, auch lehrreich zu

---

*) Zuerst 1836 im I. Band (S. 475) der Quartausgabe gedruckt. — Am Ende des Jahres 1783 schreibt Goethe an Lavater: „Ergötzen dich nicht auch die Luftfahrer? Ich mag den Menschen gar zu gerne so etwas gönnen, beiden den Erfindern und den Zuschauern“; und am 27. August

sehen, wie eine solche Luftfahrt aus dem engen Gesichtskreis einer deutschen Reichsstadt aufgefaßt wurde. Ueber die Auffahrt des glücklichen Abenteurers Blanchard zu Nürnberg im Jahre 1787 ist uns eine hübsche Flugschrift erhalten.*) Aus ihr wird hier die Hauptsache mit den Worten des aufmerksamen Beobachters mitgetheilt.

„Herr Blanchard reiste nach seiner zu Straßburg vollzogenen sechsundzwanzigsten Luftreise durch Nürnberg nach Leipzig, um seine siebenundzwanzigste Luftauffahrt alldort zu unternehmen. Viele vornehme Einwohner Nürnbergs schlugen ihm vor, nach seiner Auffahrt zu Leipzig zurückzukommen, um die achtundzwanzigste Luftreise in Nürnberg zu vollziehen; er versprach's, und während seinem Aufenthalt zu Leipzig wurde eine Subscription eröffnet. Es wurde der Preis der Plätze à vier, zwei und einen Laubthaler angesetzt und endlich der 5. November zur Auffahrt bestimmt. Herr Blanchard kam den 15. October von Leipzig in Nürnberg an, auch traf sein mit allen Füll- und Luftfahrt-Geräthschaften beladener und für dieselben besonders zugerichteter Wagen ein, welcher auf der Stadtheuwage gewogen und 43 Centner schwer befunden wurde.

Von alle den boshaften Erdichtungen und schändlichen Verläumdungen, welche wider Herrn Blanchard ausgestreut

---

1784 schickt Goethe aus Braunschweig an Frau von Stein Pariser Zeitungen, worin die Luftreise von Blanchard beschrieben war.

*) Ausführliche Beschreibung der achtundzwanzigsten Luftreise, welche Herr Blanchard den 12. November 1787 zu Nürnberg unternahm und glücklich vollzog. Mit vier Kupfertafeln begleitet. Verfaßt und verlegt von Johann Mayer, Schriftstecher und Kupferdrucker in Regensburg 1787. 4. Auf dem Titel befindet sich Blanchard's Silhouette von Lorbeer und Rosen umgeben, mit der Unterschrift: Le plus célèbre Aéronaute. Die vier Kupfertafeln stellen dar: die Auffahrt selbst mit der staunenden Volksmenge, die triumphirende Rückfahrt des Ballons auf einem Wagen, die Maschinen zur Füllung und den Fallschirm, endlich sogar den Grundriß des Platzes, von welchem die Luftfahrt ausging.

wurden, will ich nichts sagen. Ohne mich weder an das übertriebene Lob, noch den niedern Tadel zu kehren, womit Herr Blanchard auf allen Seiten umringt war, nahm ich, von einigen meiner Freunde aufgemuntert, mir vor, eine ausführliche Geschichte und getreue Zeichnungen von allen Begebenheiten der achtundzwanzigsten Aërostatischen Reise herauszugeben.

Auf dem Neuen-Bau wurde eine Hütte von Brettern errichtet, worin während drei Wochen, nämlich bis zum 11. November, der mit atmosphärischer Luft aufgeblasene Ballon und alle andern zur Luftschifferey gehörigen Instrumente für 12 und 24 Kreuzer zu sehen waren.

Auch wurde auf dem sogenannten Judenbühl außerhalb der Schanzen zwischen dem Lauffer und Vestner Thore ein zur Auffahrt bequemer Plaz ausersehen, auf demselben eine etwa 36 Fuß hohe und auf jeder Seite ins Viereck 40 Fuß breite Hütte ohne Dach, oder ein Verschlag errichtet, und um dieselbe ein ziemlicher Raum für die Subscribenten einzufangen angeordnet. Zu Anfang des November wurden die Pläze für die Subscribenten erweitert, die Preise erniedrigt, und die Auffahrt selbst auf den 12. November festgesezt. Nun bezahlte man auf dem ersten Plaz zwei, auf dem zweiten einen Laubthaler, auf dem dritten einen Gulden und auf dem vierten vierundzwanzig Kreuzer.

Es ergingen von Seiten der hohen Obrigkeit zur Sicherheit der Stadt und der Fremden vortreffliche Verordnungen, sowie auch von Seiten der Entrepreneurs für die Bequemlichkeit und das Vergnügen des Publikums alle nur ersinnliche Sorgfalt getragen ward. Dennoch gab es boshafte Menschen, welche ausstreuten, daß die Auffahrt später oder wohl gar nicht für sich gehen würde; daß die Lebensmittel in unerhörten Preisen wären; ja, was noch mehr ist, daß des Herrn Marggrafen von Anspach-Bayreuth Durchlaucht die Anstalten am Tage der Auffahrt durch's Militär würde ruiniren

lassen; alles dies geschah blos um die Fremden abzuhalten, die Stadt um den davon zu ziehenden Nuzen und Ruhm wegen ihrer löblichen Anstalten zu bringen und Herrn Blanchard und seine Freunde furchtsam und lächerlich zu machen. Die Cabale gelang nicht; und ich kann versichern, daß nicht nur der ohnehin bestimmte Preis der Victualien gar nicht erhöhet, sondern die täglich zur Stadt gebrachten im Ueberfluß, und wohlfeiler als sonst zu haben waren. Zur Sicherheit und zum Vergnügen der Fremden wurden von sehr vielen Einwohnern neue Laternen an die Häuser angemacht, Pechpfannen ausgehängt, der so bekannte Kristkindels-Markt aufgeschlagen, und auch bei Nacht erleuchtet; die Wachen wurden verdoppelt, und von der Stadt besoldete Personen auf verschiedene Pläze beordert. Kurz zu sagen: ein hoher Magistrat und löbliche Bürgerschaft rechtfertigten durch vortreffliche Policey-Anstalten zum Vergnügen der Fremden, gute Bewirthung und höfliches Betragen gegen jedermann, die sowohl von In- als Ausländern von denselben gehegte Meinung vollkommen.

Endlich kam der 12. November heran, es war ein festlicher Tag. Schon ein paar Tage vorher wurde beschlossen, keine Rathssession zu halten, welches sich niemand zu erinnern weiß. Die mehrsten Gewölber und Läden wurden nur früh oder gar nicht eröffnet. Bey den drei Kirchen zu St. St. St. Lorenz, Sebald und Egidien wurden starke Wachen postirt, die beständig mit Patrouilliren abwechselten, und drei Thore blieben ganz verschlossen.

Schon um Thoraufschluß begaben sich eine Menge Menschen auf den Ort des Schauspieles, auf welchem in gewisser Entfernung viele Hütten und Zelte errichtet wurden, worin alle Sorten von Getränken und Speisen zu haben waren; in einigen derselben befanden sich auch Musikanten, und alles schien eine große Feyerlichkeit anzukündigen.

Als gegen neun Uhr durch drei Böller das Zeichen zum

Füllen des Ballons gegeben wurde, befanden sich schon viele tausend Menschen auf dem Judenbühl, und nun kamen durch den Heroldsberger Schanz=Posten und durch jenen beim Schmausen=Garten ein solcher Strom von Fußgängern, reutenden und fahrenden Personen auf den Plaz zu, daß derselbe bis zum lezten Signal ein unabsehbares Feld von Menschen vorstellte.

Die Reutenden und Kutschen wurden durch reutende Dragoner an weit entfernte, für dieselben bestimmte Pläze angewiesen. Um zehn Uhr geschah das zweite Signal mit zwei Böllern, gegen elf Uhr aber das dritte, zum Zeichen, daß der Ballon gefüllt sey, mit einem Böllerschuß. Ausser diesem, auf dem Plaze sich befindlichen Volke, welches sicher 50 bis 60,000 Seelen betrug, befand sich noch ein Menge von vielen tausenden in und auf der Vestung, Pasteyen, Mauern und den darüberragenden Häusern, Thürmen, Schanzen, Gartenhäusern, ja sogar auf den an den Gartenmauern errichteten Bühnen u. s. w., und dennoch herrschte unter diesem unzählbaren Menschenhaufen eine bewundernswürdige Ordnung und Stille; kein Mensch drängte den andern, denn noch so viel Personen hätten auf diesem herrlichen Plaze Raum genug gehabt.

Die Witterung war erwünscht, die Luft bewegte sich kaum zum Bemerken südwestlich. Der Himmel war gegen Morgen und Mittag fast gar nicht, gegen Abend etwas mehr, gegen Mitternacht aber ziemlich bewölkt.

Herr Blanchard war bey dem Füllen des Ballons so thätig, und eilte um nachzusehen mit einer solchen Munterkeit umher, als ob er bey der vergnügtesten Gesellschaft im Tanz begriffen wäre. Man sagt, er wäre Morgens ein Uhr schon auf den Plaz hinaufgegangen, um zu visitiren, herzurichten, die Massen Spìauteros*) abzuwägen u. s. w., und

*) Zink.

alles in einen solchen Stand zu setzen, daß er auf's erste Signal zum Füllen in völliger Bereitschaft dazu seyn könnte, welches er auch pünktlich beobachtete, so daß alle zusehenden Subscribenten sogleich für seine gute Sache eingenommen wurden. Er stieg mit aller Gegenwart des Geistes, welche ihn nie zu verlassen scheint, getrost nach höhern Regionen auf.

Man sagt, er habe, wie er vor jeder Auffahrt zu thun pflege, den Tag vorher communicirt.

Bis Herr Blanchard sich zur Abreise fertig machte und seine Gondel bestieg, warteten aller Augen auf das Aufsteigen des schon seit einer halben Stunde etwas über den Verschlag heraussteheṅden Ballons. Nun bewegte sich die große Maschine um elf Uhr sechsundzwanzig Minuten aufwärts und zugleich geschahen zum Zeichen der Abfahrt vier Böllerschüsse, schnell auf einander, worein sich Trompeten- und Paukenschall mischte.

Majestätisch und sanftschnell war des Aëronauten Emporschweben über den Verschlag heraus; er winkte das an seine Gondel befestigte Seil loszulassen, und erlitt dabey nicht die geringste Erschütterung. Mit bangem Entzücken und frohem Staunen über dies herrliche Schauspiel, war eine solche feyerliche Stille verbunden, als ob kein lebendiges Geschöpfe auf dem großen Plaze sich befunden hätte. So wie bei der schönsten Witterung der Rauch als eine Säule emporsteigt, so gerade stieg auch die von des Tages Helle erleuchtete und durchsichtig scheinende Kugel mit dem nach sich ziehenden Luftschiffer auf. Von der Höhe eines Thurmes warf er Papiere auf die Zuschauer herab.

Als Herr Blanchard im Aufsteigen ein Sandsäckchen ausleerte, um höher zu steigen, bemerkten einige Personen mit mir, daß er öfters die Seile des Netzes auf eine Seite zu anzog, welches uns auf die Gedanken brachte, ob er nicht etwa dadurch dem Ballon eine Richtung geben könnte, dieweil sein Ballon vom Aufsteigen an bis zum Niederlassen den Weg eines um-

gekehrten Fragezeichens ¿ machte. Vielleicht ist's aber eine bloße Muthmaßung, und seine Wendung dem höhern uns vielleicht entgegengesetzten Luftzuge zuzuschreiben.

Gleich darauf salutirte er mit zwo Fahnen die ihm Nachsehenden und die Stadt; worauf ein allgemeines lauttönendes Vivatrufen und Händeklatschen entstund. Herr Blanchard stieg noch immer gerade in die Höhe, wandte sich etwas südwestwärts gegen die Vestung, als ob er über die Stadt wegfliegen wollte, drehte sich aber immer mehr nach Westen, und endlich westnordwärts nach dem Dorfe Thon zu, so eine halbe Stunde vom Orte der Auffahrt entfernt ist. Hier war er etwa zwölf Minuten in der Luft und schien nur so groß als eine mittelmäßige Schießscheibe zu seyn; auch hatte er nun die größte Höhe erreicht und stund nach der Nürnberger Postzeitung 800 Klafter oder 4800 Fuß über der Meeresfläche.

Von dieser gewaltigen Höhe ließ der muthige Luftsegler den Fallschirm mit dem Hündchen herab, welcher so langsam herniedersank, daß darüber über fünf Minuten verflossen, bis das aëronautische Thierchen bei Thon an der Erlanger Straße auf ein Samenfeld wohlbehalten zur Erde kam.

Als Herr Blanchard so gerade aufstieg, bewegte sich kein Mensch von der Stelle; sobald er sich aber seitwärts wandte, bewegte sich die ganze Masse von Menschen als ein Ameisenhaufen, erst langsam nach der Seite seiner Richtung zu, und in ein paar Minuten hernach lief alles was lauffen konnte. Es ging zu Pferde und zu Fuß über Hecken und Gräben, über Felder und Wiesen, wie man's ansah. Nichts war den Fußgängern, insonderheit dem Weibsvolk hinderlicher als Krautfelder und die sich noch befindlichen hohen starken Tobak-Stengel, es gab ein beständiges Gelächter, weil alles im Lauffen über sich sah, und folglich viele drollige Fälle, Stöße und Wendungen sich ereigneten; denn es sah just aus, als ob die Einwohner einer volkreichen Stadt vor einem großen Unglück flöhen, und

wer einmal im Strom war, der muste entweder mit fortlauffen oder sich derb zerstoßen lassen.

Während dieser lächerlichen Jagd dem Dorfe Thon zu ereignete sich's, daß ein Haas aufgejagt wurde, und ungeachtet aller seiner Eilfertigkeit und listigen Wendungen, gelang es ihm doch nicht das Freye zu erreichen, der Jäger waren zu viel, das arme Thier wurde erhascht, und da ein jeder an dieser merkwürdigen Luftfahrtshaasenjagd Antheil haben wollte, in einer Minute in hundert Stücke zerrissen. Der eine hatte ein Ohr, der andere einen halben Lauf, der dritte in seinen blutigen Händen ein paar Haare.

Herr Blanchard flog unterdessen immer nach der nördlichen Gegend zur linken Seite der Erlanger Chaussee weg, und schien eine Viertelstunde lang als an die Wolken geheftet, nur mit dem Unterschiede, daß sein Ballon immer kleiner und zulezt so klein als ein Zwirnknäulchen wurde. Doch blieb er beständig sichtbar. Um zwölf Uhr zwölf Minuten bemerkte man, daß er ziemlich schnell herabsank, wie er denn auch ein Viertel auf ein Uhr, an dem Wege beym Boxdorfer Wäldchen nach Braunsbach zu, eine gute Meile von dem Ort der Auffahrt sich glücklich niederließ, und durch zween Studenten zu Pferde und einige herbeygeeilte Boxdorfer Bauern beym Seil ergriffen wurde.

Da der zur Erde niedergesunkene Aëronaute nicht deutsch, und die ihn zuerst ergriffen, nicht französisch verstunden, so gab es eine artige Scene: Er rief ihnen immer zu: en bas, en bas, sie sollten niederziehen, um die Gondel zur Erde zu bringen; die Bauern hingegen meinten, sie sollten das Seil auslassen, und waren just auf dem Punkt solches zu thun, als ihnen die anderen dazu kommenden Leute bedeuteten, sie müsten niederziehen und die Gondel mit den Händen ergreifen, sonst flöge das Ding wieder in die Höhe. In der That erstaunten sie über die Maßen, daß sie anstatt zu tragen, wie sie glaubten, unter sich drücken musten. „Da dieser Herr,“

sagten sie, „auf unserm Grund und Boden vom Himmel kam, so lassen wir uns auch das Recht nicht nehmen, ihn, wo er hergekommen ist, hinzubringen," und erhuben ein Freuden-Geschrey, worein die immer mehr herbeygekommenen Reuter und Fußgänger treulich mit einstimmten. Die Gondel wurde dergestalt umringt und begleitet, daß Herr Blanchard kaum heraussehen konnte.

Herr Blanchard wurde stehend in seiner Gondel mit dem über ihm schwebenden und noch nicht entkräfteten Ballon, welcher jetzt, da etwa der vierte Theil Luft herausgelassen war, die Gestalt einer Birn hatte, nach der Stadt gezogen. Sogleich kamen auch Se. Hochfürstliche Durchlaucht von Anspach-Bayreuth herbeygesprengt, und Herr Blanchard hatte das Glück Höchstdieselbe zu sprechen und sich Ihres vollkommenen Beyfalls und zugesagten Douceurs zu erfreuen. Die Gondel wurde nun niedergezogen, und der Luftsegler von dem sich immer mehr versammelten Volk, das ein beständiges Jubelgeschrey anstimmte, und unter herbeygekommener Musik bis an den Ort des Auffsteigens getragen. Herr Blanchard ließ sich um drei Uhr nach einigen gespielten Tänzen und Märschen bei vierzig Fuß in die Höhe, und sank wieder in den Verschlag, woraus er auffstieg, hinab, welches den noch zu tausenden versammelten Zuschauern ein ungemein herrliches Schauspiel war.

Als Herr Blanchard bald darauf zur Stadt in sein Logis fuhr (es soll die Chaise einer Frau von R. gewesen sein, denn seine mit vier Pferden bespannte englische Chaise fuhr hinter ihm her), spannte das vom Freuden-Taumel frohlockende Volk die Pferde aus, und zog nach englischer Sitte den kühnen Aëronauten im Triumph daher durch die ganze Länge der Stadt bis zum rothen Roß.

Herr Blanchard saß vorne und trug die Uniform seiner Gondel, nemlich blau und weiß mit dergleichen Federbusch auf dem Hut. Zwey herrlich gekleidete Frauenzimmer stunden

hinter ihm in der Chaise, sie trugen die Livrée seines Ballons, roth und blaßgelb, und hinten auf stund anfangs Herr Blanchard's Bedienter, und salutirte mit den zwo Fahnen gegen alle vornehmen Gebäude, worinn eine erstaunliche Anzahl Adelicher und anderer distinguirter Personen dem Zuge zusahen und ein unaufhörliches Vive Blanchard! Vivat etc. und Händeklatschen hören ließen. Aus vielen Häusern ertönten Musiken aller Arten.

Gegen vier Uhr kam endlich Herr Blanchard im rothen Roß an, aus dessen Erker ihm Trompeten und Pauken entgegenschallten. Die Straße war von Menschen angepfropft; Herr Blanchard erschien am Fenster und dankte mit dreimaligem Compliment dem Volke seine Erkänntlichkeit zu, welches das Volk mit lauttönenden Vivatrufen beantwortete.

Man sagt, Herr Blanchard habe, als er auf den Saler kam, von zween Bürgern, welche mit einem Glas Wein sein Vivat tranken, und ihm auch ein Glas zu trinken präsentirten, dasselbe ausgetrunken, und gerührt über den lauten Jubel und Beyfall und die ihm angethanen Ehrenbezeugungen, Thränen der Freude und des Dankes vergossen.

Um fünf Uhr wurden unter Direction des Herrn Schopf im Schauspielhause zwei Lustspiele, und nach diesen ein von Herrn Rolland, auf die Feyer der Blanchardischen Luftreise, verfertigtes Ballet, betittelt: „Das Fest der Winde“ gegeben, wobey das Opernhaus gedrängt voll war. Nach dem Schauspiel gieng's zur Tafel und Mascarade wieder ins rothe Roß, welche sich früh den 13. endigte.

Auf diese Weise wurde der für Einheimische als Fremde so frohe und merkwürdige Tag beschlossen, ohne daß nur einem Menschen bey dem außerordentlichen Zusammenfluß von Leuten, ein Unglück begegnet wäre.“

Soweit der Wortlaut des Berichts. Die Festfeier aber dauerte über den 12. November hinaus. Noch am Abend des Tages wurde angezeigt, daß Herr Blanchard, gerührt vom

Beifall des Publikums, zur Bezeigung seiner Dankbarkeit und mit hoher obrigkeitlicher Erlaubniß morgen ein neues aërostatisches Experiment machen werde, Preis des Platzes 36 Kreuzer. An diesem Tage ließ Herr Blanchard einen kleineren Ballon wieder unter Böller- und Trompetenschall steigen, im Korbe befand sich ein kleiner „Seidenpudel" mit zwei Briefen. Im ersten stand: „Dieser Ballon gehört Herrn Blanchard; man bittet den Finder, denselben nach Nürnberg ins rothe Roß wieder zu bringen"; im zweiten Briefe: „Dieser Hund gehört der Frau Obristin, Freifrau von Redwitz, abzugeben gegen guten Recompens zu Nürnberg im rothen Roß." Der Ballon machte in fünfundvierzig Minuten eine Reise von vierzehn Stunden und sank, wie ein erstaunter Bericht aus Creußen meldete, in der Nähe des Ortes als Etwas, das nicht Wolke, nicht Drache, nicht Vogel, erst klein und schwarz, dann groß und röthlich war, schnell aus den Wolken herab. Auch der Bologneser wurde nach einigen Tagen wohlbehalten seiner Herrin zurückgebracht. Herr Blanchard aber ward wieder in seinem Wagen unter Jubel und Vivatrufen vom Volke durch die Stadt zu einem Feuerwerk gezogen, dann in das Schauspielhaus, wo diesmal ein zur Feier der Luftreise verfertigtes, großes allegorisch-musikalisches Concert aufgeführt wurde. Einige Tage darauf überreichte Blanchard dem hohen Magistrat die Fahnen zum Andenken, der Magistrat gab ihm dagegen ein festliches Abendessen im Schießgraben und beschenkte ihn mit sechs Medaillen, jede von acht Ducaten Werth.

Die Flugschrift enthält außerdem noch einen lesenswerthen „Auszug über Herrn Blanchard's Leben, vornehmste Luftreisen und Charakter", nicht ohne tadelnde Bemerkungen über die Verkleinerer des Mannes. Denn es war leider auch in diesem Falle dem fremden Luftschiffer nicht vergönnt, ohne Neider und Mißgönner seinen Triumph zu feiern. Schon vor der Auffahrt war in Nürnberg eine anonyme Flugschrift erschienen, welche unter dem Titel: „Blanchard, Bürger von Calais,"

Leben und Thätigkeit des Mannes in einer kritischen Weise besprach, durch welche der eitle Franzose so gekränkt ward, daß er beim Aufsteigen eine andere Flugschrift: „Abrégé de mes Aventures terrestres“ auf die Zuschauer herabwarf, worin er stolz und erbittert gegen die frühere Broschüre loszog.

Und zuletzt ist Pflicht zu erwähnen, daß auch der hochlöbliche Rath von Nürnberg seinerseits alles Erdenkliche gethan hatte, den Verlauf dieses außerordentlichen Festes sicher zu stellen. Durch sehr ausführliche, eigens veröffentlichte Fahr- und Gehordnungen, durch Vorsorge für Herbeischaffung der Speisen und Getränke und durch billige Taxen derselben, durch ausgestellte Wachposten und Reiter, durch strenges Verbot jedes Baumbesteigens, Verderbens der Felder und jedes unartigen Geschreies, durch scharfe Streifwachen in der Stadt, durch Bestellung eines Chirurgus nebst Gesellen und Verbindezeug für den Fall, daß jemand auf „diese oder jene Art“ beschädigt würde, durch die Böllerschüsse, „damit niemand ohne Noth der freien Luft zu lange sich aussetzen dürfe“, endlich durch Ermahnung zur Ordnung und Mäßigung, zumal für den Fall, „wenn die Luftfahrt durch einen Zufall vereitelt werden oder der gefaßten Meinung nicht entsprechen sollte.“ Auch den Festplatz hatten Rath und Unternehmer ganz meisterhaft eingerichtet. Denn, wie die Flugschrift meldet: „der ganze Platz sah einer kleinen Vestung ähnlich, welche durch die spanischen Reuter und 60—80 Soldaten hinlänglich bedeckt war, wenn ja wider Vermuthen der Pöbel hätte Unruhen anfangen wollen, wie es manchmal bey dergleichen Gelegenheiten zu gehen pflegt. Man muß es aber vom Größten bis zum Geringsten rühmen, daß alles durch Bescheidenheit und Güte im Befehlen, und mit Stille und Ordnung im Gehorchen glücklich vorüberging.“

7.

Aus den Lehrjahren des deutschen Bürgers.

(1790.)

Es ist im Jahre 1790, vier Jahre nach dem Tode des großen Königs, das zweite Jahr, in welchem die Augen der Deutschen erstaunt auf die Zustände Frankreichs blickten. Aber nur Einzelne sind es, welche durch den Kampf zwischen Volk und Königthum in der Hauptstadt eines fremden Landes gewaltsam aufgeregt werden; die deutsche Bildung des Bürgers hat sich von der französischen frei gemacht, ja, Friedrich II hat seine Landsleute gelehrt, die politischen Zustände des Nachbarlandes ohne Achtung anzusehen, man weiß sehr gut, wie nothwendig in Frankreich große Verbesserungen der gesammten Verhältnisse sind, und die Gebildeten stehen auf Seiten der französischen Opposition. Doch die Deutschen sind vorzugsweise mit sich selbst beschäftigt. Ein langentbehrtes Behagen ist in der Nation erkennbar, verbreitet ist die Ansicht, daß man in gutem Fortschritt sei, ein wunderbarer Geist der Neugestaltung durchdringt das gesammte Leben, der Handel ist im Aufblühen, der Wohlstand mehrt sich, die neue Bildung beglückt und erhebt, gefühlvoll wiederholt der Jüngling die Verse seiner Lieblingsdichter, freut sich vor der Schaubühne über die Darstellung großer Tugenden und Laster und lauscht den entzückenden Klängen deutscher Musik. — Es war ein heraufringendes neues Leben, aber es war auch das Ende der guten Zeit. Noch mehre Jahrzehnte später

sah der Deutsche mit Sehnsucht auf die Friedensjahre seit dem Ende des siebenjährigen Krieges zurück.

Man durfte um 1790 annehmen, daß eine Stadtgemeinde, an welcher kräftiger Fortschritt gerühmt wurde, in protestantischer Gegend lag. Denn sehr ungleich stand Bildung und gesellschaftlicher Zustand in den protestantischen und katholischen Landen, jedem Reisenden auffällig. Aber auch in derselben protestantischen Landschaft, innerhalb einer Stadtmauer sind die Gegensätze in der Bildung sehr auffallend. Der äußere Unterschied der Stände beginnt sich zu verringern, ein innerer Gegensatz ist fast größer geworden. Der Edelmann, der gebildete Bürger und wieder der Handwerker mit dem Bauer stehn in drei getrennten Kreisen, jedem sind die Quellen für Sittlichkeit und Thatkraft andere, so daß sie uns erscheinen wie aus verschiedenen Jahrhunderten zusammengesetzt.

Noch tummelte sich am leichtesten und sichersten der Adel. Auch in ihm war ernster Geist, ein reiches Wissen nicht mehr selten, aber die Masse lebte vorzugsweise einem behaglichen Genuß, die Frauen im Ganzen mehr als die Männer durch die Poesie und die großen wissenschaftlichen Kämpfe der Zeit angeregt. Schon waren die Gefahren, welche eine abschließende Stellung bereitet, gerade in den anspruchsvollsten Kreisen der deutschen Grundbesitzer sehr sichtbar; der hohe und niedere Reichsadel war verhaßt und verspottet. Noch spielte er den kleinen Landesherrn in grotesken Formen, liebte sich mit einem Hofstaat zu umgeben, von Gesellschaftsherren und Damen herab bis zum Thürmer, dessen Horn oft bis über die engen Landesgrenzen die Kunde trug, daß der Herr sein Mittagsmahl einnehme, und bis zum Hofzwerg herab, der vielleicht in buntscheckigem Aufzug allabendlich sein unförmliches Haupt im Familienzimmer verneigte und anmeldete, es sei Zeit zu Bett zu gehen. Aber der Familienbesitz war nicht festzuhalten, ein Acker, ein Waldstück nach dem andern fiel in die Hände

Gläubiger, die Geldverlegenheiten nahmen in vielen Familien kein Ende, und es nützte nichts, die schadhafte Zugbrücke aufzuziehen, um sich vor den modernen Feinden zu schützen, welche ein Erkenntniß des Reichskammergerichts oder des Reichshofraths überbrachten. Viele vom Reichsadel zogen sich in die Hauptstädte der geistlichen Staaten. In den fränkischen Bisthümern, am Rhein, im Münsterlande bildeten sie eine Aristokratie, welche dem herben Urtheil der Zeitgenossen nicht weniger reichen Stoff gab. Ihre Familien waren herkömmlich im Besitz der reichen Domstifter und wichtigeren Pfründen, sie vorzugsweise blieben sklavische Nachahmer des französischen Geschmacks in Tafel, Kleidung, Equipagen, aber ihr schlechtes Französisch, Dünkel und fade Unwissenheit wurden ihnen häufig vorgeworfen.

Auch die ärmeren des landsässigen Adels waren in den Händen der Juden, zumal im östlichen Deutschland. Aber noch ging durch die Hände des Adels um 1790 der größte Theil des Geldes, welches seinen Kreislauf im Lande machte. Auf ihren Gütern herrschten sie wie unabhängige Gebieter, als die gnädigen Herren des Landes, die Gutswirthschaft aber besorgte gewöhnlich der Amtmann. Selten bildete sich ein gutes menschliches Verhältniß zwischen den Herren und den thatsächlichen Verwaltern ihres Vermögens, deren Pflichttreue damals nicht in dem besten Rufe stand. Zwischen den Gutsherrn und den frohnenden Bauer gestellt, suchten die Verwalter häufig von beiden zu gewinnen, nahmen Geld von den Landleuten und erließen ihnen Hofdienste, und bedachten beim Verkauf der ländlichen Erzeugnisse sich nicht weniger als den Herrn.*)

Die Wintermonate verlebte der Landadel gern in der Hauptstadt seiner Landschaft, im Sommer war das modische Vergnügen Besuch der großen und kleinen Bäder. Dort wurde

---

*) Die Klage ist besonders häufig. Vergl. von Liebenroth, Fragmente, S. 59.

alle Stattlichkeit, deren die Familie mächtig war, entfaltet. Viel wurde auf Pferde und glänzende Wagen geachtet, der Adel benutzte noch gern sein Vorrecht, vierspännig zu fahren, dann fehlten auch wol die Läufer nicht, welche vor den Rossen hertrabten, in bunter theatralischer Kleidung, mit Kasket, die große Knallpeitsche übergehängt, in Schuhen und weißen Strümpfen. Bei Abendgesellschaften oder nach dem Theater hielt eine lange Reihe glänzender Wagen, viele mit Vorreitern, in den Straßen, und achtungsvoll sah der kleine Mann auf den Glanz der Herren. Noch unterschieden sie sich auch in der Kleidung durch reichere Stickerei, die weiße Plüme rund um den Hut, auf Maskeraden schätzten sie immer noch vorzugsweise den rosafarbenen Domino, den Friedrich II 1743 für ein Vorrecht des Adels erklärt hatte. Manche der Reicheren unterhielten auch Kapellen, kleine Concerte waren häufig, und auf dem Gute wurde am Sonntag früh unter den Fenstern der Hausfrau der Morgengruß geblasen. Ein verhängnißvolles Vergnügen war das Spiel, zumal in den Bädern. Dort trafen die deutschen Gutsbesitzer damals am häufigsten mit Polen zusammen, den leidenschaftlichsten Hazardspielern Europas. Aber auch deutschen Gutsbesitzern begegnete zuweilen, daß sie Wagen und Pferde im Spiel verloren und in einem Miethwagen, verschuldet, nach Hause reisten. Solches Unglück wurde mit gutem Anstand getragen, so bald als möglich vergessen. — Im Glauben war ein großer Theil des Landadels noch orthodox wie die Mehrzahl der Dorfpfarrer, die freieren Seelen aber hingen häufig in den Formen der alten französischen Aufklärung. Noch immer sandte Paris seine Modepuppen und Bilder, Hüte, Bänder und Kleider durch das vergnügte Deutschland. Aber auch die Mode bereitete allmählich auf die große Umwandlung vor, die Fischbeinröcke und Wülste fielen von den eleganten Damen ab, sie erhielten sich nur an den Höfen bei großer Cour, die Schminke wurde stark angefochten, dem Puder war der Krieg erklärt, die

Gestalten wurden schmäler und dünner, auf dem Haupt schwebte über kleinen krausen Locken der idyllische Strohhut. Auch den Männern war der gestickte Rock mit Kniehosen, seidenen Strümpfen, Schnallenschuhen und dem kleinen Galanteriedegen nur noch die Festtracht, schon hatte der deutsche Cavalier mit der Freude an englischen Pferden und Bereitern auch den Rundhut, Stiefeln und Sporen erworben und wagte mit der Reitgerte in das Damenzimmer zu treten.*)

Häufig ist in den Familien des Adels ein unbefangener Lebensgenuß, fröhliche Sinnlichkeit ohne große Feinheit, viel höfliche Zuvorkommenheit und gute Laune, und die Gabe, welche jetzt immer weiter ostwärts zu weichen scheint, ein guter Erzähler zu sein, Anekdoten und zierliche Reden zwanglos der Unterhaltung einzuflechten, aber auch kleine Eulenspiegeleien geschickt zu wagen. Die sittlichen Anschauungen dieser Kreise, oft bitter gescholten, waren doch, wie es scheint, nicht schlechter, als sie unter Genießenden zu sein pflegen. Die Naturen waren wenig zum Grübeln geneigt, selten durch schwere Gewissensbisse beunruhigt, auch das Ehrgefühl war dehnbar, doch mußten gewisse Rücksichten beobachtet werden. Innerhalb dieser Grenzen war man nachsichtig, in Spiel, Wein und Herzenssachen durften sich Herren, ja auch Damen noch Manches erlauben, ohne streng verurtheilt zu werden, selten wurde dadurch ihr Leben gestört. Man ertrug, was nicht zu ändern war, mit Anstand, und fand sich auch nach leidenschaftlichen Verirrungen schnell wieder zurecht. Die Fertigkeit, das Leben des Tages angenehm zu fassen, war damals gewöhnlicher als jetzt; ebenso dauerhaft war die Lebenskraft, ein rühriger, unbefangener Sinn, der frische Laune bis in das späteste Alter zu bewahren weiß, und der nach einem Leben reich an Vergnügen und

---

*) Ueber die gesellschaftlichen Zustände des nördlichen Deutschlands seit 1790 mehres Beachtenswerthe in: Caroline de la Motte Fouqué, Der Schreibtisch, S. 46 fg.

nicht frei von Kämpfen zwischen Pflicht und Neigung ein frohes und geachtetes Alter durchsetzt. Noch jetzt sind ältere Bilder aus jener Zeit nicht ganz unerhört, Männer und Frauen, deren naive Frische und unbefangene Heiterkeit im höchsten Alter erfreuen.

Unter dem Adel saß das Landvolk und der kleine Bürger, aber auch der niedere Beamte mit der Auffassung des Lebens, welche im Anfange des Jahrhunderts über die Deutschen geherrscht hatte. Noch war ihr Leben arm an Farben. Man täuscht sich, wenn man meint, daß um das Ende des Jahrhunderts die Aufklärung bereits Vieles in den Hütten der Armen, zumal auf dem Lande gebessert hatte. In den Dörfern waren allerdings Schulen, aber häufig war der Lehrer ein früherer Bedienter des Gutsherrn, ein armer Schneider oder Leinweber, der sich so wenig als möglich von seinem Handwerk trennen wollte, vielleicht seine Frau den Unterricht besorgen ließ. Sogar die Polizei des flachen Landes war noch ohnmächtig, die Umhertreiber auf dem Lande waren eine schwer zu tragende Last. Zwar fehlte es nicht an den strengsten Verordnungen gegen das umlaufende Gesindel: Dorfwachen auch bei Tage, Straßenreiter, jeder Bettler sollte sofort angehalten und nach seinem Geburtsort geschafft werden; aber die Dorfwache wachte nicht, die Gemeinden scheuten die Unkosten der Weiterbeförderung oder fürchteten gar die Rache der Aufgegriffenen, die Straßenreiter achteten lieber auf die Fuhrleute, welche verbotene Wege fuhren, weil diese Strafe bezahlen konnten. Sogar in Kursachsen wurde darüber geklagt.

Noch hing der Landmann treu an seiner Kirche, in den Hütten der Armen wurde viel gebetet und gesungen, häufig war fromme Schwärmerei, immer noch erstanden Erweckte und Propheten unter dem Landvolk. Zumal in den Gebirgslandschaften, wo die Gewerbthätigkeit sich massenhaft in ärmlichen Hütten festgesetzt hatte, unter Holzarbeitern, Webern und Spitzenklöpplern des Erzgebirges und der schlesischen Berg-

thäler war ein frommer, gottergebener Sinn lebendig. Wenige Jahre später, als die Continentalsperre durch Verhinderung der Ausfuhr die Thätigkeit der Armen verstörte, bewiesen sie unter Hunger und Entbehrungen, die oft an das Leben gingen, daß ihnen ihr Glaube die Fähigkeit zu dulden und zu entsagen gab.

Zwischen dem Adel und der Masse des Volks stand nach der Auffassung jener Jahre das höhere Bürgerthum: Gelehrte, Beamte, Geistliche, große Kaufleute und Fabrikbesitzer. Auch sie waren von dem Volk durch eine Vergünstigung geschieden, dessen Bedeutung unsere Zeit nicht mehr versteht: sie waren militärfrei. Der härteste Druck, welcher auf den Söhnen des Volkes lastete, ihre Kinder empfanden ihn nicht. Auch der fähige Sohn des Bauern oder Handwerkers durfte studiren, aber dann lag ihm ob, vorher eine Prüfung zu bestehen, „das Genieexamen", ob sich auch seine Befreiung vom Heerdienste lohne. Dem Sohn des Studirten oder Kaufmanns aber galt es für besonders schmachvoll, wenn er nach gelehrter Schulbildung so weit herunterkam, daß er den Werbern in die Hände fiel. Sogar der menschenfreundliche Kant verweigerte einen Gelehrten zur Beförderung zu empfehlen, weil er die „Niederträchtigkeit" gehabt habe, seinen Soldatenstand so lange ruhig zu ertragen.*)

In diesem Kreise, der sich auch äußerlich durch Tracht und Lebensweise vom Bürgersmann unterschied, war damals bereits der beste Theil der nationalen Kraft zu finden. Er war im Besitz der freiesten Bildung jener Zeit. Er umschloß Dichter und Denker, erfindende Künstler und Gelehrte, alle, welche auf irgend einem Gebiet des geistigen Lebens als Führer und Bildner, als Belehrende und Beurtheilende Einfluß gewannen. Ihm hatten sich viele vom Adel angeschlossen, die selbst Beamte wurden oder ein reicheres Geistesleben hatten.

---

*) Kant's Werke XI, 2, S. 80. Der Betroffene war ein Mensch von zweifelhaftem Ruf.

Sie waren zuweilen Mitarbeiter, häufig geistvolle Begleiter und wohlthuende Förderer der idealen Bestrebungen.

In jeder Stadt bestanden jetzt die Angesehenen aus solchen Gebildeten. Sie waren Schüler des großen Philosophen von Königsberg, ihre Seele war angefüllt mit den poetischen Gestalten der großen Dichter, mit den hohen Errungenschaften der Alterthumswissenschaft. Aber in ihrem Leben war noch ein Zug von Strenge und Ernst, nicht leicht und fröhlich wurde die Pflicht geübt. Die Auffassung der Wirklichkeit schwankte zwischen idealen Forderungen und einer ängstlichen, oft kleinlichen Pedanterie, welche sie auffallend und nicht immer zum Vortheil von dem Edelmann unterschied.

Es ist eine Eigenheit der modernen Bildung, daß die treibende geistige Kraft sich in der Mitte der Nation, zwischen der Masse und den erblich Bevorrechteten ausbreitet, nach beiden Seiten belebend und umformend; je mehr sich ein Kreis irdischer Interessen von dem gebildeten Bürgerthum trennt, desto weiter entfernt er sich von allem, was dem Leben Licht, Wärme und sichern Halt verleiht. Wer in Deutschland eine Geschichte der Literatur, Kunst, Philosophie und Wissenschaft schreibt, der behandelt in der That die Familiengeschichte des gebildeten Bürgerthums.

Und sucht man das Besondere, was die Männer dieses Kreises verbindet und von Anderen unterscheidet, so ist es nicht zumeist ihre praktische Thätigkeit in glücklicher Mitte, sondern ihre Bildung durch die lateinische Schule. Darin liegt der unübertreffliche Vorzug, das letzte Geheimniß ihres Einflusses. Niemand durfte das bereitwilliger anerkennen, als der Kaufmann und größere Gewerbthätige, der sich von unten heraufgearbeitet hatte und in ihren Kreis getreten war.

Mit Verwunderung erkannte er, wie seine Söhne unter der Beschäftigung mit lateinischer und griechischer Grammatik eine Schärfe und Schlagfertigkeit im Denken und Sprechen erhielten, die selten andere Thätigkeit dem heranwachsenden

Manne gewährt. Die naturwüchsige Logik, welche in dem kunstvollen Bau der alten Sprachen so ausgezeichnet zu Tage kommt, weckte schon früh den Scharfsinn und förderte das Verständniß aller geistigen Bildungen, die Masse des fremdartigen Sprachstoffs kräftigte unübertrefflich das Gedächtniß.

Noch mehr aber belebte der Inhalt jener entfernten Welt, welche dem Lernenden aufgeschlossen war. Noch immer stammte ein sehr großer Theil unserer geistigen Habe aus dem Alterthum. Wer recht verstehen wollte, was um und in ihm lebendig wirkte, vielleicht längst Gemeingut aller Schichten des Volkes geworden war, der mußte bis zu dem Quell hinabsteigen. Und die Bekanntschaft mit einem großen abgeschlossenen nationalen Leben, das Verständniß einiger Lebensgesetze, seiner Schönheiten und Beschränktheit verlieh eine Freiheit im Urtheil über Zustände der Gegenwart, die durch nichts Anderes ersetzt werden konnte. Wem die Seele durch die Dialoge des Plato erwärmt worden war, der mußte mit Verachtung auf den beschränkten Glaubenseifer der Mönche herabsehen, und wer mit Entzücken die Antigone in der Ursprache gelesen hatte, der durfte mit berechtigter Nichtachtung „die Sonnenjungfrau" bei Seite legen.

Das Wichtigste von allem aber war die besondere Art des Lernens auf lateinischen Schulen und Universitäten. Nicht das gedankenlose Aufnehmen eines überlieferten Stoffes, sondern das Selbstsuchen und Selbstfinden ist das Lebenweckende in jedem Lernen. In den höheren Klassen des Gymnasiums und auf der Universität wurde der Studirende der Vertraute des suchenden Gelehrten. Gerade die Streitfragen, welche seine Zeit am meisten bewegten, die Forschungen, welche als unbeendet am kräftigsten anspannten, wurden ihm am liebsten mitgetheilt. So drang der Jüngling als ein frei Suchender in den Mittelpunkt des grünenden Lebens ein, und wie sehr ihn sein späterer Beruf von eigenem Forschen entfernt hielt, er hatte das beste und letzte Wissen, die höchsten Errungenschaften seiner Zeit in sich aufgenommen und war sein ganzes

Leben lang in den großen Fragen der Wissenschaft und des Glaubens zum Urtheil befähigt, indem er allen neuen Bildungsstoff nach den Gesichtspunkten, die er gewonnen, annahm oder abwies. Auch daß die gelehrte Schule für das praktische Leben so wenig vorbereite, war keine stichhaltige Klage. Der Kaufmann, der seine Söhne von der Universität auf den Stuhl des Comptoirs nahm, bemerkte sehr bald, daß sie Vieles nicht gelernt hatten, was jüngeren Lehrlingen sehr geläufig war, daß sie aber durchgängig mit spielender Leichtigkeit das Fehlende nachholten.

Dieser unendliche Segen der gelehrten Bildung war am Ende des 18. Jahrhunderts, seit die Philosophie und die Alterthumswissenschaften hohe Bedeutung gewonnen hatten, der entscheidende Vorzug des deutschen Mittelstandes. In ihm liegt das Geheimniß der unsichtbaren Herrschaft, welche das gebildete Bürgerthum seit dieser Zeit über das nationale Leben ausgeübt hat, Fürsten und Volk umbildend, sich nachziehend.

Um 1790 hatte diese Art der Bildung so großen Werth und Bedeutung gewonnen, daß man wol diese Jahre die fleißige Abiturientenzeit des deutschen Volkes nennen darf. Eifrig wurde gelernt, überall trat an die Stelle des alten maschinenmäßigen Verfahrens anregende selbstthätige Arbeit. Menschenfreundlich rangen die Gelehrten danach, jedem Theil des Volkes Lehranstalten zu schaffen, welche seiner Bildungsstufe entsprachen, neue Wege des Unterrichts zu erfinden, durch welche mit geringen Lehrerkräften die größten Ergebnisse erreicht werden konnten. Belehren, bilden, aus der Unwissenheit herausheben, war der allgemeine Ruf. Nicht vorzugsweise weil dies der gesammten Nation nützlich war. Denn in der frohen Empfindung eines idealen Inhalts standen die Gebildeten dem Volke gegenüber. Die Schönheit, welche sie genossen, die großen Gefühle, durch welche sie erhoben wurden, sie waren dem armen Volke versagt.

Freilich im stillen Herzen empfanden sie selbst ein Mißbehagen. Die Thatsachen des Lebens, welches sie umgab, standen oft in schneidendem Gegensatz zu den idealen Forderungen, welche sie stellten. Wenn der Bauer wie ein Lastthier arbeitete, der Soldat vor ihren Fenstern Spießruthen lief, dann blieb, so schien es ihnen, nichts übrig, als das Studirzimmer zu schließen und Auge und Sinn in Zeiten zu versenken, wo solche Barbarei nicht verletzte. Denn noch war unerprobt, was die Vereinigung Gleichgesinnter zu großen Genossenschaften im Staat, in den Gemeinden, in jedem Kreise praktischer Lebensverhältnisse umzuformen vermöge.

So kam bei aller Menschenfreundlichkeit eine stille Entsagung auch in die Besten. Sie waren stärker und tüchtiger geworden als ihre Väter. Reiner waren die Quellen ihrer Sittlichkeit, strenger die Anforderungen, welche sie an das eigne Leben machten. Aber sie waren immer noch Privatmenschen. Die rege Theilnahme an dem Staat, an den höchsten Angelegenheiten der Nation war noch nicht ausgebildet. Sie hatten gelernt in großem Sinne ihre Menschenpflicht zu thun, und sie stellten zuweilen grübelnd die natürlichen Rechte, welche der Mensch im Staate haben sollte, den Zuständen, unter denen sie lebten, gegenüber. Sie waren ehrenwerthe, sittenstrenge Menschen geworden, mit einer Aengstlichkeit, die uns wol rührt, suchten sie Gemeines von ihrer Seele fern zu halten; aber die Manneskraft, welche sich im Zusammenwirken mit vielen Gleichgesinnten unter dem Einfluß großer praktischer Fragen entwickelt, fehlte ihnen noch zu sehr. Die Edelsten waren in der Gefahr, wo sie sich nicht in sich selbst zurückziehen konnten, mehr Opfer als Helden in politischem und socialem Kampfe zu werden. Sehr auffallend wird diese Eigenschaft sogar in den Gebilden der Poesie. Fast alle Charaktere, welche die größten Dichter in ihren höchsten Kunstwerken frei erfanden, leiden an einem Mangel von Thatkraft, von eroberndem Mannesmuth und politischem Scharfblick;

sogar durch die Helden des Dramas, welches dergleichen am wenigsten verträgt, geht ein elegischer Zug, von Galotti, Götz und Egmont bis zum Wallenstein und Faust. Dasselbe Geschlecht, welches gerade damals mit bewunderungswerther Kühnheit und Freiheit den geheimen Gesetzen seines geistigen Lebens nachforschte, war noch unbehilflich und unsicher vor den Anforderungen der Wirklichkeit, wie ein Jüngling, der aus der Schulstube unter die Menschen tritt.

Noch war die Weichheit der Empfindung und das Bedürfniß, auch bei unbedeutender Veranlassung große Gefühle zu haben, nicht aus den Seelen geschwunden. Aber diese herrschende Anlage des 18. Jahrhunderts, welche ihre Absenker bis auf die Gegenwart fortgetrieben hat, war um 1790 bereits durch einen stärkeren Gehalt des geistigen Lebens gebändigt. Auch die Empfindsamkeit hatte seit der Zeit, wo sie aus dem Pietismus in das Leben kroch, ihre kleine Geschichte gehabt. Zuerst war die arme deutsche Seele von Allem stark erregt worden, sie hatte sich leicht jämmerlich gefühlt und einen anspruchslosen Genuß darin gefunden, die Thränen auf der eigenen Wange zu beobachten. Dann wurde ihr die Gefühlsseligkeit burschikoser und herzhafter.

Wenn lustige Gefährten im Jahre 1750 mit der Extrapost durch ein Dorf kamen, wo die Einwohner vielleicht den Kirchhof mit Rosenstöcken bepflanzt hatten, so regte der Gegensatz zwischen dieser Blume der Liebe und dem Grabe die Phantasie der Reisenden so auf, daß sie eine Flasche Wein kauften, auf den Kirchhof gingen und, in dem Vergleich von Gräbern und Rosen schwelgend, ihren Wein austranken.*) Die studentenhafte Rohheit, welche in solchem Behagen lag, wurde überwunden, als die Sitte feiner, und das Leben nachdenklicher geworden war. Wenn um 1770 zwei Brüder in sonnigem Thal unter blühenden Obstbäumen durch die Landschaft des

---

*) Der Zecher war Klopstock mit seinen Freunden

Rheins fahren, dann ergreift wol der eine die Hand des andern, um ihm durch einen sanften Druck seinen Dank für die vielen Freuden zu bezeugen, die er in seiner Begleitung genießt; die beiden blicken einander voll zärtlicher Rührung an, eine selige Thräne der ruhigen Empfindung steigt in beider Augen und sie fallen einander um den Hals, oder wie man damals sagte, sie segnen die Gegend mit dem heiligen Kusse der Freundschaft.*) — Und wenn zu derselben Zeit eine Gesellschaft einen lieben Freund erwartet (nebenbei bemerkt, einen glücklichen Gatten und Familienvater), so sind auch hier die Empfindungen weit mannigfaltiger und die Beschaulichkeit, mit welcher sie genossen werden, weit größer als bei uns. Der Hausherr eilt mit einem andern Gast dem anrollenden Wagen an die Hausthür entgegen, der ankommende Freund steigt bewegt und etwas betäubt ab. Unterdeß kommt die liebenswürdige Hausfrau, welche allerdings von dem neuen Gast in früherer Zeit bewundert worden ist, ebenfalls die Treppe herab. Der Angekommene hat sich bereits mit einer Art von Unruhe nach ihr erkundigt und scheint äußerst ungeduldig sie zu sehen; jetzt erblickt er sie und schauert vor Erregung zurück, kehrt sich dann zur Seite, wirft mit einer zitternden und zugleich heftigen Bewegung seinen Hut hinter sich auf die Erde und schwankt zu der Hausfrau hin. Alles dieses wird von einem so außerordentlichen Ausdrucke begleitet, daß die Umstehenden sich an allen Nerven davon erschüttert fühlen. Die Hausfrau geht ihrem Freunde mit ausgebreiteten Armen entgegen; er aber, anstatt ihre Umarmung anzunehmen, ergreift ihre Hände und bückt sich, um sein Gesicht darein zu verbergen; die Dame neigt sich mit einer himmlischen Miene über ihn und sagt mit einem Tone, den keine Clairon und kein Dubois nachzuahmen fähig sind: „O ja, Sie sind es! Sie sind noch

*) Die Reisenden sind Fritz Jacobi und sein Bruder.

immer mein lieber Freund!" Der Freund, von dieser rührenden Stimme geweckt, richtet sich etwas in die Höhe, blickt in die weinenden Augen seiner Freundin und läßt dann sein Gesicht auf ihren Arm zurücksinken. Keiner von den Umstehenden kann sich der Thränen enthalten: dem unbetheiligten Berichterstatter strömen sie die Wangen hinunter, er schluchzt und ist außer sich.*) Und nachdem dies hervorsprudelnde Gefühl sich etwas gelegt hat, fühlen sich alle unaussprechlich glücklich, drücken einander oft die Hände und erklären die Stunden solchen Beisammenseins für die schönsten des Lebens. Und die sich so geberdeten, waren immer noch maßvolle Menschen, sie sahen mit Verachtung auf die Ueberspanntheit und Heuchelei herab, der die Schwächeren verfielen, welche über ein Nichts weinten und aus Thränen und Gefühlen einen Lebensberuf machten, wie der verschrobene Leuchsenring.

Aber kurz darauf erhielt das gefühlvolle Wesen einen harten Stoß. Goethe hatte im Werther das traurige Schicksal eines Jünglings dargestellt, der in diesen Stimmungen unterging: er hatte die Empfindsamkeit selbst weit edler und mäßiger gefaßt, als sie in seinen Zeitgenossen lebte. Zunächst freilich wurde seine Erzählung für die weicheren Naturen ein bildendes Buch, nach welchem sich ihre Gefühlsseligkeit ins Hohe und Poetische hineinzog. Ungeheuer war die Wirkung, Thränen flossen stromweise, die Werthertracht wurde eine beliebte Kleidung empfindsamer Herren, Lotte der berühmteste Frauencharakter jener Jahre. In demselben Jahre 1774 beredete sich zu Wetzlar eine Anzahl zarter Seelen, Männer in hohen Aemtern und Damen, eine Feierlichkeit am Grabe des armen Jerusalem's anzustellen. Sie versammelten sich des Abends, lasen den Werther, sangen die klagenden Arien und Gesänge auf den Toten. Man weinte tapfer, endlich um Mitter-

---

*) Der Ankommende ist Wieland, die Wirthe Sophie Laroche und ihr Gatte, der Erzähler wieder Fritz Jacobi.

nacht ging der Zug nach dem Kirchhof. Jeder war schwarz gekleidet, mit dunklem Flor im Gesicht, ein Wachslicht in der Hand. Wer dem Zug begegnete, hielt ihn für eine Procession des höllischen Satans. Auf dem Kirchhof schloß man einen Kreis um das Grab des Toten, sang, wie berichtet wird, das Lied: „Ausgelitten hast du, ausgerungen", ein Redner hielt dem Verblichenen eine Lobrede und sprach davon, daß Selbstmord aus Liebe erlaubt sei. Zuletzt wurde das Grab mit Blumen bestreut. Die Wiederholung wurde durch eine prosaische Obrigkeit verhindert.*)

Aber der tragische Ausgang der Goethe'schen Erzählung erschreckte auch den gesunden Menschenverstand. Das war kein Spiel mehr mit Blumen und Täubchen, es war erschütternder Ernst. Wenn ein anständiger Beamtensohn zu solcher Ausschweifung, wie Selbstmord, kommen konnte, dann hörte der Spaß auf. So wurde dasselbe Werk für kräftigere Naturen der Anfang einer Umkehr und leidenschaftlichen literarischen Fehde, wobei der Deutsche allmählich mit Ironie auf diesen Kreis von Stimmungen blicken lernte, ohne freilich ganz frei davon zu werden.

Denn es war nur eine Abart derselben Grundstimmung, wenn die Seelen, welche der Thränen und Seufzer müde geworden waren, sich zur Erhabenheit hinaufstimmten. Auch das Ungeheure erschien bewundernswerth: in Uebertreibungen sprechen, das Gemeinste mit einem Aufwand von Kraft sagen, das Unbedeutende mit der Miene thun, als ob es etwas Unerhörtes sei, wurde eine Zeit lang Modethorheit der literarischen Kreise. Aber auch die Kraftmänner verloren sich. Um 1790 sah man wieder mit Lächeln auf die nächste Vergangenheit zurück und befriedigte sein Gemüth bei der hausbackenen und nüchternen Weise, in welcher Lafontaine und Iffland die Rührung handhabten.

---

*) Der Erzähler ist Laukhardt in seiner Lebensbeschreibung; es ist kein Grund, solchen Mittheilungen des unordentlichen Mannes zu mißtrauen.

Aus dieser Zeit soll hier das Aufwachsen einer Kinderseele dargestellt werden. Es ist ein — nicht gedruckter — Bericht über die eigne früheste Jugend, den ein besonders kräftiger Mann seiner Familie hinterlassen hat. Er enthält durchaus nichts Ungewöhnliches, nur anspruchslose Erzählung über die Entwicklung eines Knaben durch Lehre und Haus, wie sie in tausend Familien jener Jahre stattfand. Aber gerade das Gemeingiltige der Mittheilung macht sie besonders geeignet, den Antheil des Lesers zu erwerben. Sie gibt zugleich einen belehrenden Einblick in das Leben einer Familie von aufsteigender Lebenskraft.

In den ersten Regierungsjahren Friedrich's des Großen lag zu Kleuden bei Leipzig ein armer Lehrer auf dem Totenbett, langer Aerger und Verfolgungen, die er durch seinen Vorgesetzten, einen heftigen Pfarrherrn, erduldet, hatten ihn auf das Krankenlager geworfen. Der geistliche Gegner suchte die Versöhnung mit dem Sterbenden; er gelobte dem Lehrer Haupt, für seine unerzogenen Kinder Sorge zu tragen, und er hielt Wort. Er brachte einen Sohn in das große Handelshaus Frege, welches damals im Aufblühen war. Der junge Haupt erwarb sich das Vertrauen seines Chefs; als er selbst eine Handlung in Zittau begründen wollte, machte das Haus Frege dem Vermögenslosen ein Darlehen von 10,000 Thalern. Das Jahr darauf schrieb der neue Kaufmann seinem Gläubiger, wie stark der Aufschwung seines Geschäftes sei, und daß er, um nicht in größte Verlegenheit zu kommen, dieselbe Summe noch einmal bedürfe. Der frühere Principal sandte ihm das Doppelte. Nach acht Jahren hatte der Zittauer Kaufmann das ganze Darlehen zurückgezahlt, an dem Tage, wo er die letzte Summe absandte, trank er in seinem Haus die erste Flasche Wein. Der Sohn dieses Mannes, Ernst Friedrich H a u p t, — er, welcher hier von seiner Schulzeit im Vaterhause erzählen soll, — studirte die Rechte und wurde Syndicus, später Bürgermeister in seiner Vaterstadt

Zittau, ein Mann von gewaltigem Wesen und tiefem Sinn, und selbst Gelehrter von umfangreichem Wissen; eine kleine Sammlung lateinischer Gedichte, — Uebersetzungen Goethe'scher, — welche von ihm gedruckt sind, gehört zu den feinsten und zierlichsten Mustern dieser Gattung von Poesie. Ernst war auch sein Leben. Seine großartige Kraft arbeitete unter immerhin beschränkten Verhältnissen mit einem Eifer, welcher sich selbst nie genug that. Aber die Wucht seines energischen Wesens wurde bei den Anfängen der politischen Bewegungen im Jahre 1830 der jungen Demokratie unter den Bürgern lästig. Gerade in seiner Heimat fiel die Agitation in die Hände eines unholden Mannes, der später sich selbst durch schlechte Thaten ein klägliches Ende bereitete. In dem Taumel der ersten Aufregung ließ sich die Bürgerschaft das treue Verhältniß, in dem sie durch dreißig Jahre zu ihrem Vorstande gehalten hatte, verderben. Der stolze und strenge Mann wurde durch Lieblosigkeiten und Undank in tiefster Seele erschüttert, er zog sich von jeder öffentlichen Thätigkeit zurück, und keine Bitten und nicht die aufrichtige Reue, die seinen Mitbürgern nach kurzer Zeit kam, vermochten ihn, die herbe Kränkung jener Jahre zu vergessen, die sein Leben bis in das Mark ergriffen hatte. Wenn er still vor sich hinsehend durch die Straßen ging, eine schöne finstere Greisengestalt, dann — so erzählen Augenzeugen — zogen die Leute mit scheuer Ehrfurcht von allen Seiten die Mützen, er aber schritt, ohne rechts und links zu sehen, durch den Haufen. Von da lebte er als Privatmann seiner Wissenschaft. — Sein Sohn, Moriz Haupt, Professor an der Universität zu Berlin, wurde einer unsrer größten Philologen, einer unsrer reinsten Männer.

So beginnt ein tüchtiger Mann aus der Zeit der Väter den Bericht über seine ersten Lehrjahre.

„Meine frühesten Erinnerungen fallen in den Herbst des Jahres 1776, als ich zwei und ein halb Jahr alt war. Wir

fuhren auf das Familiengut, ich saß auf meiner Mutter Schoß, und die sanfte Röthe, die ihr Gesicht überzog, gefiel mir so wohl. Ich freute mich der Bäume, wie sie so schnell bei dem Wagen vorbeiliefen. Noch jetzt — dieselben Bäume stehen noch jenseits der Brücke — noch jetzt weht mich bei ihrem Anblicke diese Erinnerung aus der Unschuldswelt an.

Schon vierunddreißig Jahre deckt die Gruft deinen heiligen Staub, Vollendete, uns so früh Entrissene! Sanft wie dein freundliches Gesicht mußte deine Seele sein! — Ich kannte dich nicht. — Nur leise heilige Erinnerung ist mir geblieben, kein Gemälde von dir, kein Schattenriß, „nicht ein süß erinnernd Pfand.“ Doch stand ich kurz vorher, ehe man mich, den noch nicht Siebenzehnjährigen nach Leipzig sandte, an der heiligen Stätte, die deine Asche birgt, und gelobte dir schluchzend, gut zu sein!

Wol entsinne ich mich des Sonntag-Morgens, an welchem meine Schwester Riekchen geboren ward. Eilenden Laufs — ich war eher aufgestanden als mein Bruder, und ungebeten in der Mutter Stube gelaufen — verkündete ich's jedem, den ich fand. Einige Tage nachher sah ich, daß Alles um mich her weinte: „Die Mama geht weg,“ rief händeringend unsere alte Pflegerin. Weg? wohin denn? so fragte ich staunend. „In den Himmel!“ war die Antwort, die ich nicht verstand.

Meine Mutter hatte uns Kinder noch einmal um sich versammelt, zum letztenmal uns zu küssen, uns zu segnen. Meine Stiefschwester Jettchen, damals fast zehn Jahr alt, und mein vierjähriger Bruder Ernst hatten geweint: ich — so erzählte man mir oft zu meinem Grame — hatte den Kuß kaum abgewartet und mich schäkernd hinter meine Geschwister versteckt. „Fritz, Fritz,“ hatte meine Mutter lächelnd gesprochen, „du bist und bleibst ein loser Junge! Nun, lauf nur, lauf!“

Was ich vom Himmel und von der Auferstehung gehört,

gab mir verworrene Gedanken, als werde die Mutter wol bald erwachen und wieder bei uns sein. Einige Zeit nachher sagte mir mein sehr viel verständigerer Bruder, als wir auf einem Stuhle kniend dem abendlichen Zuge der Wolken nachsahen und von der Mutter sprachen: „Nein! die Auferstehung ist etwas ganz Anderes!“ Aber bald nach ihrem Begräbnißtage — es war Sonntag — spielte ich Abends vor der Hinterthür des Hauses, und ein Bettler sprach mich an. „Die Mama ist gestorben,“ rief ich, und entlief der Wärterin durch beide Höfe, um meinen Vater aufzusuchen, den ich traurig in seiner Stube sitzend fand. Er nahm mich und meinen Bruder bei der Hand und weinte. Das war mir fremd. „Also auch der Vater kann weinen, der doch so alt ist.“ — Ueberhaupt kam mir mein Vater, der doch damals kaum siebenundvierzig Jahre alt war, immer alt vor, weit älter, als z. B. ich in jetzt fast gleichem Alter auszusehen glaube. Aber in dem frühen Alter sehen Kinderaugen das Meiste anders, und überdem hatte mein Vater finstre Augenbrauen, wie mir denn auch etwas Aehnliches zu Theil worden ist.

Sechs Monate nach meiner Mutter Tode nahm mein Vater seine Schwester zu sich, und hierdurch änderte sich Manches in unserm Thun und Treiben. Es war nicht mehr so stille bei uns als vorher. Süß ist mir noch jetzt die Erinnerung an die Erzählungen, mit welchen unsre Tante — von uns und aller Welt „Frau Muhme“ genannt — uns in den Abendstunden unterhielt. Sobald es dämmerte, zerrten wir sie mit Gewalt in ihren Stuhl, ringsum auf Stühlchen saßen wir Kinder und horchten auf. Von der Heimat unsres Vaters, von Leipzig, von unsern Groß- und Urgroßeltern ward hundertmal erzählt, und damals schon sehnte ich mich Leipzig zu sehen, dessen Messen ich mir, sonderbar genug, wie eine große Treppe mit Papier behangen vorstellte.

Unbeschreibliches Vergnügen genossen wir, wenn wir Abends bei Mondschein den Zug der Wolken betrachteten. Ein Fenster

hatte die Aussicht auf den Berg und Gehölz. In jeder Wolkenform erblickten wir Menschen- oder Thiergestalten. Das Halbschauerliche erhöhte den Reiz, — und als ich im sechzehnten Jahre zum ersten Male Ossian las, und seine düstre Welt mit ihren Geistern, Nebeln und Gebilden vor mir vorüberging, da war ich wieder im Geist an jenem Fenster. So auch, wenn ich das Gedicht las: „Jetzt zieh'n die Wolken, Lotte, Lotte! ꝛc."

Oft wurden auch von Besuchenden, wie ehedem fast in jeder Kinderstube, Geister- und Gespenstergeschichten erzählt, an denen wir uns nicht satt hören konnten. Dennoch und ungeachtet mancher Erzählende selbst daran glaubte, ist zu keiner Zeit meinem Bruder und mir ein Gedanke auch nur von Wahrscheinlichkeit des Erzählten beigegangen. Nie glaubten wir an Außernatürliches, schon als fünfjährige Knaben stritten wir gegen Aberglauben. Dies verdankten wir unsrer Stiefschwester Jettchen, einem Mädchen von seltenen Geistesgaben. Sie stellte uns in einfachen Worten die lächerliche Seite der Märchen dar. Nichtsdestoweniger hatte das Schauerliche große Macht über uns, und wir waren oft in Angst, wenn wir genöthigt wurden, im Finstern den langen Gang auf dem Vordersaal zu durchwandern.

Drei und ein halbes Jahr alt erhielt ich den ersten Unterricht. Mein Bruder konnte fast schon lesen, indeß brachte ich es bald so weit, mit ihm ziemlich gleichen Schritt zu halten.

Ich wüßte nicht zu sagen, daß wir M. Kretzschmar, unsern ersten Lehrer geliebt hätten, denn er war zum Theil bizarr und theilte reichlich Kopfstücke aus. Es ist kaum glaublich, aber ich betheure es, daß ich im fünften Jahre schon mechanisch las, und dabei an etwas ganz Anderes dachte: z. B. an die Blumen in unserm Garten, an unsern kleinen Hund u. s. w. Meine eigenen Worte hallten mir wie fremd in meine Ohren. Daher war ich auch oft im Traume, wenn eine Frage an mich erging. Nun folgte das Kopfstück, aber dann dachte ich

wieder über das Kopfstück nach u. s. w. Woran lag es also? Daran unstreitig, daß unser Lehrer die jugendliche Seele nicht für den Gegenstand zu gewinnen wußte. Mein Bruder war eine höchst seltene Ausnahme stillen Ernstes, und wer weiß, wie oft er dennoch, wenn ich auf die Schraube gebracht ward, ebenfalls zerstreut gewesen sein mag? —

Im fünften Jahre fingen wir auch an das Lateinische zu lernen. Jettchen übersetzte schon flink den Cornelius und Phädrus, auch aus dem französischen neuen Testamente. Wir Jungen lernten frisch weg nach Langen's und Raussendorf's Grammatik, und längst schon machte ich, so nannten wir's, „kleine Exercitia", ehe ich klar wußte, was ich trieb. Deutlich erinnere ich mich, daß es mir wie Schuppen von den Augen fiel, als ich, bald sechs Jahr alt, erfuhr, „es sei die Sprache der alten Römer, die wir erlernten." So war damals der Unterricht fast allgemein beschaffen! —

Dennoch bin ich auch diesem Lehrer in mehrfacher Hinsicht Dank schuldig. Er lehrte uns richtig und gut lesen, und durch öfteres Recitiren schöner Verse — er dichtete selbst nicht übel — flößte er uns frühzeitig Geschmack an Wohlklang und Harmonie ein. Viel, sehr viel Lieder, Fabeln &c. lernten wir auswendig. Auswendiglernen! ein jetzt veraltetes Wort, stand damals häufig in den Lectionsplänen, und hierdurch ist mein Gedächtniß so stark geworden. Wir wurden geübt, in einer Viertelstunde ganze Seiten zu memoriren, und oft lernte ich später beim Anziehen, acht, zehn, auch zwölf Strophen. Kurz, im Ganzen genommen nach damaligem Standpunkte der Pädagogik, war bei allen Mängeln nicht übel für uns gesorgt. — Auch das Herz blieb nicht unbedacht. Feddersen's Leben Jesu war eine unserer Lieblingslectionen: dem Religionsunterricht lag Feder's Lehrbuch zum Grunde, welches noch heut unter die guten gehört. — Unser Gefühl für das Anmuthige und Schöne ward noch auf andere Weise erweckt und erzogen. Damals machten die Weißischen Operetten mit Hiller's Com=

position großes Aufsehen. Kretzschmar spielte fertig das Clavier, und noch fertiger Violine. Meine Schwester Jettchen spielte ganz leidlich vom Blatte. So wurden nach und nach fast alle Weißischen Opern durchgespielt und durchgesungen, in die leichtern Arien stimmten wir Jüngeren nach dem Gehör ein. Mein Vater selbst hörte, bisweilen einstimmend, mit Vergnügen zu.

So verging mancher Herbst- und Winterabend. Traute Scenen der Häuslichkeit, wo seid ihr geblieben in den meisten Familien? Jammerlectüre, Ressource, Spiel tauschte man gegen euch ein!

Was wir von Gedichten lernten, declamirten wir Abends dem Vater, der Muhme, ja im Nothfall den Mägden vor: Stellen, die man uns erklärt hatte, erklärten wir dann wieder. Dies alles vereint erregte in mir die ersten Gedanken, mich den Studien zu weihen, und anfangs den Wunsch, Prediger zu werden.

Der Gespielen hatten wir mehre. Es war allgemeine Sitte, daß Kinder zu Kindern Sonntags gebeten wurden, oder sich anmelden ließen. Man blieb Abends zu Tisch und gewöhnte sich an Artigkeit gegen Erwachsene. Mich, als den Kleinsten unter allen, nahmen gewöhnlich die Hausväter und Mütter an ihre Seite. Ueberall herzliche Freundlichkeit. Auch diese Sitte ist — wenigstens in dieser Form — fast verschwunden. Den Alten mochten wir vielleicht bisweilen nicht ganz gelegen erscheinen, aber gewiß selten! Auch mein Vater sah es gern, wenn Kinder, oft sechs bis acht an der Zahl, zu uns kamen. Und damals blühte überall die Handlung. Gern gaben die Alten dem fröhlichen Völkchen ein Abendbrod, sie spielten auch wol selbst mit. So freuten wir uns Montags sehr auf den nächsten Sonntag. Ist es ein Wunder, wenn ich noch jetzt mit Wonne an jene seligen Tage denke, deren Erinnerung mich anweht wie ein labender Blumenduft!

Bei aller jugendlichen Fröhlichkeit war ich doch oft sehr

ernst gestimmt. Von unsrer Mutter, die damals drei Jahre tot war, ward oft gesprochen. Sterbelieder hatten wir in Menge gelernt, und ich dachte sechs Jahre alt gewiß öfter an Tod und Unsterblichkeit, als mancher Jüngling, mancher Mann. Was aus dem Thiere nach dem Tode werde, daran hatte ich bis zu meinem fünften Jahre nicht gedacht. Da sah ich einen kleinen toten Hund im Stadtgraben und fragte unsern Lehrer. „Mit den Thieren ist's aus," erwiderte er, welches mich unbeschreiblich traurig machte. Es war ein Sonntagabend, ich erzählte es unserer Pflegerin und weinte bitterlich.

Zu Ostern 1780 kam unser neuer Lehrer. Er besaß gute Kenntnisse und lebte sehr still und eingezogen, da er sich im Geheim zu den Herrnhutern zählte. Wir hingen mit inniger Liebe an ihm, denn er widmete sich uns ganz. Mit keinem Menschen gingen wir lieber spazieren, und alle seine Gespräche waren belehrend, meist religiös. Das Streben, uns seinen Hang zu jener Sekte, die mein Vater haßte, zu verbergen, gab seinen Worten etwas Geheimnißvolles. Unsre Sitten gewannen viel durch ihn. So entwöhnte er uns, leichtsinnig Gott oder Jesum zu nennen, und bei seinem Abgange nach zwei Jahren waren wir hierin so fest begründet, daß wol Monate vergingen, ehe uns jener Mißbrauch einmal entschlüpfte. Geschah es dennoch, so büßten wir es im Stillen durch bittere Reue ab. Das fröhlichste Spiel verließen wir und beteten recht herzlich. — Freilich neigten wir uns endlich selbst zur Frömmelei hin, denn alle Weltlust ward verdammt, oder man sah schädliche Zerstreuung. Sogenannte Lesebücher, die an Romane auch nur angrenzten, taugten nichts. Selbst Gellert wurden seine Schauspiele als Jugendsünde angerechnet. Spiel — Bälle — weltliche Concerts — Werkstätte des Teufels! Nur Oratorien passirten. Komödien waren nun vollends die Sünde wider den heiligen Geist. Mein Bruder, ohnehin zur Schwermuth geneigt, ward weit stärker von diesen

Meinungen ergriffen, er weinte oft im Stillen um seine Sünden, wie er sagte. Ich beneidete ihn deshalb, hielt mich für einen Unwürdigen, ihn für ein Kind Gottes: aber mit allen Anstrengungen wollte es mir nicht gelingen „so correct zu sein“! — Stets freute ich mich schon wehmüthiger Rührungen, die mein weiches Herz oft ergriffen.

Dennoch, dennoch bleibt dir mein Dank geweiht, du guter, redlicher Lehrer! Du warst der treueste Hirte deiner kleinen Heerde! Er lebt noch, den Achtzigen nahe. Seit dreißig Jahren sah ich ihn nur einmal, er schrieb mir aber im vorigen Jahre, als mein Bruder entschlafen war, voll Treue und Frömmigkeit. Ein Traum — auf Träume hielt er viel — hatte ihn am Sterbetage meines Bruders, „seines Ernst's“, in unser Haus geführt. Rührend ist es zu lesen, wie er mir versichert, seine Ueberzeugungen seien dieselben noch, wie vor vierzig Jahren. —

Noch erinnere ich mich einer seligen Stunde. Er ging mit uns um die Stadt spazieren und der Abendstern blinkte freundlich. „Was mögen die Leute dort oben wol machen?“ sagte der Lehrer. Das war uns neu! Wir staunten freudig bewegt, als er uns sagte: es sei möglich, wahrscheinlich sogar, daß Gottes Güte auch andere Sterne lebenden, denkenden, ihn anbetenden Geschöpfen zum Wohnplatz angewiesen habe. Erfreut, erhoben, getröstet kehrten wir zurück. Es war das Gegenstück zu jener Traurigkeit, die mich befiel, als ich hörte, mit den Thieren sei's aus! —

Am Weihnachtsabende 1780 starb unsere geliebte Schwester Jettchen im vierzehnten Jahre. Neun Tage vorher spielten wir fröhlich, als sie plötzlich über Leibschmerz klagte. Der Arzt nahm es leicht, und wahrscheinlich ward die wahre Ursache verkannt. Nach sieben Tagen verfiel sie sichtlich und ward totenbleich und matt. Sie verließ zum letzten Mal ihr Lager, um uns unsere Schreibbücher zuzureichen. Dennoch schien man ihren Tod nicht zu ahnen. Ach! er erfolgte am Weih=

nachtsabend früh um vier Uhr. Man weckte uns, sie noch einmal zu sehen. Laut weinend stürzten wir auf sie zu. Sie kannte uns nicht. „Gute Nacht! Jettchen!" riefen wir, und mein Vater betete weinend. Unser Lehrer stand neben der Sterbenden und betete: „Nun nimm mein Herz und alles, was ich bin, von mir zu dir, du liebster Jesu, hin!" (Aus dem Kottbuser Gesangbuch.)

Sie verschied unter diesem Flehen und lag da in himmlischer Heiterkeit. Meine kleine dreiundeinhalbjährige Schwester Riekchen kam hinzu und sagte zur Leichenfrau: „Wenn ich sterbe, so lege sie mich auch in solch ein weißes Tuch, wie meine Jettel." Und siebenzehn Jahre nachher that es dieselbe Frau! —

Abends sollten wir nun die Weihnachtswünsche sagen. Jettchen's Wunsch übergab mein Bruder, wie sie ihn — sehr schön — geschrieben. „Euer Vordermann fehlt," sagte weinend mein Vater. Am dritten Feiertag ward sie begraben. Sie lag im weißen Gewande mit blaßrothen Schleifen, einen Kranz im braunen Haar, ein kleines Crucifix in der Hand. „Schlaf wohl," rief unsere alte Pflegerin, „bis dein Heiland dich weckt!" Wir konnten nicht sprechen, wir schluchzten nur. Oft erschien mir mein heißgeliebtes Jettchen im Traume, immer geschmückt, still und ernst. Einst bot sie mir einen Kranz. Dies nahm man als Zeichen, daß ich sterben würde, als ich bald nachher ernsthaft krank ward. Aber seit meinen Kinderjahren ist mir's nur einmal so gut geworden, von ihr zu träumen! Sie liebte mich zärtlich! Vorzugsweise sogar!

Unsern Schmerz milderte die Zersteuung, die uns ein neuer Bau meines Vaters gewährte. Ein neues Gartenhaus, Erweiterung und gänzliche Umgestaltung des Gartens, hatte mein Vater schon längst gewünscht. In weniger als zwei Jahren war alles vollendet, und nun wurden die meisten Sommerabende dort zugebracht. Der Garten war früher schon unser Tummelplatz, und nun ward er vergrößert. Welche Lust, als

wir beim Heben des neuen Gebäudes zum ersten Mal im Freien das Abendbrot aßen! Und wenn wir vollends bis zehn Uhr draußen blieben und unter dem Sternenhimmel umherzogen, oder mein Vater kleine Feuerwerke abbrannte! —

Im Mai 1782 verließ uns unser guter Lehrer, der das Rectorat in Seidenberg erhalten hatte. Unser Schmerz war groß, sehr groß! Er segnete uns: „Haltet ernst an der Lehre, die ich euch gegeben habe! Fürchtet Gott und es wird euch wohl gehen!“ Dies waren seine letzten Worte. Ich warf mich auf's Bette und weinte ins Kissen.

Mein Vater war ein streng rechtlicher Ehrenmann. Aus bitterer Armuth hatte er sich durch eigene Anstrengung zum Wohlstande erhoben. Rastlos thätig, dachte er nur darauf, seine Handlung zu behaupten, zu erweitern, vielen hundert Fabrikanten Erwerb zu verschaffen, und uns, seinen Kindern, ein unabhängiges Leben zu sichern. Er arbeitete täglich zehn, oft wohl auch elf Stunden, nur seine Baue zogen ihn bisweilen auf einzelne Stunden ab, sonst nichts in der Welt. Er war zum Kaufmann geboren, aber in einem bessern Sinn: kleinliche Nebenvortheile verschmähte er, und ich glaube, es wäre ihm unmöglich gewesen Detailhändler zu sein. Nie benutzte er die häufige Gelegenheit, durch Concursvermittlung reicher zu werden; er wandelte stets auf gerader Bahn, und konnte zürnen, wenn seine Diener auf den Messen in seiner Abwesenheit die Käufer übertheuerten. — Einfach, wie die Grundsätze seines Lebens, war sein Aeußeres. Die Mobilien blieben fast unverändert: das ererbte Silberzeng behielt seine Form: nur auf feines Tuch hielt er und auf guten Rheinwein. Frugal war sein Tisch: die hohen Festtage abgerechnet, stets nur ein Gericht; Abends oft nur Kartoffeln oder Rettig. Wein nur Sonntags, außer im Sommer Abends auf dem Garten. Tractamente etwa jährlich eins, dann ließ sich aber Vater Haupt nicht schimpfen. Champagner konnte er nicht leiden, dieser kam sehr selten. Dagegen alter Rheinwein,

Ungar und Bischof von Burgunder. Sonntägliche Spaziergänge ins Feld, dann und wann eine Spazierfahrt unterbrachen die sich immer gleiche Lebensweise. Uebrigens war er gastfrei; sehr oft kamen auswärtige Handelsfreunde, und die Lieblingsfactors nahm er von der Schreibstube nicht selten zum Mittagsmahl mit. Er sah es gern, wenn Bekannte ihn Abends auf dem Garten besuchten. Er politisirte gern und hatte oft einen richtigen Blick in die Zukunft. So ernst er war, konnte er doch sehr heiter sein und scherzte oft mit uns. Er war freigebig in hohem Grade, gab auch den Armen viel und unterstützte gern thätige Leute. Bisweilen überraschte ihn eine große Abneigung gegen den Gelehrtenstand, daher er nicht selten gegen das Stammbuchtragen der Schüler eiferte; dennoch gab er nie unter 1 Thlr. 8 Ngr., oft das Doppelte, ja Drei- und Vierfache. Alles Großthun war ihm fremd, verhaßt jede Prahlerei mit Reichthum. Hörte er, daß seine Zunftgenossen eine solche Ostentation zeigten, so lächelte er höchstens satirisch; und nur selten, wenn es die Prahler allzu toll machten, konnte er sagen: „Es ist noch nicht aller Tage Abend," oder: „Was der Mann nicht alles hat!" allenfalls höchstens: „Nun, so ganz klein bin ich doch auch nicht!" — Er war streng religiös, doch ohne Aberglauben, gegen den er, sowie gegen Pfaffenthum, Priesterstolz und Gleißnerei laut eifern konnte. Er dachte über die wichtigsten Dinge heller, als er selbst wußte, ja er erschrak gleichsam, wenn er sich selbst auf zu freien Ansichten, wie er meinte, ertappte. Rührend war mir's, als er einst in Leipzig während meiner Studienzeit über das Beichtwesen sich freimüthig äußerte, und einlenkend mit großer Bescheidenheit sagte: „Doch, ich rede wol zu viel, Fritz? Ich weiß, daß ich kein tiefdenkender Mann bin." Er hatte als Jüngling selbst in Wolf's philosophischen Schriften gelesen, aber ihre Trockenheit nicht überwinden können. In seinen Urtheilen über Menschen traf er, wie man sagt, den Nagel auf den Kopf; doch war er, wie alle

rechtlichen Seelen, oft kaustisch, oft scharf und bitter. Hatte er einmal gesagt: „Der Kerl taugt nichts!“ so blieb es auch hierbei.

Bei seinen übergroßen Geschäften, wobei ihm kein Intelligenter, sondern nur Maschinenmenschen assistirten, sahen wir ihn freilich wenig. Er mußte uns dem Hauslehrer und dem weiblichen Personal anvertrauen. Daher kam es auch, daß wir mehr Ehrfurcht für ihn empfanden als trauliche Zärtlichkeit. Doch liebten wir ihn von Grund der Seele, und seine Grundsätze, seine Lehren, sein einfaches Leben wirkten wohlthätig auf uns.

Unsre Tante hatte zwar ihre guten Stunden, doch gelang es ihr nie, sich unsre volle Liebe zu erwerben. Die Zänkerei mit den Mägden widerte uns um so mehr an, je mehr die abwechselnde Vertraulichkeit dagegen abstach; sie war Meisterin darin, die verdrüßlichen Augenblicke des Vaters zu ihren Zwecken zu benutzen. Aber alles dieses wandte ihr unser Herz doch nicht ab, da sie uns eigentlich kein Leid anthat, oft sogar sich unser gegen Mißhandlung des neuen Lehrers annahm. — Es lag nur daran, daß sie nicht geeignet war, kindliche Herzen zu fesseln. Hierzu kam ihr Haß gegen unsre Pflegerin, an der wir mit voller Seele hingen, da sie uns vier mutterlosen Waisen ohne irgend einigen Beistand auferzog. Aus einem bessern Stande — ihr Mann hatte große Rittergüter bei Wernigerode in Pacht gehabt — war diese durch Krieg, Plünderung und eine Kette von Unfällen verarmt, ihr Mann war gestorben und ihre Kinder waren theils in die Welt gegangen, theils bei Verwandten untergebracht. Sie war ein vorzüglicher Weiberkopf, hatte klaren Verstand, unendliche Gutmüthigkeit, Heiterkeit und treffenden Witz. Wenn es wahr sein sollte, daß auch ich bisweilen launige Einfälle habe, so gebührt ihr an der Ausbildung der Anlage bestimmter Antheil. Wol erinnere ich mich, daß ich halbe Stunden lang mit ihr bonmotisirte, ganze Allegorien wurden durchgeführt. „Mit dir kann man doch

spaßen," mit dieser Censur ward ich oft belohnt. Dabei war sie anstellig zu tausenderlei Dingen und wußte stets Rath. Sie war den Stillen im Lande ebenfalls nicht abgeneigt, welches durch ihre großen Leiden, deren Kelch sie in vollem Maße leeren mußte, erklärbar ward. Aber ihr Herz war rein und fromm, und sie erhielt in uns noch den Eindruck von unseres früheren Lehrers Ermahnungen, als sein Nachfolger durch Lehre und Wandel sie fast ausgerottet hätte. Mehre ihrer Verwandten, auch ein Schwiegersohn, waren Wundärzte gewesen, und sie hatte als Mädchen schon hierin Beistand geleistet. Daher besaß sie mehr als gewöhnliche Kenntnisse, und ein Chirurg erstaunte, als sie meines Bruders Fuß, den er sich ausgefallen, geschickt wieder einrichtete. Die Osteologie verstand sie vollständig. Freilich mochte sie sich bisweilen zu viel zutrauen; indeß heilten doch ihre Mittel sehr bald, und als die Chirurgen vier Monate an einer Quetschung, die meines Bruders Fuß bei jenem Unfall erlitten, vergeblich curirten und vom Knochenfraß sprachen, schüttelte sie den Kopf. Jene wurden fortgeschickt, und in vier Wochen war der Fuß geheilt.

Das Publicum traute ihr sogar Schwarzkünstelei zu; aber wir wußten, woran wir waren. „Ich hab' es meiner Frau geschworen (unserer Mutter), für euch mein Leben zu lassen, wenn ich euch nützen kann, und ich werde halten, was ich an ihrem Sterbebette gelobte!" Friede sei mit ihrer Asche! Ihr Wunsch, unfern ihrer Frau zu ruhn, ist erfüllt worden! „Kinder! wenn ich sterbe, nur eine Bitte! Legt mich in die Nähe eurer Mutter; ach, wenn ich unter die Dachtraufe der Gruft komme, ich bin zufrieden!"

So sah es aus in unserm Hause, als der neue Lehrer auftrat — in Allem des früheren Gegenbild. Dieser einfach, schlicht und recht, das Böse meidend, jener ein leichter, luftiger Zierbengel, der — damals ein Wichtiges — mit der Lorgnette spielte und steife Glanzstiefeln trug, selbst wenn

er predigte. Im Wissen unter dem früheren, im Glauben selbst nicht wissend, was er wollte. Jener wog die Worte, dieser fluchte sogar je und je ein wenig, und bald folgten seine Eleven ihm nach. Er tanzte, ritt, spielte in der Karte ꝛc. Summa ein ganz gewöhnlicher Magister! Aufbrausend, hart, tyrannisch bei unsern Fehlern, oder vielmehr — denn in der Sittlichkeit arbeitete er nicht sonderlich — tyrannisch bei kleinen Versehen in der Schule. Und wir lernten alle sehr gut, wußten mehr als alle unsere Gespielen, deß bin ich ganz gewiß!

Viel fehlte nicht, daß er mir — den er vorzüglich hart behandelte, weil er meinen feurigen Sinn nicht verstand — die Wissenschaft verleidet hätte; indeß aus jener Härte sog meine Natur Honig. Ich hatte oft Unrecht erlitten, hieraus schied sich das Gefühl für Recht in meiner Seele. „Besser Unrecht leiden als Unrecht thun!“ dies rief mir unsere Pflegerin oft zu. Und hieraus erblühte mein Eifer gegen Bedrückung, Gewaltthaten und Unrecht aller Art. Früh schon empörte es alle Tiefen meiner Seele, wenn ich Schuldlose mißhandeln, Leidende noch tiefer kränken sah von gefühllosem Uebermuth! Selbst der Schuldige war mir und meinem Bruder heilig, wenn er bereute. Also war es heilsam, unverschuldet Härte zu erfahren! Und dennoch — so versöhnlich ist die reine Seele des Kindes — haßten wir den Mann nur auf Augenblicke. Ein freundliches Wort von ihm, ein Lob und alles war vergessen! —

Da mein Vater das stille Wesen nicht ganz billigte, so galt der neue Lehrer anfangs mehr bei ihm. Aber bald lernte er seinen Mann kennen, und Gott mag wissen, wie mein Vater selbst sich von diesem werthlosen Menschen fünf Jahre lang mißhandeln lassen konnte; denn er schrieb ihm grobe Briefe, wenn etwa der Vater sich beigehen ließ, etwas zu tadeln! Zu klagen wagten wir nicht, und der Vater stand doch nicht in eigentlich traulichem Verhältniß mit uns. Wir

litten also im Stillen, und oft nicht wenig! Oft hab' ich, im eigentlichsten Sinne, mein Brot mit Thränen im bittersten Genuß gegessen!

Nachholen muß ich, daß mein erster Entschluß, Prediger zu werden, durch diesen Lehrer ausgerottet ward. „Jura, Jura!" rief er oft. Was das heiße, schwebte mir nur dunkel vor. Endlich auf einmal kam mir der Gedanke, als ich hörte, daß es auch juristische Professoren gebe. Nun blieb es dabei; mich zog also doch nur das Lehramt oder der Wunsch, öffentlich zu sprechen, an. Gibt es einen Beruf, so hätte ich also diesen gehabt! — Gehabt!

So flossen die Jahre 1782 bis 1786 hin. Im Anfang des Jahres 1787 ward mein Bruder, noch nicht vierzehn Jahr alt, nach Chemnitz auf ein Comtoir gebracht. Unaussprechlich schmerzlich war die Trennung. Wir liebten uns als Brüder, und so oft wir auch kleine Fehden hatten, woran ich mehr die Schuld trug als er, so ging doch nie die Sonne vor der Versöhnung unter. Nun folgt aber ein Hauptabschnitt meines Knabenalters.

Wol ist es schön, das Bild eines vollendeten Hauslehrers! Mehr als Vater und Mutter leisten können, bewirkt ein edler, frommer, einfach lebender Lehrer voll Einsicht und sittlicher Kraft; nur daß unter Hunderten kaum einer ein solches Ideal darstellt.

Eine Last sank von meiner Brust, als ich mich frei fühlte von dieses Lehrers Zuchtzwang! Ein nie empfundenes Gefühl klopfte in mir! Ich ward halb schon zum Jüngling! War es Drang nach aufsichtslosem Herumtreiben? Zerstreuungssucht? oder jugendliche Ueberklugheit, die des Führers nicht zu bedürfen wähnt? Wahrlich, von allem diesem kam kein Gedanke in meine Seele! Es war das reine Bewußtsein erlittenen Unrechts, es war das treue Selbstgefühl, daß ich so schlecht nicht sei, als er in toller Laune mir oft vorgesagt hatte, es war die frohe Aussicht, selbstthätig anstreben zu

können, es war die Begierde, zu zeigen, daß ich eines beengenden Gängelbandes nicht bedürfe. Noch erinnere ich mich des Abends vom 5. April 1787, — am grünen Donnerstage, — wie so schön die Sonne unterging und ich mit einem Gespielen aus freier Brust von dem neuen Leben sprach, das mir aufging.

Mein Vater übergab mich dem Unterricht des Conrector Müller, und seines alten Hausfreundes, des Subrector Jary, und er that wohl daran.

Dem Conrector Müller danke ich das Meiste! — Aus tyrannischem Zwange trat ich in seine liberale Geistespflege. Seine Freundlichkeit, sein offenes, edles Auge, aus dem reine Herzensgüte sprach, zog mich beim ersten Gespräch an. Er verstand es, den Sinn für das Wissenschaftliche zu erhöhen. Gründlich war sein Wissen. Der römischen Sprache war er mächtig, in dem Griechischen nicht unerfahren, deutsche Reichsgeschichte, Staatengeschichte — und vor Allem Literaturgeschichte waren nebst der Geographie seine Lieblingsstudien. Er hatte wol nicht einen Feind.

Jary war nicht zum Schulmann geboren — aber nicht ohne Kenntnisse. Er hatte durch Fleiß errungen, was er besaß. Seine Methode war fehlerhaft, aber er meinte es treu mit seinen Schülern und sorgte für sie. Seine religiöse Ansicht war streng orthodox; ich weinte, als er sich über Sokrates' und Cicero's Seligkeit zweifelhaft ausließ! — Dennoch bin ich auch ihm Dank schuldig; er behandelte mich mit ernster Güte, und als er mich 1791 entließ, sagte der alte Mann weinend, im Vorgefühl, daß seine Laufbahn bald vollendet sei: „Leben Sie wohl! Ich werde Sie nicht wieder sehen, leben Sie wohl, Sie der Einzige fast, der mich nicht gekränkt hat!"

Im August 1788 nahm ich zum ersten Mal an der Abendmahlsfeier Antheil. Ernst blickte ich in die Höhe und sagte mir wiederholt Kretzschmar's Ode: „Laßt uns des Tempels

heiliges Gewölbe jubelnd mit Hymnen unseres Dankes erfüllen! Unsichtbar schwebt hier Gottes Wohlgefallen, aber uns fühlbar!" Freudig, den Himmel zum Herzen, trat ich zum Altare! — Dennoch, als ich Nachmittags auf einem einsamen Spaziergange mich prüfte, war ich unzufrieden mit mir. Was man mir vom Verdienst Christi vordocirt hatte, blieb mir undeutlich, das Grübeln hierüber schwächte also den Eindruck jenes Tages. Ich plagte mich mit dem Begriffe des Versöhnungstodes, und kein Lichtstrahl fiel in meine Seele. Dabei liebte ich die alten Heiden Cicero, Plinius, Sokrates rc. mehr wie manchen Christen zusammt den Aposteln, mehr als alle Juden des alten Testaments, da mir das Volk Gottes nie sonderlich gefiel. Und doch sollte es zweifelhaft sein, ob Gott den Sokrates zum Erben des Lichtes annehme? Was in aller Welt, dachte ich, konnte mein armer Cicero dafür, daß er nicht später, nicht in Judäa lebte?

So mühete ich mich ab — und war mehr traurig als heiter.

Zur Michaelismesse 1788 nahm mich mein Vater mit nach Leipzig, wohin auch mein Bruder kommen sollte. Freuden des Wiedersehens! Kein Ausdruck vermag sie zu schildern! Meines Bruders Principal gestattete ihm alle Nachmittage, auch manchen Vormittag. Wir konnten uns daher satt sprechen. Bald nahm ich wahr, daß mein Bruder viele freigedachte Schriften über Religion gelesen hatte, vornehmlich auch Manches von Bahrdt. Sein eignes Forschen führte ihn noch weiter. Mir machte dies Kummer, denn Jary's strenge Orthodoxie hielt mich gefangen. Doch war ich der Glücklichere. Denn bald nachher gelangte ich auf wissenschaftlichem Wege zu hellerem Denken, mein Bruder, sich selbst überlassen, schwankte hin und her, welches noch in seinem reifen Alter wahrzunehmen war. Die Frage: warum die Vernunft die Vernunft sei? die unlösbare, hat meinem armen Bruder unsägliche Leiden bereitet. — Freilich half mir mein

leichterer Sinn, meine Phantasie, die mich zu den Dichtern hinzog, auch überhaupt mein Gemüth über die dornenvollen Stellen der Grübelei hinweg. Bei meinem Bruder war der Verstand überwiegend.

Drei selige Wochen verschwanden uns. Mir selbst ward ein Vorgenuß der Akademie zu Theil, da studirende Zittauer sich bemühten, mir den Aufenthalt angenehm zu machen. Das Theater ward fleißig besucht; wir liebten Schauspiele leidenschaftlich, und hatten, wenn Schauspieler in Zittau waren, unter Leitung des letzten Lehrers einen gewissen kritischen Blick üben gelernt. Don Carlos ward gegeben — Agnes Bernauer — Kaspar der Thorringer, tief blieben die Eindrücke in mir zurück, und ich gestand mir nur leise, daß ich mich als Schauspieler gar nicht übel befinden würde. Auch hier übte das öffentliche Sprechen seinen Zauberreiz an mir aus. Wol hundert Mal haben wir in jenen Jahren Komödie gespielt, oft aus dem Stegreif. Sonderbar, daß mich die alten Rollen, wie wir sie nannten, vornehmlich ansprachen. Nur mit komischen mochte ich nichts zu schaffen haben, die sich, sonderbar genug, mein Bruder nicht selten wählte, obwol er zu ernsten Rollen mehr Anlage hatte und ihm, nach meinem Urtheile, die komischen sogar oft mißlangen. Ein Freund spielte Soldaten-Rollen, an denen ich einen Greuel hatte.

Heil dem öffentlichen Unterricht! Auch er hat bisweilen Mängel, und leider sind oft Schulen Werkstätten der Verführung! Aber wie wahr ist das Wort Quintilian's, daß die Kinder die Fehler in die Schule aus dem Hause hineintragen! Groß ist wenigstens der Vorzug, daß öffentliche Anstalten unter Aufsicht stehen, und daß Geistesfreiheit in ihnen mehr gedeiht als bei Privatbildung, des durch Wetteifer geweckten und genährten Aufstrebens eigener Kraft nicht zu gedenken.

Die Wonnestunde schlug. Montags nach Oculi 1789 ward ich nach wohlüberstandener Prüfung durch den Director

Sintenis eingeführt. Ich wurde sogleich Oberprimaner — Superior — an der dritten Tafel. Das erregte gewaltigen Neid und bereitete mir viel bittere Stunden. Ich, der ohne Falsch und Arges, mit jedem es wohlmeinte, verstand nicht, was viele Primaner wollten. Endlich siegte mein gutes Benehmen, ich blieb mir immer gleich und verschmerzte viel. Ueberhaupt, lange währte es, ehe ich fassen konnte, was Neid sei, da kein Anflug davon in meine Seele kam. Mein klügerer Bruder, dem ich mein Leid klagte, schrieb mir: „Lies Gustav Lindau, oder der Mann, der keinen Neid vertragen will, von Meißner.“ Er hatte Recht, und dennoch war ich fünfunddreißig Jahre alt, ehe mir das wahre Licht aufging.

Als jene Neidperiode überwunden war — und Müller sagte: „Sie sitzen, wo Sie hingehören, aber behaupten Sie auch Ihren Platz,“ — öffnete sich eine Reihe glücklicher Tage. —

Ostern rückte heran, ich prüfte mich und fand, daß ich fleißig gewesen war. Besonders bei Müller hatte ich in dem letzten Jahre viel gethan. Nur im Griechischen war ich, wie fast alle, zurückgeblieben, indeß konnt' ich mir doch forthelfen. In der Reichs- und sächsischen Geschichte war ich fest, in der Literaturkenntniß für einen noch nicht Siebenzehnjährigen stark; dagegen in Naturwissenschaften schwach, Physik ward nicht gelesen seit Jahren. In der außereuropäischen Geographie hatte ich Lücken. Am meisten wußte ich Lateinisch. Bogenlange Extemporalien schrieben die Fertigeren von uns fehlerlos nach, in zwei, drei Minuten ward hie und da an der Zierlichkeit gebessert, dann ward sofort vorgelesen. Diesen Uebungen verdankte ich die Fertigkeit im Lateinsprechen, die ich mir auf der Akademie sogleich aneignen mußte.

Die Zeit meines Abgangs auf die Akademie war gekommen.

Bei aller Fröhlichkeit hatte ich doch auch viel ernste, fast melancholische Stunden. Schon die Trennung von meinen

Geschwistern, die ich alle mit inniger Liebe umfaßte, stimmte mich oft traurig. Besonders liebte ich die jüngste Schwester Friederike, so wie sie an mir hing. Zumal im letzten Winter waren wir unzertrennlich, es war, als ahnte ihr, daß wir frühzeitig getrennt werden würden für immer!

Mein Herz war rein, unangetastet von Lockungen, denen, wie ich wohl wußte, mehre Mitschüler sich hingaben. Schon damals beschloß ich, auf gleiche Weise auszudauern, dies darf ich jetzt nach dreißig Jahren wol sagen. Mein Hauptfehler war Jähzorn bis zur Schlagfertigkeit. Und aufbrausende Hitze ist ja noch die Kehrseite an mir! — Dabei war ich schon damals bitter in der Rüge fremder Fehler! Alles dieses und noch mehr sagte mir treue Selbstprüfung. Versöhnlich war ich immer, und mich zu rächen wäre mir unmöglich gewesen.

Mein Herz glühte für Freundschaft, Undank schien mir, wie noch heute, ein schwarzes Laster. — Um endlich auch ein Wort von Jünglingsgefühlen zu sagen, — für Mädchen-Anmuth war ich sehr empfänglich, aber nie überschritt ein verrätherisches Wort meine Lippen. Die Liebeleien der Schüler waren mir widerlich, wol aber konnte ich mich im Stillen dem Wunsche überlassen, daß weibliche Herzen mir hold sein möchten. Blaß und hager, wie ich war, zweifelte ich zwar oft ernstlich an der Möglichkeit.

Die stille Schwermuth, die aus dem Auge L. v. D. blickte, zog mich früher schon an; am liebsten sprach ich mit ihr, führte von den Gespielen meiner Schwester nur sie, wenn wir im Garten herumgingen. Aber sie verließ Zittau bald, und nie ist ein Wort meinen Lippen entflohen — und wie sollt' es auch? Im Jahr 1788 sah ich sie noch ein Mal, seitdem nie wieder.

Die ernsten Schulbeschäftigungen verdrängten jeden ähnlichen Gedanken, obwol man mich so gut als Andere vexirte, wenn ich mit einem Mädchen mehr als mit andern auf den

Schulbällen getanzt hatte. Manchmal gab es freilich Augenblicke, wo ich aus Großthuerei mich stellte, als läge mir etwas an der Sache, wo doch ganz gewiß nichts war.

Aber bald vor meinem Abgange — auf einem Schulballe — kam ich mit Lorchen L., die mir mein Stern zur Begleiterin meines Lebens bestimmte, zum ersten Mal ins Gespräch. Schon damals gefiel sie mir so wohl! mit keinem Mädchen tanzte ich lieber und öfter. Es ward mir unheimlich, daß ich in einigen Monaten fort sollte! Auch der Klasse blieb der Eindruck nicht verborgen, man neckte mich. Ich sah finster vor mich hin. Selbst während mehr als sechsjähriger Abwesenheit trat ihr Bild oft vor meine Seele. Gibt es innere Stimmen, — so sprach hier eine!

Der Tag brach an, wo ich von Zittau Abschied nehmen sollte. Meine Geschwister sollten mich bis Leipzig begleiten. Mit Thränen schied ich von Müller, gerührt von allen Lehrern. Abends ging ich noch einsam ins Freie, der Abendhimmel glänzte, der Widerschein fiel auf die Gruft meiner Mutter. Thränen entstürzten mir: „Ja, Mutter! ich gelobe dir, gut zu sein!" — Schnellen Schrittes ging ich nach Hause. „Nun werden wir," sagte mein Bruder, „nicht mehr" — mit einander wandern, wollte er sagen, aber Thränen erstickten seine Stimme.

Wir schliefen wenig, sprachen fast die Nacht hindurch — und früh um vier Uhr rollten unsere Reisewagen aus Zittau."

So erzählt ein tüchtiger Mann aus der Zeit unserer Väter und Großväter von dem Knabenleben in Bürgerhäusern, ehrbar und ernsthaft mit strenger Sittlichkeit und nicht gemeiner Geisteskraft. Noch ist die Innigkeit des Gefühls mit einer Weichheit verbunden, die uns vielleicht einmal lächeln macht, vielleicht rührt. Es ist ein geschütztes Familienleben in sicherem Wohlstand, aber wie ernst ist dennoch die Empfindung des Kindes, wie arbeitvoll seine Tage! Schon dem jungen Knaben liegt in dem Lernen der größte Genuß, in dem Wissen, das

er einsaugt, ein unversiegbarer Quell der Erhebung und Begeisterung.

Auch der hier erzählt hat, sucht den Inhalt seines Lebens in dem Familienleben, das er gründete, in seiner Amtspflicht, in Wissenschaft und Kunst. Großartig und tiefsinnig hat er Alles erfaßt. Die Politik hat ihn nur verstimmt und erschüttert. Erst der nächsten Geschlechtsfolge regte die Idee des Vaterlandes Leidenschaften auf, neue Kräfte weckend, Neues im Charakter herausbildend.

8.

Aus der Zeit der Zerstörung.

Wieder kam von Frankreich das Unheil, und wieder wuchs aus dem Kampfe gegen das Fremde ein neues Leben.

Es war nicht zum ersten Mal, daß der Nachbar im Westen der deutschen Volkskraft die tiefsten Wunden schlug und wider Willen neue Gewalt erweckte, welche ihn siegreich bändigte. Die Staatskunst Richelieu's war der gefährlichste Gegner des deutschen Reichs gewesen, aber sie hatte mit dem protestantischen Theil der Deutschen zugleich die Partei unterstützen müssen, in welcher der Lebensquell für alle spätern Neubildungen lag. Nach ihm beherrschte die französische Literatur durch hundert Jahre den deutschen Geist, und es schien eine lange Zeit, als ob die Akademie von Paris und die Dramen der Classiker unseren Geschmack ebenso unterjochen sollten, wie die Schneider und Perrückenmacher der Seine. Aber gegen die französische Kunst arbeitete sich in Zorn und Scham eine Poesie und Wissenschaft herauf, welche trotz ihrer weltbürgerlichen Richtung echt national war. Jetzt sollte der Erbe der französischen Revolution gewaltthätig das verfallene Haus des Reiches zerstören und auf den Trümmern als harter Gebieter schalten, bis die Deutschen den Entschluß faßten ihn wegzuschlagen, um selbst ihre irdischen Angelegenheiten in die Hand zu nehmen.

Schutzlos lag die Grenze gegen die andringenden Fremden. Nur am Nordrhein war preußisches Besitzthum. Sonst den

Strom entlang gerade die geistlichen Fürsten und kleine Landgebiete ohne jede Kraft des Widerstandes. Die vier westlichen Kreise des Reiches, der oberrheinische, schwäbische, fränkische, bairische waren es, welche der Norddeutsche spöttisch das Reich nannte.

Auch im Reich waren die geistlichen Landestheile und Baiern gegenüber Baden und Schwaben sehr zurückgeblieben. Das Beispiel Friedrich's II in Preußen und der Segen der Aufklärung hatte die meisten protestantischen Fürstenhöfe — auch der kursächsische gehörte dazu — seit dem siebenjährigen Kriege umgeformt. Häufig war größere Sparsamkeit, Ordnung im Haushalt, ernste Sorge um das Wohl der Unterthanen sichtbar. Mehre Regierungen konnten für Muster guter Wirthschaft gelten, wie Weimar und Gotha, auch in den Familien einer der großen Frauen des 18. Jahrhunderts, der Herzogin Karoline von Hessen, in Darmstadt und Baden war ein haushälterisches mildes Regiment. Ja auch am Hofe des Herzogs Karl von Würtemberg war es besser geworden. Er, der Seen auf Bergen grub und durch seine Frohnbauern mit Wasser füllte, der die Wälder mit bengalischer Flamme beleuchten und halbnackte Faune und Satyrn darin tanzen ließ, hatte nach empfindlichen Lehren seit 1778, dem fünfzigsten Geburtstage, seinem Volk versprochen sparsam zu werden, er hatte sich sogar seitdem in einen sorgfältigen Hausherrn umgewandelt, unter welchem das Land aufblühte. Selbst an den geistlichen Höfen war dieser philosophische Sinn lebendig geworden; freilich wurde die Thätigkeit eines aufgeklärten Herrn in Würzburg oder Münster durch die unvertilgbare Herrschaft der geistlichen Aristokratie und das wuchernde Pfaffenwesen sehr beschränkt.

Aber die Reichsstädte des Südens waren mit Ausnahme Frankfurts in unaufhaltsamem Verfall, sie waren tief verschuldet, ein verrottetes Patricierregiment verhinderte das Aufblühen zeitgemäßer Gewerbthätigkeit. Noch erließ der Rath hoch-

tönende Verordnungen, aber der Senatus populusque Bopfingensis oder Nordlingensis, wie er sich in heroischem Stil nannte, war den Nachbarn ein Gespött geworden. Das berühmte Ulm, die südliche Hauptstadt Schwabens, einst die Herrin des italienischen Speditionshandels, war so heruntergekommen, daß man annahm, sie müsse ihr Gebiet verkaufen, um sich vor dem Bankerott zu retten; auch Augsburg war nur ein Schatten früherer Größe, aus den fürstlichen Kaufleuten waren schwache Commissionshändler und kleine Wechsler geworden, es wurde behauptet, daß die Stadt nicht sechs Firmen enthalte, die mehr als 200,000 Gulden vermochten; die Kunstakademie der Stadt war nichts als eine Handwerkerschule, die berühmten Kupferstecher verfertigten schlechte Heiligenbilder für den Dorfhandel; unter den Einwohnern selbst brannte der alte Glaubenshaß immer noch auf, denn zweigetheilt umstand die Gemeinde ihr berühmtes Rathhaus, nirgend hatten die Parteien Friedrich und Maria Theresia so erbittert gefochten als dort. Selbst Nürnberg, einst die Blüthe und der Stolz des deutschen Volkes, krankte schwer an der alten bösen Zeit; mit ihren 30,000 Einwohnern war sie sehr unähnlich der alten Gemeinde, welche dreihundert Jahre früher ihre furchtbare Heeresmacht gemustert hatte; aber die Stadt war doch auf dem Wege, eine bescheidene Stellung unter den deutschen Märkten zu gewinnen, nicht mehr durch die Waffen und schönen Kunstsachen des alten Nürnbergs, aber durch ausgedehnten Handel mit kleinen Waaren aus Holz und Metall, in denen immer noch etwas von der guten Laune und dem Kunstsinn des alten Handwerks zu Tage kam.

Nicht besser stand es am Rhein, der großen Pfaffengasse des Reichs; dort lagen die Residenzen der drei geistlichen Kurfürsten der Reihe nach stromab hinter einander. Im Kurfürstenthum Mainz, welches seit alter Zeit nicht selten eine größere Selbständigkeit innerhalb der Kirche behauptete, hatten zwei aufgeklärte Erzbischöfe zwar einem Theil ihrer Geistlichkeit

und den neueren Stadttheilen ein modernes Ansehen geben können; aber an der alten Stadt und dem Handwerk war wenig von der neuen Zeit zu erkennen, und die Domherren, welche in Voltaire und Rousseau lasen, waren wenigstens für die Sittlichkeit der Bürger kein unbedingter Gewinn. Im schlechtesten Rufe aber stand das große Köln; dort lagen die Düngerhaufen tagelang in den Straßen, es gab keine Straßenbeleuchtung, das Pflaster war elend, an finsteren Abenden war Gefahr für Hals und Beine, auch unsicher waren die Wege, mit lungerndem Lumpenvolk angefüllt. Denn die Bettler bildeten eine große Gilde, welche auf fünftausend Köpfe geschätzt wurde; bis zu Mittag saßen und lagen sie an den Kirchthüren, reihenweise, viele auf Stühlen, der Besitz eines solchen Stuhles wurde als eine sichere Rente betrachtet und dem Bettlerkinde als Aussteuer angewiesen; wenn sie ihre Stellen verließen, dann zogen sie in die Häuser, Mittagskost zu fordern, eine grobe, bösartige Bande.*) Im Ganzen wußte man, daß die geistlichen Herrschaften den Bürger und Bauer verhältnißmäßig mild behandelten, auch der Militärzwang belästigte dort wenig, daß sie aber für Landescultur und Bildung des Volkes wenig thaten.

Nach dieser Richtung war nächst ihnen Baiern berüchtigt, kein anderes Volk hat seitdem so große Fortschritte gemacht. Es war, wie um 1790 behauptet wurde, am meisten in Wohlstand und Sitte zurückgeblieben, die Städte sahen mit Ausnahme Münchens schadhaft aus und waren schwach bevölkert, Müßiggang und Bettelei breitete sich überall, außer Brauern, Bäckern, Wirthen sollte es dort keine wohlhabenden Leute geben. Auch in München lungerten unzählige Bettler, dazwischen Haufen modisch geputzter Beamten, ein strebsamer

---

*) Reise von Mainz nach Köln im Jahre 1794, S. 222. — Briefe eines reisenden Franzosen 1784. II, S. 253. Beide Bücher sind nur mit Vorsicht zu benutzen.

Gewerbfleiß fehlte, nur einige Luxusfabriken wurden durch die Regierung begünstigt. Es sei für Baiern, hatte vor kurzem eine bairische Monatsschrift behauptet, Fabrikthätigkeit und dergleichen überhaupt nicht wohl thunlich, weil der Strom des Landes auf Oestreich zu gehe, und ein Wettbewerb mit den kaiserlichen Erblanden doch nicht möglich sei. — Die blühendsten Länder in Deutschland waren, nächst kleinen Reichsgebieten an der Nordsee, damals Kursachsen und die Gegend des Unterrheins bis zur westfälischen Grafschaft Mark; noch jetzt hat sich dies Verhältniß nicht sehr geändert.

Wer im Reich wohnte, dem waren die im Norden ein entlegenes Volk, und es war ihm geläufig, Preußen und Oestreich als fremde Mächte zu betrachten.

Vom Volk in Oestreich wußte der Bürger im Reiche wenig. Selbst der Baier, dem der Lauf seiner Donau die Augen nach Wien zog, verkehrte nicht gern mit den Nachbarn, denn der Haß, welcher Grenzleute so leicht trennt, stand zwischen Baiern und Oestreichern in voller Blüthe, lieber blickte er noch über die Berge nach Tirol; der Sachse handelte angelegentlich mit den Deutschen im nördlichen Böhmen, was darüber hinauslag, kümmerte ihn nicht, es war ein fremdes Geschlecht, noch von alten Kriegen her übel berüchtigt. Anderen Deutschen waren „böhmische Dörfer" und unbekanntes Land gleichbedeutend. Die Landsleute aber, welche die Donau entlang zwischen Czechen und Mähren, Italienern und Slovenen, Magyaren und Slovaken saßen, waren von kräftigem Stamm, altes Germanenblut; ihnen hatte der dreißigjährige Krieg ihre stattliche Haltung und die Schönheit des Leibes wenig beeinträchtigt, aber ihre eigenen Landesherren hatten sie von Deutschland entfremdet. Mit den Ketzern, welche dort getötet und verjagt wurden, war auch die Rührigkeit und Bildung der Zurückbleibenden verscheucht. In der großen Hauptstadt Wien gedieh ein reiches genußfrohes Leben. Wer sich lustig machen wollte, zog dorthin, Ungarn, Böhmen, Adel

aus dem Reich. Den Wienern lag Deutschland außerhalb, sie dachten wenig daran.

Freilich der Herr von Oestreich war auch deutscher Kaiser. An den Posthäusern im Reich hing der Doppeladler, und wenn der Kaiser starb, wurde nach altem Herkommen von den Kirchthürmen die Trauer geläutet. Wer ein Wappen suchte oder um Standesrechte haderte, lief nach der Hofburg. Sonst sah das Reich nichts vom Kaiser und seiner Herrschaft. Wenn die Soldaten der Reichsfürsten mit den Oestreichern und Preußen zusammenkamen, wurden sie als schlechteres Volk verhöhnt, die „östreichischen Kostbeutel“ und der „schwäbische Kragen“ haßten einander gründlich; wenn die Oestreicher eine Schlappe erhielten, so freute sich niemand mehr, als die Truppen aus dem Reich.

Auch unter einander lebten die Unterthanen der kleinen Herren nicht im guten Frieden. Bei Messen und Jahrmärkten, wo mehre Grenznachbarn zusammenstießen, waren Schmähworte und Schläge gewöhnlich; der Mainzer schlug auf den Pfälzer, und als die Franzosen in Kurmainz hausten, freuten sich schlechte Pfälzer und Darmstädter über das Leid der Nachbarn.*)

Die Masse des Volkes im Reich lebte still vor sich hin. Der Bauer that seine Dienste, der Bürger arbeitete. Beiden war es ärger gegangen als gerade jetzt, es war kein schlechter Verdienst im Lande. Kam ihnen ein milder Herr, so dienten sie ihm williger; die Städter hingen an ihrer Stadt, an der Landschaft, deren Mundart sie sprachen, sie hatten häufig auch Anhänglichkeit an ihren kleinen Staat, der fast Alles umschloß, was sie kannten, und dessen Hilflosigkeit sie nur

*) Schilderung der jetzigen Reichsarmee. 1796. 8. — Die bemerkenswerthe Schilderung ist oft von Späteren benutzt, sie ist nicht überall zuverlässig. Verfasser ist jener Laukhardt, ein zuchtloser Theologe, der als Musketier im Regiment Thadden den Rheinfeldzug mitmachte. Seine Selbstbiographie ist ebenso lehrreich als widerwärtig.

unvollkommen verstanden. Als er ein Nichts wurde, wußten sie nicht mehr, was sie waren, und frugen einander neugierig und bekümmert, was sie jetzt werden sollten. Es war ein altes, stilles Elend! — Allerdings durch die neuen Ideen, welche von Frankreich herüberkamen, wurden sie etwas unruhig, es war dort Vieles besser als bei ihnen, sie hörten wohlgefällig auf fremde Sendlinge, sie steckten die Köpfe zusammen, sie beschlossen vielleicht des Abends einmal abzuschaffen, was sie ärgerte, sie setzten auch Bittschreiben an ihren gnädigen Landesherrn auf. Die Bauern wurden hier und da schwieriger. Aber solange die Franzosen nicht selbst kamen, war die Bewegung doch nur ein leichtes Wellengekräusel. Und als der Franzose Custine Mainz erhalten hatte, ließ er die Zünfte zusammenrufen, jede sollte einen Constitutionsentwurf einreichen. Das geschah. Die Perrückenmacher reichten ein: „Wir wollen aussterben bis auf fünfunddreißig und der Krebs (so hieß ein Meister) soll unser Rathsherr sein.“ Die Lohnkutscher erklärten: „Kein Brückengeld wollen wir mehr bezahlen, dann mag unsertwegen Kurfürst sein, wer da will!“ Einer Republik und Verfassung hatte keine Zunft gedacht. Das war der Standpunkt der Kleinen aus dem Reich im Jahrhundert der Aufklärung.

Die Leute im Reich wußten wohl, daß ihre geringe Kriegstüchtigkeit ein Spott der Größern war. Und es war natürlich, daß in den kleinen Staaten sich kein kriegerischer Geist regen konnte. Widerwillig setzten sie ihre Regimenter aus fünf, zehn und mehr winzigen Truppentheilen zusammen, Soldaten und Offiziere in demselben Regiment zankten feindselig mit einander, kaum daß die Uniformen dieselbe Farbe hatten, das Commando gleichlautend wurde. Der Bürger selbst verachtete seine Soldaten. Mit Hohn wurde erzählt, daß die Mainzer Soldaten auf ihren Posten Pflöcke für die Schuster schnitten, daß die Wache zu Gmünd vor jedem gutgekleideten Spaziergänger, Mann oder Frau, präsentire und dann den Hut aus-

strecke und um eine Gabe bitte, daß die Uniform auch der Offiziere höchlich verachtet sei und von jeder Gesellschaft ausschließe, daß die Frauen und Liebchen der Offiziere mit Kind und Kegel in das Feld zögen, dann wie elend Waffen und Mannszucht und wie unvollständig die gesammte Kriegsausrüstung sei. Es war allerdings ein großes Elend, und es lag aller Welt sichtbar zu Tage. Unter den Regimentern des Reichs waren die schlechtesten Truppen der Welt. Aber es waren auch bessere Compagnien darunter, überall einzelne tüchtige Offiziere. Und selbst aus dem schlechten Stoff vermochte ein fremder Sieger kurz darauf gutes Kriegsvolk zu bilden, denn der Deutsche hat sich immer brav geschlagen, wo er gut geführt wurde. Auch standen außer den Preußen noch andere kleinere Heerkörper in wohlverdientem Ansehen: Sachsen, Braunschweiger, Hannoveraner, Hessen.

Im Ganzen war die Heereskraft Deutschlands gar nicht ungenügend, sie konnte wol die einzelnen schlechten Bestandtheile überwinden, und sie vermochte es nach Zahl und Tapferkeit mit jedem Heere der Welt aufzunehmen. Was damals verdorben hat, war nicht die Reichsarmee, sondern Zwietracht und schlechte Führung.

Seit 1790 brach das Verderben über das Reich herein, Welle schlug auf Welle von Westen nach Osten.

Zuerst fielen die weißen Möven der Bourbonen, Vorboten des Sturmes, in das Land: die Emigranten. Mancher wackere Mann war darunter, die große Mehrzahl, welche dieser ganzen Menschengattung Farbe und Ruf gab, nichtswürdiges und ruchloses Gesindel. Wie eine Pest verdarben sie die Zucht der Städte, in denen sie sich niederließen, die Höfe der einfältigen kleinen Reichsfürsten, welche sich geehrt fühlten die vornehmen Abenteurer aufzunehmen. In Koblenz, dem Fürstensitz von Kurtrier, wurde ihr Hauptlager. Dort drang zuerst ihre Sittenlosigkeit Verderben bringend in die Familien, auflösend in alle Fugen des kleinen Staates. Sie

waren Flüchtlinge, welche die Gastfreundschaft eines fremden Landes genossen, aber mit bubenhafter Frechheit mißhandelten sie, wo sie die Stärkeren waren, den deutschen Bürger und Bauer, wie den thörichten Edelmann, der in ihnen das galante Paris verehrte. Als Veit Weber, der wackere Verfasser der „Sagen der Vorzeit", auf einem Rheinschiff ein französisches Lied über die Genügsamkeit summte mit dem Refrain: „Vive la liberté", zogen Emigranten, welche die Reise mitmachten, gegen ihn und seine unbewaffneten Begleiter die Degen, mißhandelten sie mit der flachen Klinge, legten ihnen Stricke um den Hals und zogen sie nach Koblenz, wo sie des Geldes, der Pässe beraubt, und mit ihren Wunden, ohne Verhör eingesperrt wurden, bis ihnen die ankommenden Preußen Befreiung brachten.*) Und neben solcher rohen Gewalt schleppten die Emigranten auch Laster, welche bis dahin dem Volke fast unbekannt waren, ekle Krankheiten, vornehme Niederträchtigkeit jeder Art in die Kreise, welche sich ihnen öffneten. Ihre Gegenwart erfüllte das ganze Rheinthal mit Haß und Abscheu, nichts arbeitete so günstig der französischen Partei in die Hände, allgemein war im Volk die Empfindung, daß ein Kampf, der Frankreich von so viel Missethat und Erbärmlichkeit befreie, gerecht sein müsse. Sie wurden denn auch von den Stärkeren, den Preußen und Oestreichern, verachtet. Zu den Truppen, welche sie warben, lief nur das schlechteste Gesindel, selbst die armen Reichsvölker sahen mit Widerwillen auf die Banden der Emigranten.

Und hinter dem verdorbenen Adel flogen die Reden der Nationalversammlung und die Beschlüsse des Convents. Nur wenige der Gebildeten entzogen sich ganz ihrem Einfluß. Es

*) Daß diese Schilderung nicht zu viel sagt, dafür bürgen viele Berichte jener Zeit, z. B. Reise von Mainz nach Köln im Frühjahr 1794. Lafontaine's Leben, S. 154. Auch die Beschreibung, welche Laukhardt (Selbstbiographie) von den Emigranten macht, mag verglichen werden, selbst ihm erregte das keltische Treiben Ekel und Abscheu.

waren zum Theil dieselben Ideen und Wünsche, welche der Deutsche auch hatte. Mehr als ein Freiheitsberauschter wurde so stark angezogen, daß er sein Vaterland aufgab und nach Westen zog, zum eigenen Verderben. Nicht der letzte solcher Männer war Georg Forster, den der Deutsche bedauern, nicht rühmen soll. Und dennoch rührten die ungeheuren Ereignisse auch lebhaften Geistern nur kleine Wirbel auf. Es war eine warme Theilnahme, aber es war doch nur der wohlwollende Antheil an einer fremden Sache. Denn wie trostlos die politischen Zustände Deutschlands waren, wie unvollkommen und drückend die Einrichtungen auch der größeren Staaten, weit verbreitet war damals die Empfindung, daß man mitten in gesellschaftlichen Umgestaltungen lebe, die sich im Gegensatz zu Frankreich friedlich durch Lehre und gutes Beispiel ausbreiten müßten. An mehren Fürsten wurde arge Verkehrtheit oder Unfähigkeit bitter beklagt, im Ganzen war nicht zu verkennen, daß die Regierungen von gutem Willen erfüllt waren. Auch hatte Deutschland keine Aristokratie wie Frankreich. Der kleine Adel lebte trotz seiner Vorurtheile und Unarten doch im Allgemeinen schlecht und recht mitten im Volke, gerade jetzt wurden viele wackere Männer des Standes zu den Leitern der Aufklärung gezählt. Was die gebildeten Deutschen drückte, waren nicht vorzugsweise die Sünden des alten Feudalstaates, es war ihre politische Nichtigkeit, die Unbehilflichkeit der Reichsverfassung, die Empfindung, wie sehr der Deutsche durch ein vielgetheiltes Regiment zum Philister geworden sei.

Auch war es damals weit von Paris nach Deutschland, die Charaktere, welche dort gegen einander arbeiteten, die letzten Ziele der Parteien, Gutes und Schlechtes war viel weniger bekannt, als es zu unserer Zeit sein würde. Größere Zeitungen brachten dreimal in der Woche dürre Angaben, selten eine längere Mittheilung, noch seltener ein selbständiges Urtheil. Nur die Flugschriften arbeiteten, im Großen und Ganzen war

auch in ihnen die Gesinnung gemäßigt, wohlwollend für die Bewegung, dreister in Besprechung der heimischen Verhältnisse.

Deshalb hatte die französische Revolution, während in Paris schon auf den Straßen gemetzelt wurde und die Guillotine unermüdlich arbeitete, in Deutschland gar nicht die Wirkung, politische Parteien gegen einander zu schaaren. Und als die Nachricht durch das Land flog, daß der französische König gefangen, gemißhandelt, hingerichtet sei, da wurde auch bei den Entschlossenen das Mißtrauen allgemein.

So war es möglich, daß deutsche Offiziercorps, ja sogar die Gardes du Corps in Potsdam eine Zeit lang das Ça ira gemüthlich blasen ließen, während die Straßenjungen einen rohen übersetzten Text dazu sangen. Die Damen der deutschen Aristokratie trugen tricolore Bänder und Kopfzeuge à la carmagnole. Neugierig schloß das Volk einen Kreis, in welchem die kriegsgefangenen Patrioten, trotzige zerlumpte Gestalten, ihre wilden Rundtänze sprangen und dazu den Gesang und die Pantomime aufführten, welche das Waschen der Hände in Aristokratenblut ausdrückten, und arglos kaufte man ihnen das Spielzeug ab, das sie auf dem Marsche verfertigt hatten, kleine hölzerne Guillotinen.*) — Es war doch eine unheimliche Unbefangenheit der Gebildeten.

Und noch seltsamer erscheint uns ein Anderes. Während Sturm und Donner in Frankreich markerschütternd tobten und den Schaum der heranstürzenden Fluth mit jedem Jahr wilder über das deutsche Land jagten, hing Auge und Herz der Gebildeten an einem kleinen Fürstenthum in der Mitte Deutschlands, wo die großen Dichter der Nation wie im tiefsten Frieden sannen und schufen, sich die finsteren Ahnungen durch Vers und Prosa von den Häuptern scheuchend. König und Königin guillotinirt und Reineke Fuchs gedichtet — Robespierre mit der Schreckensherrschaft und Briefe über die

*) Caroline de la Motte Fouqué, Der Schreibtisch, S. 58.

ästhetische Erziehung des Menschen — die Schlachten Lodi und Arcole und Wilhelm Meister, Horen, Xenien — Belgien französisch und Hermann und Dorothea — Schweiz und Kirchenstaat französisch und Wallenstein — das linke Rheinufer französisch und die natürliche Tochter, die Jungfrau von Orleans — Hannover von Napoleon besetzt und die Braut von Messina — Napoleon Kaiser und Wilhelm Tell. Die zehn Jahre, in welchen Schiller und Goethe durch innige Freundschaft verbunden zusammen lebten, die zehn großen Jahre der deutschen Poesie, auf welche der Deutsche noch in fernen Jahrhunderten mit Rührung und weicher Zärtlichkeit zurückblicken wird, es sind dieselben Jahre, in denen laut ein Weheruf durch die Lüfte flog, in denen die Dämonen der Vernichtung von allen Seiten heranzogen, die Gewänder in Blut getaucht, die Skorpionengeißel in den Händen, um ein Ende zu machen mit dem unnatürlichen Leben eines Volkes ohne Staat. Fürwahr, erst neunzig Jahre sind seitdem vergangen, und doch sind die Jahre, in welchen unsere Großväter aufwuchsen, für uns in mancher Richtung schon so fremd wie die Zeit, in welcher, der Sage nach, Archimedes geometrische Aufgaben rechnete, während die Römer seine Stadt erstürmten.

In anderer Art wirkte diese Zeit der Bewegung auf den preußischen Staat. Es war nicht mehr das Preußen Friedrich's II. Im Innern freilich waren seine Einrichtungen nur zu treu bewahrt worden. Seine Nachfolger milderten überall einzelne Schärfen der alten Regierungsweise, doch die großen Neugestaltungen, welche die Zeit dringend erheischte, wurden kaum begonnen.

Aber gerade in den Jahren bis zum Kriege von 1806 nahm der äußere Umfang des Staates in riesigem Maßstabe zu. Friedrich hatte immer noch ein kleines Reich zurückgelassen; wenige Jahre darauf mußte Preußen zu den großen Ländermassen Europas gerechnet werden. Auch in der Schnelle dieses Wachsthums war etwas Unheimliches. Durch die

beiden letzten Theilungen Polens wurden 1772 Quadratmeilen slavisches Land angefügt. Kurz vorher waren die Fürstenthümer der fränkischen Hohenzollern, Ansbach und Baireuth, erworben, 115 Quadratmeilen. Dann mußten nach dem Frieden von Luneville 47 Geviertmeilen des überrheinischen Cleve abgetreten und dafür 222 Quadratmeilen deutscher Reichsgebiete eingetauscht werden, Stücke von Thüringen, darunter Erfurt, das halbe Münster, ferner Hildesheim und Paderborn. Endlich wurde gar wieder Ansbach gegen Hannover umgesetzt. Seitdem umfaßte Preußen einige Monate hindurch ein Ländergebiet von 6047 Quadratmeilen, fast das Doppelte seines Umfanges vom Jahre 1786. Und in diesem Jahr war Preußen überall in Deutschland so reichlich angesiedelt, daß man wol sagen durfte, es fehle ihm nicht viel mehr dazu, Deutschland zu werden. Seine Adler schwebten über den Ländern der alten Sachsen bis zur Nordsee, im Maingebiet der alten Franken wie im Herzen Thüringens; es beherrschte die Elbmündung, es griff auf zwei entgegengesetzten Seiten um Böhmen und konnte nach kurzen Tagemärschen seine Kriegsrosse in der Donau tränken. Im Osten aber reichte es bis tief in das Weichselthal und bis zum Bug, und seine Beamten regierten in der Hauptstadt des untergegangenen Polens. Zuverlässig wäre so schnelle Vergrößerung auch in friedlicheren Zeiten nicht ohne Bedenken gewesen, denn der Ueberschuß an bildender Kraft, welchen Preußen aufwenden konnte, so verschiedenartigen Erwerb sich innerlich anzufügen, war schwerlich groß genug. Und doch hat sich die vortreffliche Schule des altpreußischen Beamtenthums gerade damals bewährt. Ueberall wurde mit Eifer und Erfolg neu eingerichtet, schöne Talente, große Kräfte entfalteten sich in dieser Arbeit. Es fehlte auch nicht an halben und falschen Schritten, im Ganzen aber erfüllt die Betrachtung jener Arbeit, ihre Ehrlichkeit, Einsicht und der rüstige Wille, welchen die Preußen damals in Deutschland bewiesen, mit hoher Achtung, zumal wenn man die spätere

französische Herrschaft damit vergleicht, welche zwar behender und gründlicher umgestaltete, — meist durch deutsche Kräfte, — aber zugleich einen Wust von Gemeinheit und roher Tyrannei in die Landschaften trug.

Auch der polnische Erwerb war an sich ein großer Gewinn für Deutschland, denn erst durch ihn wurde ein Schutz gegen das ungeheure Anwachsen Rußlands gewonnen, die Ostgrenze Preußens militärisch gesichert. War es hart für die Polen, so war es nothwendig für die Deutschen. Die wüsten Zustände der halbwilden Länder nahmen allerdings eine unverhältnißmäßige Kraft in Anspruch, wenn sie nutzbar gemacht, das heißt in deutsches Gebiet umgewandelt werden sollten. Und zu ruhiger Besiedelung war die Zeit nicht angethan. Doch geschah auch hier nicht wenig.

Aber verhängnißvoll war ein anderer Umstand. Alle diese Vergrößerungen waren nicht unter den Anstößen einer starken treibenden Kraft gemacht, sie waren zum Theil widerwillig, nach ruhmlosen Feldzügen von einem übermächtigen Feinde aufgedrängt. Und Deutschland machte die merkwürdige Erfahrung, daß Preußen unter fortgesetzten Demüthigungen und diplomatischen Niederlagen anschwoll, und daß seine Zunahme an Landgebiet und die Abnahme seines Ansehens in Europa gleichen Schritt hielten. Dadurch erhielt der weitläufige Staat zuletzt nur zu sehr das Aussehen eines zusammengeschwemmten Insellandes, welches der nächste Sturmwind wieder in den Fluthen begraben mochte.

Die Ausdehnung des Landes war so groß, Leben und Interesse seiner Bürger so mannigfaltig geworden, daß die Kraft eines Einzelnen die ungeheure Maschine nicht mehr selbstwillig in der alten Weise leiten konnte. Und doch fehlte noch die große Hilfe, das letzte Richtmaß für Fürsten und Beamte, eine öffentliche Meinung, welche unablässig, ehrlich, männlich das Thun der Regierenden begleitete, ihre Erlasse prüfte, den aufsteigenden Wünschen Ausdruck gab, die Bedürf-

nisse des Volkes ihnen ans Herz legte. Die Tagespresse war ängstlich bevormundet, gelegentliche Flugschriften verletzten tief und wurden gewaltthätig unterdrückt.

Der König war ein Herr von strenger bürgerlicher Redlichkeit und von maßvollem Sinn, aber wie er kein Feldherr und kein Mann der großen Politik war, so blieb er auch sein Lebelang scharfschneidendem und energischem Entschluß zu sehr abhold. Und damals war er jung, mißtrauisch gegen seine eigene Kraft, lebhaft empfand er, daß er die Einzelheiten der Geschäfte zu wenig übersah; die Umtriebe der Begehrlichen in seiner Nähe verstimmten ihn, ohne daß er sie zu brechen wußte, sein Bestreben, die eigene Selbständigkeit zu bewahren, übermächtigen Einfluß von sich abzuhalten, setzte ihn in Gefahr unbedeutende und gefügige Gehilfen festen Charakteren vorzuziehen. Offenbar war der Staat schon damals in die Lage gekommen, wo eine Selbstthätigkeit der Unterthanen und die Anfänge eines Verfassungslebens nicht mehr entbehrt werden konnten. Aber wieder war die Möglichkeit dafür noch so wenig vorhanden, daß kaum die Mißvergnügtesten davon zu murmeln wagten. Noch fehlten alle Grundlagen dazu, die alten Stände waren — Ostpreußen ausgenommen — gründlicher beseitigt als irgendwo, die Stadtgemeinden wurden durch Beamte geleitet, sogar die Theilnahme an Politik und dem Leben des Staates war fast auf den Kreis der Beamten beschränkt. Und was der König unter Mitwirkung des Volkes in fremdem Lande entstehen sah, Nationalversammlungen und Convente, das hatte ihm einen so tiefen Abscheu gegen jede Betheiligung seiner Preußen an der Arbeit des Staates eingeflößt, daß er den Widerwillen, — zum Verhängniß für sein Volk und seine Nachfolger, — solange er lebte, nicht überwinden konnte. Vor 1806 wurde von ihm daran gar nicht gedacht.

Sehr lebhaft empfand er aber, daß es unmöglich war, in der alten Weise Friedrich's II fortzuregieren. Dieser große König hatte trotz der ungeheuren Arbeitskraft und seiner

Kenntniß aller Verhältnisse doch nur dadurch das Ganze in rascher Bewegung erhalten können, daß er seiner Eigenmacht im Nothfall auch Unschuldige opferte. Da er in der Lage war, selbst und kurz über Alles zu entscheiden, so war auch ihm nicht selten begegnet, daß sein Entscheid von Stimmung und zufälliger Nebenrücksicht abhing. Es durfte ihm nicht darauf ankommen, einen Offizier wegen eines unbedeutenden Versehens zu cassiren, Kammergerichtsräthe, die doch nur ihre Pflicht gethan hatten, wegzujagen. Und wenn er erkannte, daß er ein Unrecht gethan, während er leidenschaftlich das Rechte wollte, so durfte er sein Unrecht nicht einmal zugeben, denn er mußte den Glauben an sich erhalten, in seinen Beamten die Behendigkeit des Gehorsams, und im Volk das unbedingte Vertrauen zu seinem letzten Entscheid. Es war nicht nur eine Eigenschaft seines Charakters, auch Politik, daß er nichts zurücknehmen wollte, keine Uebereilung, keinen Irrthum, daß er selbst offenbares Unrecht nur unter der Hand bei Gelegenheit gut zu machen suchte. Der starke und weise Fürst hatte das wagen können; seine Nachfolger scheuten mit Recht solches Herrschen; der Enkel jenes Prinzen von Preußen, den Friedrich II mitten im Kriege zornig von dem Commando entfernt hatte, fühlte tief die Härte der schnellen Entscheide.

Er mußte also, wie schon sein Vorgänger gethan hatte, die Ueberwachung seiner Beamten in den Beamten selbst suchen. So begann in Preußen die Herrschaft der Bureaukratie. Die Zahl der Aemter wurde größer, unnütze Zwischenbehörden wurden eingeschaltet, die Actenschreiberei wurde arg, das Geschäftsverfahren weitläufig. Es war die erste Folge des Bestrebens, gerecht, gründlich, sicher zu verfahren und die straffe Eigenmächtigkeit der alten Zeit wohlwollend umzubilden. Dem Volke erschien das aber als ein Verlust. Solange keine Presse und keine Tribüne dem unterdrückten Mann zu seinem Recht verhilft, da haben Bittschriften eine weit andere Bedeutung als jetzt, wo auch der kleine Mann durch eine Zeitungs-

mittheilung von wenigen Zeilen das Mitgefühl eines ganzen Landes für sich gewinnen, Minister und Volksvertreter tagelang in Bewegung versetzen kann. Friedrich II hatte deshalb jede Bittschrift angenommen, zumeist selbst darauf verfügt, allerdings war auch dabei königliche Willkür zu Tage gekommen; Friedrich Wilhelm III mochte gar nicht leiden, wenn ihm selbst Bittschriften überreicht wurden, er wies sie stets den Instanzen zu. Das war an sich in der Ordnung. Da aber die Behörden noch nicht zu besorgen hatten, daß solcher Klageschrei Einzelner in die Oeffentlichkeit drang, so wurde er nur zu häufig in den Acten begraben, und die Leute riefen, daß es gegen Uebergriffe der Landräthe, gegen Bestechlichkeit der Acciseeinnehmer keine Hilfe mehr gebe. Auch die Majestät des Königs litt darunter; nicht sein guter Wille, aber seine Kraft, gegen die Beamten zu helfen, wurde bezweifelt.

Zu diesen Uebelständen kamen andere. Die Beamten der Verwaltung waren zahlreicher geworden, aber nicht stärker. Das Leben war reichlicher, alle Preise hatten sich auffällig gesteigert, ihr Gehalt, seit alter Zeit sehr knapp, war nicht im Verhältniß erhöht worden. In den Städten waren Justiz und Verwaltung noch nicht getrennt, bis in das Kleinste wurde bevormundet, die Selbstthätigkeit der Bürger fehlte, die „Directoren" der Stadt waren königliche Beamte, häufig verabschiedete Auditeure und Quartiermeister der Regimenter. Das war im Jahr 1740 ein großer Fortschritt gewesen, im Jahr 1806 war Bildung und Fachkenntniß solcher Männer ungenügend. Zu den Kriegs- und Domänenkammern aber — welche jetzt Regierungen heißen — drängte sich bereits der junge Adel, nicht wenige bedeutende Männer darunter, welche später zu den größten Namen Preußens gezählt wurden, die Mehrzahl, um ohne viele Anstrengung schnell ihr Glück zu machen. Es wurde geklagt, daß bei einigen Kammern die Arbeit fast ganz durch Secretäre gethan werde. Das galt in Wahrheit aber nur von Schlesien, welches einen

eigenen Minister hatte. Seit dem großen polnischen Erwerb hatte Graf Hoym zu Schlesien noch auf einige Jahre die oberste Leitung des neu erworbenen Polenlandes erhalten. Es war eine heillose Maßregel, ein Unterthan erhielt fast schrankenlose Macht in dem ungeheuren Ländergebiet, sie wurde ihm und dem Staat zum Umsegen. Wie ein König saß er in Breslau, am Hofe seines Landesherrn unterhielt er Spione, welche ihm alle Stimmungen zutragen mußten; um ihn drängte sich der arme Adel Schlesiens, er brachte seine Günstlinge zu Amt, Grundbesitz, Vermögen. Die Redlichkeit der Beamten in den neuen Ländern wurde durch dies ungeschickte Verhältniß beeinträchtigt, Domänen wurden verschleudert, niedrige Taxen gemacht, Generäle und Geheimräthe bewarben sich darnach, für kleines Geld großen Grundbesitz zu erwerben.

Es ist beachtenswerth, daß sich der erste laute Widerstand dagegen unter den Beamten selbst erhob, zugleich die erste politische Opposition in Preußen, welche durch die neuzeitliche Waffe der Presse zu wirken suchte. Der heftigste Kläger war der Oberzollrath von Held; er beschuldigte den Grafen Hoym, den Kanzler Goldbeck, den General Rüchel und mehre Andere des Betrugs, und verglich die Gegenwart Preußens mit der gerechten Zeit Friedrich's II. Die Angriffe machten ungeheures Aufsehen, gegen ihn und seine Freunde wurden Untersuchungen eingeleitet, sie wurden als Mitglieder eines geheimen Ordens, als Demagogen und Denuncianten verfolgt, Held's Schriften wurden mit Beschlag belegt, er selbst verhaftet, verurtheilt, endlich freigelassen. In seiner Haft griff der gereizte und verbitterte Mann den König selbst an*), er beschuldigte ihn

*) Von Held's Schriften wurden „Das schwarze Buch" — jetzt sehr selten zu finden —, „Die preußischen Jacobiner", „Das gepriesene Preußen" die berüchtigtsten; sie und ihre Widerlegungen machen den Eindruck, daß der Verfasser, wie häufig in solchem Falle, Manches richtig, Anderes ungenau, im Ganzen ehrlich berichtet, daß er aber kein zuverlässiger Beur-

zu großer Sparsamkeit — welche wir für die erste Tugend der alten Könige von Preußen halten, der Härte — was unbegründet war, und des Soldatenspiels — dies leider mit gutem Grunde; er klagte: „wenn der Fürst keine Wahrheiten mehr hören, wenn er redliche Männer, wahre Patrioten in den Kerker werfen und die angezeigten Betrüger zu Dirigenten einer gegen sie niedergesetzten Commission ernennen will, dann kann der biedere, ruhige, aber nichts desto weniger warme Vaterlandsfreund nichts als seufzen.“ Indeß begnügte er sich nicht zu seufzen, sondern wurde recht ausfällig.

Bei diesem Hader, der sich doch fast nur um einzelne Anekdoten drehte, ist uns lehrreich, wie dreist und rücksichtslos die Sprache der politischen Kritik in dem alten Preußen war, und wie niedrig und hilflos die Stellung der Fürsten gegenüber solchen Angriffen. Wie der König die ganze Herrschaft auf seinen Schultern trug, so traf ihn auch die ganze Verantwortung, wie seine Person allein die ganze Maschine des Staates leiten sollte, so war auch jeder Angriff auf einzelne Einrichtungen und Beamte des Staats ein persönlicher Angriff auf ihn. Was auch irgendwo versehen wurde, der König trug die letzte Schuld, entweder weil er etwas versäumt, oder weil er die Schuldigen nicht bestraft hatte. Jede Bauerfrau, welcher die Accisebeamten am Stadtthor ein Hühnerei zerdrückten, fühlte die Härte des Königs, und wenn eine neue Steuer das Stadtvolk ärgerte, so schrien und höhnten die Gassenbuben hinter dem Pferde des Königs her, und es war gar nicht unmöglich, daß eine Handvoll Straßenschmutz gegen sein hohes Haupt flog. Immer wieder brach der stille Krieg zwischen den Königen Preußens und der fremden Presse aus. Sogar Friedrich Wilhelm I hatte im Tabakscollegium seine Erfindungskraft bemüht und gegen die holländischen

---

theiler seiner Gegner ist. Varnhagen hat auch ihn gekannt und auch sein Leben beschrieben.

Zeitungsschreiber, welche ihn bitter kränkten, einen kurzen Artikel verfertigt; auch sein großer Sohn wurde durch ihre Federn geärgert, er freilich wußte sie mit gleicher Münze zu bezahlen. Und vollends gegen Friedrich Wilhelm II hatte ein Heckenfeuer von Hohn und Groll in ungezählten Romanen, Satiren, Pasquillen gesprüht. Was halfen dagegen Gewaltmittel, Brieferbrechen und geheimes Nachspüren, was half die Beschlagnahme? Die verbotenen Schriften wurden dennoch gelesen, auch die plumpe Lüge wurde geglaubt. — Was half es vollends, wenn der neue König durch regierungstreue Federn sich vertheidigen ließ, wenn eine wohlgesinnte Gegenschrift den Lesern erzählte, daß Friedrich Wilhelm III gegen die Lichtenau keine Härte bewiesen habe, daß er ein sehr guter Gatte und Vater, ein redlicher Mann sei und das Beste wolle?*) Das Volk mochte das glauben oder nicht. Es wurde jedenfalls in einer Weise zum Richter über das Leben seines Fürsten gemacht, welche für die Majestät der Krone, wie wir sie fassen, höchst unwürdig war.

Und noch war die Zeit eine ruhige, Bildung und Gemüth der Nation von der Politik geradezu abgewandt. Was sollte werden, wenn politische Leidenschaft in das Volk kam? Das Königthum mußte sich in dieser niedrigen Stellung völlig zu Grunde richten, und wenn die Hohenzollern noch so sehr das Gute wollten. Denn sie waren nicht mehr, wie im 18. Jahrhundert, wie noch Friedrich II gewesen war, große Landbesitzer auf menschenleerem Grunde, sie waren in der That Könige eines ansehnlichen Volkes, sie waren gar nicht mehr in der Lage, jede Verkehrtheit in der ungeheuren Beamtenschaar zu erfahren und selbstwillig die große Verwaltung zu beherrschen. Jetzt wirthschafteten die Beamten, geschah Gutes, so war es Schuldigkeit, jedes Ungeschick fiel auf des Königs Haupt. — Wie da zu helfen war, das wußten freilich vor 1806 kaum die

*) Z. B. Gründliche Widerlegung des Gepriesenen Preußens. 1804.

Besten. Aber das Mißbehagen und das Gefühl der Unsicherheit wurde dadurch in dem Volke gesteigert.

Solche Verhältnisse einer Uebergangszeit aus dem alten despotischen Staat in einen neuen gaben dem preußischen Wesen allerdings ein unbehilfliches Aussehen. Sie waren in Wahrheit durchaus kein Anzeichen tötlicher Schwäche, wie sie kurz darauf von eifrigen Preußen gedeutet wurden.

Denn außer der Kraft und Opferfähigkeit, welche im Volke noch wie im Schlummer lag, war auch in einem ansehnlichen Kreise bereits ein frisches hoffnungsvolles Leben sichtbar. Und zwar wieder in den preußischen Beamten. Die Obergerichte erhielten sich in dem hohen Ansehen, das sie seit den neuen Einrichtungen der letzten Könige gewonnen hatten. Ihr Personal war zahlreich, sie umschlossen die Blüthe des preußischen Beamtenstandes, die stärkste Kraft des Bürgerthums, die höchste Bildung des Adels. Die älteren waren unter Cocceji, die jüngeren unter Carmer geschult: gescheidte, redliche, feste Männer von großartiger Arbeitskraft, von stolzer Vaterlandsliebe und einer Unabhängigkeit des Charakters, welche sich in Handhabung der Rechtspflege noch durch kein Ministerialrescript irren ließ. Noch wagten die Hofparteien nicht die Unbequemen anzugreifen, und es war ein Verdienst des Königs, daß er seine Hände schützend über ihre Unverletzlichkeit hielt. Sie stammten zum Theil aus Bürgerhäusern, welche seit mehren Menschenaltern ihre Söhne in die Hörsäle der Rechtslehrer, im Osten nach Frankfurt und Königsberg, im Westen nach Halle und Göttingen gesandt hatten, ihre Familien bildeten eine fast erbliche Aristokratie des Beamtenstandes. Ihnen verbunden als Studiengenossen, Freunde, Gleichgesinnte waren die besten Köpfe der Verwaltung, auch Fremde, welche in preußischem Dienst heraufkamen. Aus diesem Kreise sind fast alle Beamte hervorgegangen, welche nach der Niederlage Preußens bei der Wiederbelebung des Staates thätig waren, die Stein, Schön, Vincke, Grolmann,

Sack, Merkel und viele Andere, die Präsidenten der Regierungen und obersten Gerichtshöfe nach 1815.

Es ist eine Freude, in dieser Zeit umherflackernder Unsicherheit das Auge auf die stille Arbeit solcher Zuverlässigen zu richten. Manche von ihnen waren strenggeschulte Actenmänner, ohne vielseitige Interessen, auf dem grünen Tisch des Collegiums lag Ehrgeiz und Arbeit ihres ganzen Lebens. Aber sie, die obersten Richter, die Verwalter der Provinzen, haben treu und dauerhaft ihr Bewußtsein, Preußen zu sein, durch schwere Zeit getragen, jeder von ihnen hat seiner Umgebung von der zähen Ausdauer, dem sicheren Urtheil mitgetheilt, das sie auszeichnete. Auch wo sie, von dem Körper ihres Staats abgelöst, unter fremder Herrschaft Recht sprechen mußten, arbeiteten sie in ihrem Kreise unverändert in der alten Weise fort, und gewöhnt an kalte Selbstbeherrschung, bargen sie in der Tiefe ihrer Seele die feurige Sehnsucht nach dem angestammten Herrn und vielleicht stille Pläne für bessere Zeit.

Wer diese Männer mit einzelnen kräftigen Vertretern des Beamtenthums vergleicht, welche sich auf den Staatsgebilden Süddeutschlands in dieser Zeit entwickelten, der wird einen wesentlichen Unterschied nicht verkennen. Dort ist häufig auch in den Bessern ein Zug, der uns verstimmt: Willkür in den politischen Gesichtspunkten, Gleichgiltigkeit wem und wofür sie dienen, eine innere Ironie, mit welcher sie die kleinen Verhältnisse ihrer Heimat betrachten. Fast alle leiden sie an dem Mangel eines Heimatstaates, welcher die Liebe eines Mannes verdient. Dieser Mangel gibt ihrem Urtheil, wie scharfsinnig es sei, leicht etwas Unsicheres, Halbes, Launenhaftes; man zweifelt nicht an ihrer bürgerlichen Redlichkeit, aber man empfindet dennoch lebhaft in vielen derselben eine moralische Unsicherheit, die sie Glücksrittern ähnlich macht, auch gelehrte und hochgebildete Männer. Freilich, wenn einmal ein Preuße sein Vaterlandsgefühl verlor, so wurde er schwächer als sie.

Karl Heinrich Lang entbehrt, was Friedrich Gentz in sich verdorben hat.

Gewissenhafte Beamte hat aus dieser Zeit der Verwirrung jedes Land aufzuweisen, zumal der Norden; aber den Vorzug dürfen die Preußen mit Recht in Anspruch nehmen, daß in den Kreisen ihres Mittelstandes nicht die schönste, aber die gesündeste Bildung jener Zeit nicht einzeln, sondern als Regel zu finden war.

Das preußische Herr litt an denselben Mängeln, wie die Politik und Verwaltung des Staates. Auch hier war im Einzelnen Manches gebessert, vieles Alte ward sorgfältig beibehalten; was einst ein Fortschritt gewesen war, bestand jetzt zum Unheil. Die Uebelstände sind bekannt, niemand hat strenger darüber geurtheilt, als die preußischen Militärschriftsteller seit dem Jahr 1807.

Allerdings war die Behandlung der Soldaten noch überhart, an der knappen Montur, der schmalen Kost wurde unwürdig gespart, endlos war das Drillen, endlos die Paraden, das unvertilgbare Leiden der preußischen Heere; die Manöver waren unnütze Schauspiele geworden, bei denen jede Bewegung vorher überlegt und einstudirt war, unfähige Oberoffiziere wurden bis ins höchste Greisenalter bei der Fahne gehalten. Fast nichts war geschehen, die veränderte Art der Kriegführung, welche in der Revolution aufgekommen war, der alten preußischen Heereseinrichtung anzupassen.

Der Offizierstand war eine geschlossene Kaste, welche fast ausschließlich dnrch den Adel ergänzt wurde. Nur wenige nichtadlige Offiziere standen bei den Füsilierbataillonen der Infanterie und etwa noch bei den Husaren. Schon unter Friedrich II waren während des Menschenmangels des siebenjährigen Krieges junge Freiwillige von bürgerlicher Herkunft zu Offizieren gemacht worden. Dann wurden sie wenigstens in ihrer Bestallung und häufig in den Regimentslisten als adlig aufgeführt, nach dem Frieden, wie tüchtig sie sein mochten,

fast immer von dem bevorzugten Bataillon entfernt. Das war unter den spätern Königen nicht besser geworden. Nur bei der Artillerie war schon 1806 die Mehrzahl der Offiziere bürgerlich, aber sie galt eben deshalb nicht für vollberechtigt. Es war herbe Ironie, daß ein französischer Artillerieoffizier als Kaiser Frankreichs in derselben Zeit darauf sann, das preußische Heer und seinen Staat in Trümmer zu werfen, in welcher man in Preußen darüber stritt, ob ein Offizier der Artillerie in den Generalstab aufzunehmen sei, und dem bürgerlichen Oberstlieutenant Scharnhorst diese Bevorzugung sehr beneidete.*) Es war natürlich, daß sich in dem preußischen Offiziercorps alle Fehler eines bevorrechteten Standes im Uebermaße zeigten: Hochmuth gegen den Bürger, Rohheit gegen die Untergebenen, Mangel an Bildung und guter Sitte, und bei den bevorzugten Regimentern eine zügellose Frechheit. Es ist eine gewöhnliche Klage der Zeitgenossen, daß man in den Straßen und Gesellschaften Berlins vor den muthwilligen Angriffen der Gensdarmes, den bewunderten Vertretern des jungen Adels, nicht sicher sei. Und bereits fingen diese Anspruchsvollen beim Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's III an, sich ihrer altfränkischen Uniform in Gesellschaft zu schämen, und wo sie es wagten, mit der aufgebauschten weißen Halsbinde, Stulpstiefeln und einem Stockdegen einherzuschlendern.

Aber trotz dieser Mängel lebte in dem preußischen Heere doch noch viel von der tüchtigen Kraft alter Zeit. Noch war der starke Stamm alter Unteroffiziere nicht ausgestorben, denen 1786 die bittern Thränen über den Tod ihres großen Feldherrn in den Schnurrbart gelaufen waren. Noch lebte auch in den Gemeinen, trotz vermindertem Vertrauen zu den Führern, der Stolz auf die erprobte Waffentüchtigkeit. Es sind uns davon viele bezeichnende Züge erhalten, einer davon zeigt besonders hübsch die Stimmung des Heeres. Wenn in dem

*) Buchholz, Gemälde des gesellschaftlichen Zustandes in Preußen. I.

Feldzug von 1792 ein Preuße und ein Oestreicher als gute Kameraden und Mißvergnügte gegen einander klagen und der Preuße nicht zum Lobe seines Königs spricht, so versetzt er doch dem Andern, der seine Worte wiederholt, einen Backenstreich: „Du sollst nicht über meinen König reden." Und als der erzürnte Oestreicher ihm vorwirft, daß er ja dasselbe gesagt, da antwortet der Angreifer: „Das darf ich sagen, aber nicht du, denn ich bin ein Preuße." Und solcher Sinn war in den meisten Regimentern. Nicht der verschlechterte Stoff des Heeres, auch nicht vorzugsweise die veraltete Taktik hat die schmachvollen Niederlagen verschuldet. Ja gerade in dem Sturz hat sich erwiesen, wie große Tüchtigkeit in der Mannschaft und den Offizieren lebte und schändlich geopfert wurde. Bei der Zügellosigkeit, der Rohheit und Räuberei, die in dem verstörten und aufgelösten Kriegsvolk unvermeidlich zu Tage kam, erfreute wieder gerade unter den Kleinen oft der tüchtigste Soldatensinn. Eine der vielen Nichtswürdigkeiten des kopflosen Feldzugs von 1806 war die Uebergabe von Hameln. Wie die verrathene Besatzung sich verhielt, wird uns durch den Brief eines Offiziers berichtet. Der Erzähler war ein Emigrantenkind, Franzose von Geburt, er war einer der liebenswerthesten Deutschen geworden, deren sich unser Volk freut; er hatte als preußischer Offizier seine Pflicht gethan, er hatte jede Freistunde deutscher Literatur und Wissenschaft geschenkt, er war ohne Freude in den Krieg gegen sein Heimatland gezogen und hatte sich zuweilen aus dem ungeschickten Treiben des Feldzugs hinweggesehnt; aber in der Stunde, wo ein schlechter Befehlshaber brave Truppen verrieth, brannte in dem Adoptivkind des deutschen Volkes der volle Zorn eines Altpreußen auf; er versammelte seine Kameraden, er drängte zu gemeinsamer Erhebung gegen den unfähigen General, jeder der Jüngeren war in Leidenschaft wie er. Umsonst. Sie wurden hintergangen, die Festung, trotz ihres Widerstandes, den Franzosen überliefert. Furchtbar war die Verzweiflung der Soldaten.

Sie schossen ihre Patronen dem feigen Commandanten in die Fenster, sie schossen in Wuth und Trunkenheit auf einander, sie zerschellten ihre Gewehre an den Steinen, damit sie nicht von fremder Hand rühmlicher geführt würden, weinend nahmen die alten Brandenburger Abschied von ihren Offizieren. In der Compagnie des Hauptmanns von Britzke, Regiment von Haack, standen zwei Brüder Warnawa, Soldatensöhne; sie setzten sich wechselseitig die Gewehre auf die Brust, drückten zugleich ab und fielen einander in die Arme, die Schmach ihrer Waffen nicht zu überleben.*)

Und die an der Spitze standen und keine Männer waren, wer waren sie? Versuchte Generäle aus der Schule des großen Königs, Edelleute von gutem Adel, ergeben und treu ihrem König, in Ehren gealtert. Aber sie waren zu alt? Es ist wahr, sie waren grau und müde. Sie waren als Knaben, vielleicht aus dem Drill der Cadettenhäuser ins Heer gekommen, dort waren sie abgerichtet worden, sie hatten auf Befehl marschirt und präsentirt, hatten in zahllosen Paraden Linie und Distanz gehalten, später hatten sie scharf darauf geachtet, daß Andere Linie und Distanz hielten, daß die Knöpfe geputzt waren, der Zopf die rechte Länge hatte. Sie hatten um Beförderung geworben und nach Berlin gehorcht, ob Rüchel, ob Hohenlohe am meisten in Gunst stehe, das war ihr Leben gewesen. Sie wußten wenig mehr als das geistlose Einerlei des Dienstes,

---

*) Der Erzähler ist Adelbert von Chamisso. Sein Brief vom 22. November 1806 ist eine der werthvollsten Ueberlieferungen des treuen Mannes. Die Schlußworte verdienen wohl, daß der Deutsche sich ihrer erinnere: „O, mein Freund, ich muß durch freies Bekenntniß das stille Unrecht büßen, das ich diesem braven waffenfreudigen Volke that, Offiziere und Gemeine im Einklange hoher Begeisterung hegten nur einen Gedanken. Es galt, bedrängt vom äußern und innern Feinde, den alten Ruhm zu behaupten, und nicht ein Rekrut, nicht ein Tambourjunge wäre abgefallen. Ja, wir waren ein festes, treues, ein gutes, starkes Kriegsvolk. O hätten Männer an unserer Spitze gestanden!“

und daß sie ein Rad in der großen Maschine des Heeres waren. Jetzt war ihr Heer zerschlagen, die Trümmer in unaufhaltsamer Flucht nach dem Osten. Was blieb noch, was für sie einen Werth hatte?

Es war auch nicht Feigheit, was sie so kläglich machte. Sie waren ja sonst brave Soldaten gewesen, und die meisten waren noch nicht so alt, um kindisch zu lallen. Es war etwas Anderes. Sie hatten das Vertrauen zu ihrem Staat verloren. Es schien ihnen unnütz, hoffnungslos, sich noch zu vertheidigen, eine fruchtlose Menschenschlächterei. So empfanden die Unglücklichen. Sie waren ihr Lebelang mittelmäßige Männer gewesen, nicht besser, nicht schlechter als Andere, dieselbe Mittelmäßigkeit herrschte, so weit ihr enger Gesichtskreis reichte, überall in ihrem Staat. Wo war ein großer, kräftiger Zug, wo war ein frisches Leben, das Begeisterung und Wärme abgab? Sie selbst waren die Freude, der Umgang der Hohenzollern gewesen, die Ersten im Staate, das Salz des Landes; sie waren gewöhnt worden auf den Bürger und den Beamten vornehm herabzusehen. Außer den Fürsten und dem Heer selbst, was hätten sie in Preußen zu ehren gehabt? Jetzt war der König entfernt, sie wußten nicht wo, sie standen in den Mauern ihrer Festung allein, und sie fanden wenig in sich selbst, was sie zu scheuen und zu ehren hatten, sie fühlten am besten, daß sie schwach waren. So wurden sie in den Stunden der Prüfung sehr schlecht und gemein, weil sie ihr ganzes Leben hindurch über ihr Verdienst hoch gestellt worden waren. Es liegt eine fürchterliche Lehre darin. Möge Preußen ihrer stets gedenken. Der Offizierstand, der als bevorrechtete Klasse dem Volke gegenübersteht, gesellig abgeschlossen, mit dem Gefühl einer bevorzugten Stellung im Staat, wird stets in Gefahr sein zwischen Uebermuth und Schwäche zu schwanken. Nur der Offizier, der außer seiner Fahnenehre und der Treue gegen seinen Landesherrn noch vollen Theil hat an dem, was den Bürger seiner Zeit

erhebt und adelt, wird in der Stunde schwerer Entscheidung die sichere Kraft in der eigenen Brust finden.

Eine Zeit geistesarmer Mittelmäßigkeit hat Preußen an den Rand des Verderbens gebracht, die politische Leidenschaft hat es wieder erhoben.

Hier aber soll von den Empfindungen berichtet werden, welche ein preußischer Bürger bei dem Fall seines Staates hatte. Er ist ein Mann aus dem Kreise jener preußischen Juristen, von denen oben die Rede war. Was er mittheilt, ist zum Theil bereits durch andere Aufzeichnungen bekannt, seine ehrliche Schilderung wird doch in ihrer juristischen Klarheit und Schmucklosigkeit Antheil finden.

Christoph Wilhelm Heinrich Sethe, geb. 1767, gest. 1855 als Wirklicher Geheimer Rath und Chefpräsident des rheinischen Revisionshofes, stammte aus einer der großen Juristenfamilien im Herzogthum Cleve, schon sein Großvater und Vater waren angesehene Beamte der Regierung gewesen, seine Mutter war eine Grolmann. In bürgerlichem Wohlstand wuchs der Knabe in seiner Vaterstadt auf, mit sechszehn Jahren sandte ihn sein Vater auf die Universität Duisburg, dann nach Halle und Göttingen; bei seiner Rückkehr machte er die preußischen Dienststufen bei der Regierung von Cleve-Mark durch, in vortrefflicher Schule. Diese westlichen Landschaften, nicht von weitem Umfang, umfaßten doch einen guten Theil der Kraft des preußischen Staates. Das feste, kernige Volk hing mit warmer Treue an dem Hause seines Fürsten, es war in den Städten und unter den Bauern, die dort frei auf ihrer Hufe saßen, viel Wohlhäbigkeit, das Obergericht war eins der besten Collegien Preußens. Sethe war Geheimer Rath, glücklich verheiratet, mit seinem ganzen Herzen an die Heimat gefesselt, als der Kriegslärm auch seiner Vaterstadt und ihm das Leben verdüsterte: Truppenmärsche, Einquartierungen, aufregende Gerüchte, endlich Besetzung der Stadt durch die Franzosen, welche bekanntlich einige Jahre

hindurch die Hoheitsrechte Preußens bestehen ließen, bis der Vertrag von Amiens auch den letzten Schein preußischen Besitzes nahm. Da löste sich Sethe von seiner Heimat und siedelte zu der preußischen Regierung des neuerworbenen Antheils an Münster über.

Von hier soll er selbst erzählen, was er erfuhr.*)

„Ihr könnt euch leicht vorstellen, meine lieben Kinder, daß uns der Abschied von Cleve sehr schwer wurde. Es war ein bitteres Gefühl, auf diese Weise aus der Heimat zu wandern, und die Vaterstadt unter fremden Gesetzen und unter der Herrschaft eines welschen Volkes zurückzulassen.

Am 3. October 1803 reisten wir ab; wir fuhren von Cleve nach Münster drei Tage, die Fahrt von Emmerich ab war äußerst beschwerlich und langweilig, der Weg über alle Beschreibung schlecht, Knüppeldämme und regellos in den Weg geworfene Steine.**)

Unser erstes Leben in Münster war ebenfalls mit vielen Beschwerden verbunden. Wegen der vielen dorthin versetzten Beamten und des zahlreichen Militärs hatten wir nur eine sehr beschränkte Wohnung erhalten. Dann kamen wir gegen den Winter an; es fehlte uns an Vorräthen, in Münster war kein ordentlicher Markt, und die Frauen aus Cleve waren in Verzweiflung, weil sie nichts bekommen konnten. Dies gab sich indessen, und sie befanden sich nachher recht wohl.

Auf freundlichen Empfang und Zuvorkommen gegen uns einwandernde Fremdlinge hatten wir nicht gerechnet, weil wir wußten, wie sehr die Münsteraner ihrer Verfassung anhingen, mit welcher Festigkeit ein großer Theil von ihnen noch auf den erwählten Bischof Victor Anton rechnete, und wie ungern

---

*) Das Folgende ist aus einer Selbstbiographie genommen, welche er seinen Kindern in Handschrift hinterließ; der Herausgeber ist für die Mittheilung der Familie des Verewigten zu Dank verpflichtet.

**) In den alten preußischen Rheinlanden hatte Stein bereits die ersten Chausseen gebaut.

sie die neue preußische Herrschaft ertrugen. Ich habe ihnen dies nie verdacht, es war ein rühmlicher Zug in ihrem Charakter, daß sie sich ungern von einer Regierung trennten, unter welcher sie sich glücklich gefühlt hatten. Andere dagegen verübelten ihnen dies sehr und verlangten, daß sie die Preußen mit offenen Armen empfangen und sogleich mit Leib und Seele Preußen sein sollten, was doch nur von einem wetterwendischen Volk oder von denen zu erwarten ist, welche unter den Fesseln einer harten Regierung geseufzt haben.

Daher fand eine Spannung und Entfernung zwischen den angekommenen Altpreußen und den Münster'schen schon vor unserer Ankunft statt. Es geschah Manches, was nicht geeignet war, die Annäherung zu befördern und bei den Einwohnern eine gute Stimmung zu erwecken.

So wurde bei Auflösung des münster'schen Militärs der größte Theil der Offiziere mit Pension verabschiedet und aus seiner Lebensbahn herausgeworfen. Diese erste Maßregel der preußischen Besitznahme verwundete nicht allein die Verabschiedeten tief in ihrem Gemüth, allgemein sah man dies als eine ungleiche Behandlung an, um so mehr, als unter den Offizieren von Münster viel Bildung und wissenschaftliche Kenntniß herrschte und die damalige Masse der preußischen Offiziere mit ihnen einen Vergleich nicht aushielt.

Die Einführung des Cantonwesens vermehrte das Mißvergnügen, aber allgemeinen Unwillen erregten die Mißhandlungen, welche die ausgehobenen Söhne der Bürger und Landleute von jedem Unteroffizier erdulden mußten. Ich selbst bin Augenzeuge gewesen, wie ein Unteroffizier einen Rekruten mit Schimpfworten, Fußstößen und Fußtritten mißhandelte, ihn mit seinem Rohrstocke auf die Schienbeine schlug, daß dem armen Menschen vor Schmerz die Thränen über die Backen liefen. Auch war der Geist, welcher unter der größeren Masse der preußischen Offiziere herrschte, und das daraus hervorgehende Betragen derselben sehr zurückstoßend und nicht

geeignet, in einem neuen Lande Zuneigung für die neue Regierung zu erwecken. Zwar hatte sich Blücher, welcher Commandant von Münster war, durch sein populäres Wesen, seinen offenen und biedern Charakter und sein Rechtsgefühl wirklich Achtung und Zuneigung erworben, und der General von Wobeser, Chef eines Dragonerregiments, ein sehr vernünftiger, gebildeter, gemäßigter Mann, hielt hierin mit ihm gleichen Schritt. Allein, was diese gut machten, wurde durch Andere, namentlich die Masse der Subaltern-Offiziere, verdorben.

Einst waren am Mauritz-Thor Händel zwischen einigen Bürgern und der Wache entstanden: die Bürger sollten in die Micken (die Pfähle, woran die Gewehre gelehnt sind) hineingegangen sein und die Wache gestoßen haben. Blücher war damals gerade in Pyrmont. Unter der Unterschrift eines Generals von Ernest, jedoch aus anderer Feder, erschien ein Publicandum, wodurch jede Schildwache, welche von einem Bürger berührt werde, autorisirt wurde, denselben niederzustoßen. Diese unvernünftige Verfügung, welche jede Schildwache zum Herrn über Leben und Tod eines Bürgers machte und diesen bei einer unwillkürlichen Berührung der Schildwache ihren Bajonettstößen aussetzte, machte eine unangenehme Sensation.

Dazu kam nun noch eine ärgerliche Geschichte zwischen drei Offizieren und drei Domherren.*) Es bestand zu Münster ein sogenannter adliger Damenclub, welcher Männer und Frauen enthielt. Man hatte, gleich nach der ersten Besitznahme, aus politischen Beweggründen die Generale Blücher und Wobeser, den Präsidenten von Stein und andere preußische Offiziere darin aufgenommen, auch Blücher's Sohn Franz. Bei dem Ballotiren über die Aufnahme eines andern

*) Die drei Offiziere waren die Lieutenants von Blücher, von Lepel und von Treskow, die drei Domherren: von Korff, von Böselager zu Eggermühlen, und von Merode.

preußischen Offiziers fiel dieser mit einer schwarzen Bohne durch. Unstreitig sprach sich hierin eine Abneigung, entweder gegen die Preußen überhaupt, oder gegen die Aufnahme mehrer Offiziere aus, denn gegen die Person des Ausballotirten war sonst nichts zu erinnern. Es konnte nicht fehlen, daß dies die üble Stimmung vermehrte und besonders die empfindlichen jungen Offiziere in ihrem Dünkel höchlich verletzte. Dazu kam noch, daß der Ballotirte anfänglich für aufgenommen erklärt worden war, und erst durch eine Revision der Kugeln die Ausballotirung ermittelt wurde. Es hatte nämlich die Präsidentin des Clubs, die verwitwete Frau von Droste-Vischering, eine sehr würdige und gutmüthige Frau, entweder aus Irrthum oder aus wohlmeinender Absicht, um den unangenehmen Folgen der Ausballotirung vorzubeugen, eine weiße Kugel zu viel gezählt. Es wurde von einem der anwesenden Domherren bemerkt, daß die Zahl sämmtlicher Kugeln mit der Zahl der Stimmenden nicht übereinkomme. Bei genauer Nachzählung fand sich nun, daß der Ballotirte nicht aufgenommen sei. Die jüngeren Domherren mochten allerdings zu der beschlossenen Ausschließung mitgewirkt haben.

Der heftige Lieutenant Franz von Blücher ließ seine Empfindlichkeit darüber gegen einen der jüngeren Domherren aus, was zu einem Wortwechsel Veranlassung gab. Den folgenden Tag forderte Franz Blücher diesen Domherrn schriftlich, und zwei andere Offiziere, deren einer der Ausballotirte war, forderten zwei andere junge Domherren auf gleiche Weise. Diese beiden, welche nicht die geringste feindselige Berührung mit den Fordernden gehabt hatten, gaben schriftlich ihr Befremden darüber zu erkennen. Der eine erhielt zur Antwort: er habe bei dem Wortwechsel des Lieutenants von Blücher mit dem Domherrn gelächelt, und dadurch sei er, der Herausfordernde, in der Person seines Freundes Blücher beleidigt worden. Dem andern konnte der Provocant noch nicht einmal einen solchen Vorwand angeben, er erklärte nur

schriftlich: daß er sich von ihm beleidigt fühle und daß dies genug sei.

Die Domherren, welche vermöge ihres geistlichen Standes die Ausforderung nicht annehmen konnten, zeigten dem Könige unmittelbar den Vorfall an. Die Folge davon war die Niedersetzung einer gemischten Untersuchungs-Commission, unter dem Vorsitze des Generals von Wobeser und unseres Regierungs-Präsidenten von Sobbe, wozu auch ich nebst dem Regiments-Quartiermeister Ribbentrop hinzugezogen wurde. Die Domherren wurden von dem Kammergericht, welchem das Erkenntniß gegen sie aufgetragen war, freigesprochen, und die Offiziere von einem Kriegsgericht zu dreiwöchentlichem Arrest verurtheilt, welchen sie auf der Hauptwache in Gesellschaft ihrer Kameraden, und vor derselben spazieren gehend, verbrachten.

Nun wurden aber die drei Domherren noch durch einen boshaften Streich, welchen man ihnen spielte, auf das Empfindlichste gekränkt. Sie wurden nämlich und zwar, bevor jene Untersuchungs-Commission niedergesetzt war, zu einer großen Abendgesellschaft bei dem General Blücher ohne dessen Wissen durch einen Livreebedienten eingeladen. Jeder von ihnen stutzte, vermuthete einen Irrthum und war bedenklich hinzugehen. Weil indessen alle drei und zwar durch einen Bedienten des Generals geladen waren, so konnten sie zuletzt doch kein Versehen annehmen; auch ihre Verwandten und Freunde, welche in dieser Einladung einen Schritt zur Beilegung des Geschehenen zu erkennen glaubten, riethen ihnen zu kommen. Der General Blücher, welcher nicht daran gedacht hatte sie einzuladen, war natürlich sehr entrüstet, die drei Domherren eintreten zu sehen. Gegen sie durch seinen Sohn Franz eingenommen, welcher damals viel Einfluß auf den Vater hatte, und vielleicht auch von dem Urheber der Intrigue durch gehässige Bemerkungen über das dreiste Erscheinen aufgereizt, ließ er ihnen sagen, daß sie nicht geladen wären

und sich entfernen möchten. Erbittert verließen nicht allein sie, sondern auch ihre Familien die Gesellschaft. Zu Fuß eilten die Frauen nach Hause, so tief fühlten sie die Kränkung. Ueberall wurde diese planmäßig angelegte Beleidigung mit Unwillen aufgenommen, und trug sehr viel zur Vermehrung der üblen Stimmung bei.

Was aber eine wahre Erbitterung erregte, das war die in der Proceßsache der Gebrüder Herren von der Reck gegen die Herren von Landsberg und von Böselager ausgeübte Cabinetsjustiz. Durch eine von den Reck ausgewirkte Cabinets-Ordre vom 5. September 1805 wurden die zwischen jenen beiden Parteien bei dem Reichshofrath schwebenden Processe für rechtskräftig entschieden erklärt, und eine außerordentliche Executions-Commission niedergesetzt, welche die Herren von Landsberg und von Böselager von ihren Gütern exmittirte und die Herren von der Reck in den Besitz derselben setzte.

Diese unglückliche Geschichte mußte in einem Lande, wo man noch gar nicht preußisch gesinnt war, die Gemüther empören. In öffentlichen Schriften wurde dieses gewaltsame Eingreifen in den Lauf des Rechtes heftig angegriffen, und unsere preußische Justiz, wovon wir den Mund so voll genommen hatten, bekam einen häßlichen Flecken.

Man hatte es endlich darin versehen, daß man die ganze preußische Verfassung nicht auf einmal einführte; es wäre alsdann mit einem unangenehmen Gefühle abgemacht gewesen. Unter dem Neuen, was stückweise zugetheilt wurde, war Manches, was nicht zu den angenehmsten Dingen gehörte und den Münster'schen ungewohnt war, so der Stempel, das Cantonwesen und das Salz-Monopol. Auch die den Münsteranern aus den benachbarten preußischen Provinzen wohlbekannte Accise war vor der Thür. Schon waren die Häuser gebaut, und sie sollte 1807 eingeführt werden, als dies die Ereignisse des Jahres 1806 verhinderten. Die Erwartung aber gab den unangenehmen Vorgeschmack. Dadurch erhielt der

Haß immer neuen Zündstoff. Endlich, viel zu spät, als schon der unglückliche Krieg begonnen war, wurde das Domcapitel aufgelöst.

Unter solchen Verhältnissen war freilich der Aufenthalt in Münster für uns Altpreußen nicht angenehm; indessen habe ich dies Unangenehme minder empfunden, ich habe mich vielmehr, nachdem ich etwas heimisch geworden, unter den Münsteranern wohl befunden, mir wahre Freunde erworben und von ihnen viele Freundschaft und Liebe empfangen. Wie in meinem Amte, bemühte ich mich auch im Verkehr gerecht zu urtheilen.

Aber das Jahr 1806 kam, und ein Schmerz folgte auf den andern. Zuerst wurde der diesrheinische Antheil des Herzogthums Cleve, welcher bei Preußen geblieben war, an Napoleon abgetreten, er faßte diesseits des Rheins festen Fuß und kam zugleich in den Besitz der Festung Wesel, welche der jetzigen preußischen Landesgrenze nur zu nahe war. Sein Schwager Joachim Murat wurde Herzog in dem alten Stammlande des königlichen Hauses. Niemand konnte sich verhehlen, daß unser Staat, der von Osten nach Westen so lang gestreckt war, in eine sehr bedenkliche Lage gekommen war. Unsre Trauer wurde gesteigert durch den Uebermuth, womit der neugeschaffene Herzog auch bis nach Münster übergriff.

Neue finstre Wolken stiegen auf. Briefe aus Berlin athmeten sämmtlich Krieg gegen Napoleon, Blücher verließ uns, wir sahen der unvermeidlichen Occupation entgegen. Zwar rückte der General Lecoq mit einem kleinen Corps in Münster ein, aber das gewährte uns geringe Beruhigung, denn er schien die mit breiten Gräben und Wällen versehene Stadt durch eine nutzlose Vertheidigung preisgeben zu wollen. Nachdem er vor dem Egidienthore eine hübsche Baumpflanzung niedergehauen und nach dem Erscheinen unseres Kriegsmanifestes in einer Nacht durch plötzlichen Alarm die Stadt erschreckt hatte, um, wie er sagte, die Wachsamkeit seiner Sol=

daten zu prüfen, zog er in der Mitte des October plötzlich ab und überließ uns unserm Schicksal.

Dennoch blickten wir Altpreußen, auf die Tapferkeit des Heeres vertrauend, hoffnungsvoll nach Osten, und sahen mit ungeduldiger Erwartung einer Siegesnachricht entgegen. Und sie kam — als Napoleon schon auf seinem Siegeszuge nach Berlin war, und sie trug so sehr das Gepräge der Wahrhaftigkeit, daß Präsident von Vincke*) die Bekanntmachung durch den Druck verfügte. Es war ein Jubel ohne Gleichen, jeder eilte zum andern, um zuerst die frohe Nachricht zu überbringen. Aber die tiefste Niedergeschlagenheit folgte, der Kelch, den wir jetzt ausleeren mußten, wurde nach dem Taumel der Freude um so bitterer. Wenige Tage darauf erhielten wir durch Flüchtlinge nur zu gewisse Nachricht vom Verluste der Schlacht bei Jena.

Dennoch erholten wir uns von der ersten Betäubung und gaben nicht alle Hoffnung auf. Eine verlorene Schlacht konnte noch nicht über das Schicksal des ganzen Krieges entscheiden.

Als wir aber ausführliche Kunde erhielten von den schrecklichen Folgen dieser Niederlage, als der letzte Rest der Armee in Lübeck das Gewehr strecken mußte, als die Festungen Hameln, Magdeburg, Stettin und Küstrin mit beispielloser Feigheit ohne Schwertstreich dem Feinde überliefert wurden und der ganze preußische Staat in feindliche Gewalt kam, da sank uns aller Muth, wir wußten, daß wir verloren waren.

Unterdeß war der traurigen Kunde von der verlorenen Schlacht die feindliche Besitznahme auf dem Fuße gefolgt.

An einem frühen Morgen traf eine Abtheilung Cavallerie von der Armee des Königs von Holland ein. Unser Groll und Schmerz wurde vermehrt durch die Stimmung der Münsteraner, welche von der unseren sehr abwich. Schon bei der

---

*) Vincke war als Oberpräsident auf Stein gefolgt.

Ankunft des Vortrabes der holländischen Armee offenbarte sich der lange genährte schlummernde Groll gegen die Preußen in einer unverhohlenen Freude. Mit offenen Armen wurden die Befreier von preußischer Herrschaft empfangen und jubelnd bewirthet. Gleich darauf traf der König von Holland an der Spitze seiner Armee ein.

Wir hatten schwere Einquartierung, es waren zehntausend Mann in die Stadt gerückt. Doch wurde strenge Mannszucht gehalten, denn es lag unverkennbar in der Absicht des Königs von Holland, das Land nicht feindselig, sondern mit möglichster Schonung zu behandeln. Er schmeichelte sich, daß ihm die an das Königreich Holland grenzenden preußischen Provinzen zu Theil werden würden. Seine Handlungen und die Aeußerungen seiner Umgebung zeigten, daß er sich bereits als Besitzer des Landes betrachtete. Er errichtete ein oberstes Verwaltungsconseil, an dessen Spitze er den General Daendels stellte, welchem die beiden Präsidenten der Regierung und Kammer beigeordnet wurden. Auch drängten sich an ihn sogleich die münster'schen Adligen und traten mit ihren Klagen über die preußische Herrschaft vor, welche er anhörte. Obenan standen die Aufhebung des Domcapitels und die Exmission der Herren von Landsberg und von Böselager. Er übte einen wirklichen Souveränetäts-Act aus, indem er das Capitel wieder herstellte und die Execution in der Sache der Herren von der Reck gegen die Verbannten sistirte.

Indessen sein Reich hatte bald ein Ende; er mußte auf Befehl Napoleon's abmarschiren, und dieser theilte die eroberten preußischen Länder in militärische Gouvernements ein, welchen er Generäle und General-Intendanten vorsetzte. Die Fürstenthümer Münster und Lingen und die Grafschaften Mark und Tecklenburg nebst dem Gebiete von Dortmund machten das erste dieser Gouvernements aus. Nach Münster kam der General Loison.

So war ich denn zum zweiten Male in die Gewalt der

französischen Herrschaft gerathen. Vergebens hatte ich ihr zu entfliehen gestrebt, vergebens waren die schweren Opfer, welche ich dafür gebracht hatte. Vaterland und Heimat, Eltern und Vermögen hatte ich verlassen, um hier in einem fremden Lande noch einmal die Katastrophe zu bestehn, welcher ich entwichen war, und die jetzt eine weit schlimmere Gestalt angenommen hatte. Als Cleve französisch wurde und ich von dort schied, fühlte ich in meinem Herzen die Freude, unter den Scepter des angeborenen Königs und unter die Herrschaft heimischer Gesetze zurückzukehren. Dieser einzige Anker, woran ich mich gehalten hatte, war jetzt auch abgerissen. Preußens Macht war zertrümmert, der ganze Staat bis auf einen kleinen Rest in der Gewalt eines Eroberers, dessen ehrsüchtige Pläne sich mehr und mehr offenbarten. Es war nur zu gewiß, daß wir abgetreten werden würden; aber was unser Schicksal sein sollte, darüber war ein dunkler Schleier gezogen. Der Gram, welcher in unserm Busen nagte, und die tiefe Trauer, worin wir versunken waren, wurde noch durch den Aerger vermehrt, womit wir den frohlockenden Jubel der Münsteraner über die Befreiung von preußischer Herrschaft und die Huldigungen ansehen mußten, mit denen sie dem welschen Eroberer und seinen Satelliten entgegenkamen. — Vorzüglich war es der münster'sche Adel, welcher sich hierin auszeichnete und auf eine ganz unwürdige Weise benahm. Einige Züge mögen davon Urkunde geben.

Um die ihnen verhaßte preußische Farbe, womit die Schlagbäume, Brücken und öffentlichen Gebäude angestrichen waren, schleunigst wegzuschaffen und die alten münster'schen Farben an die Stelle zu setzen, wurden die Kosten dazu durch eine Subscription aufgebracht und demnächst unsere Farben gelöscht. Einer der begütertsten Adligen begnügte sich nicht damit, seine warme Theilnahme an diesem Unternehmen durch die Unterschrift eines namhaften Betrages zu erkennen zu geben, er konnte sich nicht entbrechen, seine Freude daran bei

der Subscription noch durch die Phrase: „mit Vergnügen" auszudrücken, damit niemand an seinem patriotischen Sinne zweifle.

Die Präsidenten, Directoren, Räthe, Assessoren und Referendarien der Regierung und der Kriegs- und Domänen-Kammer fuhren fort ihre Dienstuniform zu tragen. Auch dies Erinnerungszeichen an die preußische Landeshoheit war den Augen dieses Adels ein Greuel. Es wurde daher bei dem General Loison dahin gearbeitet, daß er die Ablegung der Uniform verordnen solle. Allein die Intrigue gelang nur halb. Der General verstattete vielmehr ausdrücklich das Forttragen der Uniform und befahl nur, die preußischen Wappenknöpfe abzunehmen, welche wir mit glatten vertauschen mußten. So wurde die Uniform nicht abgelegt, und der Geh. Rath von Forkenbeck und ich haben sie noch im Jahre 1808, als wir nach Düsseldorf berufen wurden, dort im Staatsrath getragen.

Diese sonst so stolze münster'sche Ritterschaft hofirte den französischen Generälen, wie ihrem ehemaligen Landesherrn, dem Fürstbischof.

Der von Napoleon vorgeschriebene Eid, welcher auch in Münster abgelegt werden mußte, war ihr so wenig zuwider, daß sie sich vielmehr bestrebte, die Eidesleistung recht feierlich zu machen und ihr den sonst nur bei Huldigungen gebräuchlichen Pomp zu geben. Auf dem großen Saal des Schlosses wurde ein Thronhimmel aufgebaut, unter welchem der General Loison die Eidesleistung empfing. Mit dem größten Erstaunen sahen wir diese Zurüstungen, aber mit noch größerem Befremden sahen wir den General Loison eintreten, begleitet von den Erb- und Hofbeamten des ehemaligen Bisthums Münster, welche in ihrem alten Staate dem französischen General gleich ihrem vormaligen Landesherrn ministrirten und ihm während der Handlung als Schildhalter zu Seite standen.

Dem Gouverneur wurden bedeutende Tafelgelder — wenn ich nicht irre, monatlich zwölftausend Thaler Conventionsmünze — ausgesetzt, welche durch eine extraordinäre Steuer aufgebracht wurden. Es wurde eine Hofhaltung gebildet, und die pensionirten münster'schen Hofbeamten wurden wieder in Thätigkeit gesetzt. Der Hofmarschall von Sch. fungirte in dieser Eigenschaft am Tische des Franzosen; er machte zur Tafel und zu den Abend-Assembleen die Einladungen, dabei trug er seine alte Hofmarschalls-Uniform, seinen Marschallsstab in der Hand, und unter ihm der Hoffourier seinen Degen u. s. w. — Als wir diesen niederträchtigen Unfug zum ersten Mal sahen, nannte der Regierungs-Präsident von Sobbe gegen mich den einen den Stocknarrn, den andern den Hofnarrn.

Es wurde ferner eine Ehrengarde für den General Loison aus Freiwilligen errichtet, welche sich selbst equipirten. Sie bezog täglich die Wache auf dem Schlosse und begleitete den General, als er mit einer Schaar Soldaten einen Kreuzzug durch die Grafschaft Mark machte. An der Spitze dieser Ehrengarde standen ebenfalls Glieder der münster'schen Ritterschaft.

In ihren adligen Damen-Club, welcher sonst jedem ehrenwerthen deutschen Mann, der nicht zu ihrer Kaste gehörte, verschlossen war, nahmen sie jetzt einen französischen General mit seiner nichtswürdigen Maitresse auf, um desto besser Einfluß auf ihn zu üben.

Dennoch wollte es ihnen mit dem General Loison nicht so recht glücken; er war ihnen zu klug, machte sich im geheimen über sie lustig und ließ sich nur die Spenden, welche ihm theils gereicht, theils versprochen waren, wohlgefallen. Sie hatten ihm einen kostbaren Degen zum Geschenk angeboten und er bestens acceptirt. Der Degen wurde auch in Frankfurt bestellt und verfertigt, er kam aber erst an, als Loison bereits vom Gouvernement abgegangen war. Jetzt war ihnen

das voreilige Anerbieten leid geworden, und sie hatten keine Lust, ihm den Degen zu senden, weil sie bei ihm die Willfährigkeit, welche sie erwartet, nicht gefunden hatten. Was aus dem Degen geworden, habe ich nicht erfahren, man hielt die Sache geheim. Dem Franzosen Loison war das höfische Getreibe zuletzt so zuwider geworden, daß er selbst bei Napoleon seine Abberufung zur Armee auswirkte.

Bei seinem schwächern Nachfolger Canuel glückte es besser. Mein würdiger Freund, der Präsident von Vincke, mußte die erste Erfahrung machen. Eine beiläufig von ihm in einer Remonstration hingeworfene Aeußerung, „daß er sonst seinem Amte nicht weiter würde vorstehen können," wurde mit beiden Händen ergriffen, als eine Dienstentsagung gedeutet und er seiner Stelle entlassen.

Um meinen Kummer über nicht zu ändernde Dinge zu überwinden, suchte ich in der Vertiefung einer großen Arbeit Zerstreuung, und ich fand sie. Das noch unvollendete Hypothekenwesen des Münsterlandes bot mir den nächsten und besten Stoff dar. Ich gab mich dieser weitläufigen Arbeit mit dem höchsten Eifer hin, und brachte mit Zuziehung mehrer Referendarien die Eintragung aller zum Hypothekenbuch der Regierung von Münster angemeldeten Realrechte zu Stande. Dadurch gelang es mir, mich gewissermaßen zu betäuben; ich habe damals an mir selbst erfahren, daß starke Arbeit in Wahrheit ein lindernder Balsam ist, welcher der langsamen Heilkraft der Zeit zuvoreilt.

So sehr ich aber auch durch dies Zurückziehen in meinen engen Geschäftskreis eine Art von philosophischer Ruhe errungen zu haben glaubte, so konnte ich doch erschütternden Gefühlen nicht entgehen, als der Tilsiter Friede uns wirklich vom preußischen Staat trennte und die Grenzen desselben sogar vierzig Meilen von uns nach Osten abrückte. Die rührenden Worte, womit unser unglücklicher König von seinen Unterthanen in den abgetretenen Provinzen Abschied nahm

und die Beamten ihrer Eidespflicht entließ, machten uns die Größe unseres Verlustes noch tiefer empfinden. Liebe Kinder, es ist ein durchaus nicht zu beschreibendes, schmerzliches Gefühl, wenn die alten Bande der Zugehörigkeit, der Liebe und des Vertrauens, welche uns, durch eine lange Reihe unserer Voreltern, an Staat und Landesherrn knüpfen, auf einmal gewaltsam zerrissen werden, wenn einem Volke ein neuer und fremder Herrscher aufgedrungen wird, für den kein Herz schlägt, den man mit zagendem Zweifel empfängt und welcher auch seinerseits für die neuen Unterthanen nichts empfindet."

Soweit der Bericht des guten Preußen. Münster und die Grafschaft Mark wurden zu dem neuen Großherzogthum Berg geschlagen, Sethe selbst ward Generalprocurator des Appellationshofes zu Düsseldorf. Aber nicht lange, und die feste Redlichkeit des Deutschen erschien dem fremden Eroberer verdächtig. Er hatte seine Hilfe nicht geboten, ungesetzliche Barbarei der französischen Regierung zu unterstützen: dafür wurde er unter Drohungen nach Paris gerufen und dort festgehalten, im Grunde, weil man seinen Einfluß auf die patriotische Stimmung des Landes fürchtete. Als er 1813 entlassen und die preußische Herrschaft in seinem Vaterlande wieder hergestellt war, leitete er die Neubildung der richterlichen Behörden in den Rheinlanden. Von da lebte er in langer segensreicher Thätigkeit seinem Amte, einer der ersten preußischen Juristen, welche das Geschworenengericht, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, und die freieren Lebensformen des Rheins gegen die Staatsregierung vertraten. Von fester Unabhängigkeit des Charakters, wahrhaft, pflichtgetreu, in würdigem Ernst und bürgerlicher Einfachheit, war er ein Musterbild altpreußischer Beamtenehre. Der Segen seines Lebens ruht auf seinen Kindern.

Nicht ohne Absicht sind in diesem und dem vorhergehenden Kapitel zwei Schilderungen aus dem Kreise des deutschen Bürgerthums neben einander gestellt. Auch sie verdeutlichen

den Gegensatz, welcher sich im ganzen 18. Jahrhundert bis zu den Freiheitskriegen durch das deutsche Leben zieht: Pietisten und Wolfianer, Klopstock und Lessing, Schiller und Kant, Deutsche und Preußen, ein reiches Gemüth, das sich nach innen kehrt, und geduldige Thatkraft, welche sich die Außenwelt unterwirft.

9.

Die Erhebung.

Der größte Segen, welchen die Reformatoren der Erde nachkommenden Geschlechtern hinterlassen, liegt selten auf dem, was sie selbst für die Frucht ihres Erdenlebens halten, nicht auf den Lehrsätzen, um die sie kämpfen, leiden und siegen, von ihren Zeitgenossen gesegnet und verflucht werden. Nicht ihr System ist das Bleibende, sondern die zahllosen Quellen eines neuen Lebens, welche unter ihrer Arbeit fröhlich aus der Tiefe der Volksseele ans Licht treten. Die neue Lehre, welche Luther der alten Kirche entgegengestellt hatte, verlor wenige Jahre, nachdem er sein Haupt zur Ruhe gelegt hatte, einen Theil ihrer bildenden Kraft. Aber was er während seinem großen Kampfe mit der Hierarchie gethan hatte, seinem Volke die Selbstthätigkeit des Geistes zu steigern, das Pflichtgefühl zu vermehren, die Sittlichkeit zu erhöhen, Zucht und Bildung zu gründen, dieser Abdruck seiner Seele in jedem Gebiete des idealen Lebens blieb in den schweren Kämpfen der folgenden Jahrhunderte ein unzerstörbarer Gewinn, aus welchem zuletzt eine Fülle neuen Lebens erwuchs. Auch das System Friedrich's des Großen wurde wenige Jahrzehnte nach seinem Tode durch fremde Sieger als eine unvollkommene menschliche Erfindung widerlegt. Aber das beste Ergebniß seines Lebens blieb wieder ein unvertilgbarer Erwerb für Preußen und Deutschland. Er hatte in Tausenden seiner

Beamten und Krieger Eifer und Pflichttreue, in Millionen seiner Unterthanen Anhänglichkeit an sein Haus lebendig gemacht, er hatte als ein weiser Haushalter überall die Saat des geistigen und wirthschaftlichen Gedeihens ausgestreut. Das war das Bleibende seines Staats, der vortrefflich bearbeitete Boden, auf welchem das neue Leben aufblühte. Als sein Heer zerschlagen, das Land von Fremden überschwemmt war, als die bittere Noth zwang das Leben zu suchen, wo es zu finden war, da begann, noch während die feindlichen Gewalten zerstörten, die frische Kraft der Nation ihre Arbeit. Sogar was in der Erscheinung am widerwärtigsten war, die Schnelle und Haltlosigkeit, mit welcher das Alte zusammenstürzte, wurde ein Glück, denn es beseitigte plötzlich zwar nicht alle Träger der alten Regierungsweise, aber doch die größte Gefahr ihres Widerstandes. Gerade jetzt wurde deutlich, wie tüchtig der Grundstoff war, der sich in Preußen vorfand: Beamte und Offiziere, vor allem das Volk selbst. Unerhört wie der Fall, ebenso unerhört war die Erhebung.

Unthätig, betäubt sieht das Volk den Bruch seines Staates, es ist gewöhnt, nur von oben herab seine Anregungen zu empfangen. In der wüsten Verwirrung, welche jetzt folgt, scheint nirgend eine Rettung, der Schwache verflucht die schlechte Regierung, schadenfroh sieht der Seichte die Niederlage der geistlosen und anmaßenden Standesbevorrechteten, der Schwächste folgt den Sternen des Siegers. Männer von warmem Gefühl, wie Steffens, schließen sich ein und dichten eine traurige Ode auf den Fall des Vaterlandes, Klügere untersuchen griesgrämig die Schäden der alten Staatseinrichtung und verurtheilen bitter das Gute mit dem Schlechten.

Größer wird die Noth, es ist die Absicht des Kaisers, auch dem Theil von Preußen, dem er ein Scheinleben lassen will, alle Adern zu öffnen, damit es sich verblute. Unerschwinglich sind die Kriegssteuern, die französische Armee wird über das Land vertheilt, sie bezieht in Schlesien und

den Marken Cantonnirungsquartiere, Offiziere und Soldaten werden dem Bürger in die Häuser gelegt, sie sollen gefüttert und vergnügt werden. Auf Kosten der Kreise müssen gemeinschaftliche Tafeln eingerichtet und Bälle gegeben werden. Der Soldat soll sich für die Mühsalen des Krieges entschädigen. Wir sind die Sieger, rufen übermüthig die Offiziere. Kein Recht gibt es gegen ihre Rohheit und die Frechheit, womit sie den Frieden der Familien stören, in denen sie jetzt wie Herren schalten. Daß sie gegen die Frauen des Hauses artig sind, macht ihnen die Männer nicht geneigter. Noch ärger treiben es die Generäle und Marschälle. Prinz Hieronymus hat sein Hauptquartier in Breslau und hält dort seinen üppigen Fürstenhof; noch jetzt erzählt dort das Volk, wie ausschweifend er gelebt und wie er sich täglich in einem Faß Wein gebadet. In Berlin spannt der Generalintendant Daru seine Forderungen mit jedem Monat höher. Auch die demüthigenden Bedingungen des Friedens sind noch zu gut für Preußen, höhnend verändern die Gewalthaber seine Bestimmungen. Sie geben die Festungen nicht zurück, wie sie gelobt haben, sie steigern die Millionen der Kriegskosten mit abgefeimter Grausamkeit ins Ungeheure. Mehr als 300 Millionen haben sie seit sechs Jahren aus dem Lande gezogen, das noch den Namen Preußen führen durfte.

Auch über Handel und Verkehr legt sich vernichtend die neue Oberherrschaft. Durch die Continentalsperre wird Einfuhr und Ausfuhr fast aufgehoben. Die Fabriken stehen still, der Umlauf des Geldes stockt, die Zahl der Bankerotte wird übergroß, auch die Bedürfnisse des täglichen Lebens werden unerschwinglich; die Menge der Armen wächst zum Erschrecken, kaum vermögen die großen Städte die Schaaren der Hungernden, welche die Straßen durchziehen, zu bändigen. Auch der Wohlhabende zieht seine Bedürfnisse ins Kleine. Er beginnt die freiwillige Zucht des eigenen Lebens, indem er kleinen Genüssen, an die er gewöhnt war, entsagt. Auch er trinkt

statt des Kaffes geröstete Eicheln, Schwarzbrot, Roggen; größere Gesellschaften vereinigen sich keinen Zucker mehr zu gebrauchen; die Hausfrauen sieden nicht mehr Früchte ein. Wie Ludwig von Vincke, der damals als Gutsbesitzer im neuen Großherzogthum Berg saß, hartnäckig den Huflattig statt Tabak raucht und seinen Wein aus Johannisbeeren keltert, so verzichten auch Andere auf die Bedürfnisse, welche der fremde Tyrann mit seinem Monopol belegt hat.

Und die Wissenschaft beginnt ihr großes Werk, die entweihten Hallen des Staates wieder für den Dienst guter Götter zu segnen, sie entsühnt, reinigt, erhebt die Seelen. Während die französische Trommel durch die Straßen Berlins wirbelt und die Spione der Fremden um die Häuser lungern, hält Fichte seine Reden an die deutsche Nation: ein neues kräftiges Geschlecht müsse erzogen werden, den Nationalcharakter zu bessern, die verlorene Freiheit wieder zu erobern.

Und aus dem äußersten Osten des Staates, wo jetzt die größte Kraft des preußischen Beamtenthums an der Spitze der Geschäfte steht, beginnt eine völlige Umgestaltung des Volkes. Die Unterthänigkeit wird aufgehoben, das Grundeigenthum frei gemacht, die Städte erhalten Selbstregiment. Der alte Gegensatz der Stände wird gebrochen, die Vorrechte abgeschafft. Auch im Heer bereitet Oberst Scharnhorst die Neubildung vor. Jetzt darf sich frei regen, was von Lebenskraft im Volke ist.

Schon im Jahr 1808 steht der Preuße nicht mehr muthlos, schon hebt er erwartungsvoll das Haupt und sieht um sich nach Helfern. Die ersten politischen Gesellschaften bilden sich. Tugendbund, Bildungsverein, wissenschaftliche Kränzchen, Offizierclub, sie alle haben denselben Zweck, ihr Vaterland von fremder Herrschaft zu befreien, das Volk heranzubilden zu einem nahen Kampfe. Noch ist Ungeschick, maßloser Eifer, auch Spielerei dabei, aber sie verbinden doch eine große Anzahl patriotischer Männer. Emsig laufen die Boten mit Ge-

heimschriften, schwer wird es den ungeübten Verbündeten die Späher des Feindes zu täuschen. Auch finstere Rachepläne werden in manchem Vereine berathen und Verzweifelte hoffen durch eine große Unthat das Vaterland zu retten.

Höher steigt die Hoffnung im nächsten Jahre; in Spanien hat der Krieg begonnen, Oestreich rüstet zu dem heldenmüthigsten Kampf, den es je unternommen. Auch in Preußen ist der Boden unter den Fremden unterwühlt, Alles ist zum Aufstande vorbereitet, der Polizeipräsident von Berlin, Justus Gruner, ist einer der thätigsten Leiter der Bewegung. Aber es gelingt nicht, Preußen mit Oestreich zu verbinden, in einzelnen hoffnungslosen Versuchen verpufft die erste große Erregung des Volkes. Schill, Dörnberg, der Herzog von Braunschweig, der Aufstand in Schlesien zerschellen. Die Schlacht bei Wagram nimmt die letzte Hoffnung auf Oestreichs Hilfe.

Vielen sinkt der Muth, nicht den Besten. Unablässig üben sich die Vaterlandsfreunde im Gebrauch der Schußwaffe, auch das preußische Heer, das nicht mehr als 42,000 Mann betragen soll, wird im Geheimen auf mehr als die doppelte Zahl gebracht, in allen Militärwerkstätten sitzen die Soldaten aus dem Handwerkerstande und arbeiten an der Ausrüstung für einen künftigen Krieg.

Und zum zweiten Mal erhebt sich die Hoffnung des Volkes, Napoleon rüstet zum Kriege gegen Rußland. Wieder ist die Zeit gekommen, wo ein Kampf möglich wird, schon darf Hardenberg dem französischen Gesandten St. Marsan sagen, daß Preußen sich nicht ohne Todeskampf zerstören lasse, und mit hunderttausend Kriegern einem feindlichen Anlauf entgegentreten werde. Aber der König vermag nicht den Entschluß eines verzweifelten Widerstandes zu fassen, er gibt die Hälfte des stehenden Heeres als Verbündeter zu der großen Armee. Da verlassen sogar patriotische Offiziere seinen Dienst und eilen nach Rußland, dort gegen Napoleon zu

kämpfen. Und wieder wird in Preußen die Hoffnung klein, in unabsehbare Ferne scheint die Befreiung gerückt.

Ueberall im nördlichen Deutschland brennt der Haß gegen den fremden Kaiser. Auch im Westen der Elbe, wo seine unaufhörlichen Kriege die männliche Jugend auf die Schlachtbank führen. Die Aushebung zu den Soldaten wird dort als Todesloos betrachtet. Die Kosten eines Stellvertreters sind auf zweitausend Thaler gestiegen. Auf allen Straßen sind die Trauerkleider zu sehen, welche Eltern um die verlorenen Söhne tragen. Aber am gewaltigsten ist der Haß der Preußen, in jedem Lebensberuf, in jedem Hause ruft er unablässig zum Kampfe. Alles, was in dem Deutschen hold und herzlich ist, Sprache, Poesie, Wissenschaft, die Sitte des Hauses, arbeitet dort in der Stille gegen Napoleon und sein fremdes Wesen. Alles Schlechte, Verdorbene, Frevelhafte, alle Hinterlist und Grausamkeit, Verläumdung, Tücke und ruchlose Gewalt wird gallisch und corsisch gescholten. Wie der wunderliche Jahn nennen den Kaiser auch andere Eifrige nicht mehr beim Namen, er wird „Er" genannt, wie einst der Teufel, oder mit verächtlichem Ausdruck Bonaparte.

So werden die Charaktere in Preußen durch sechs Jahre gehärtet.

Es war nicht mehr ein großer Staat, welcher im Frühjahr 1813 zu seinem Kampf um Leben und Tod rüstete. Was von Preußen noch übrig war, umfaßte nur 4,700,000 Menschen. Dieses kleine Volk hat im ersten Feldzug ein Heer von 247,000 Mann ins Feld gestellt, von je neunzehn Menschen, Frauen, Kinder, Greise mitgerechnet, je einen. Was das bedeutet, wird klar, wenn man berechnet, daß eine gleiche Anstrengung des gegenwärtigen deutschen Reiches von 40 Millionen Einwohnern die ungeheure Zahl von reichlich 2,000,000 Soldaten zur Feldarmee geben würde.*) Und diese Summe

*) Bei der Summe von 247,000 Kriegern sind die Freicorps abgezogen, weil sie meist aus Nichtpreußen bestanden. Die Berechnung

drückt nur das Verhältniß der Menschenzahl, nicht des damaligen und gegenwärtigen Wohlstandes aus.

Denn es war auch ein sehr armes Volk, welches in den Krieg zog. Kaufleute, Fabrikanten, Handwerker kämpften seit sechs Jahren fruchtlos gegen die eiserne Zeit; dem Landwirth war mehr als einmal sein Getreideboden geleert, seine besten Pferde aus dem Stall geführt worden, das verschlechterte Geld, welches im Lande umrollte, störte den Binnenverkehr mit den nächsten Nachbarn, die ersparten Thaler aus besserer Zeit waren längst ausgegeben. In den Thälern des Gebirgs hungerte das Volk, auf der Marschlinie der großen Armee war drückender Mangel an nothwendigen Lebensmitteln, Gespanne und Saatkorn hatten schon seit 1807 dem Landmann gefehlt, im Jahre 1812 trat dieselbe Noth ein.

Es ist wahr, heißer Schmerz über den Sturz Preußens, tiefer Haß gegen den Kaiser Frankreichs arbeiteten in dem Volk. Aber großes Unrecht würde den Preußen thun, wer

---

Beitzke's, deren Ziffer hier festgehalten wurde, weil sie die niedrigste ist, rechnet allerdings auch die Landwehrbataillone und Schwadronen, welche im Lauf des Feldzuges aus dem verlorenen Lande jenseit der Elbe gebildet wurden, es sind daher etwa 20,000 Mann von seiner Summe abzusetzen. Aber da seine Rechnung nur die Stärke des ausrückenden Heeres begreift, nicht auch die Ergänzungen, welche bis zur Schlacht bei Leipzig fast ganz aus dem verkleinerten Gebiete Preußens aufgebracht wurden, so ist doch die Ziffer eher zu niedrig als zu hoch gegriffen. — Im Jahre 1815 war das Verhältniß der Krieger zur Bevölkerung noch auffallender. Damals hatte Ostpreußen sieben Procent seiner Einwohner, jeden siebenten Menschen männlichen Geschlechts in den Krieg gesandt, es waren fast nur Kinder und ältere Leute im Lande, sehr wenig Männer von 18—40 Jahren.

Die Ziffer der Bevölkerung ist nach der letzten amtlichen Zählung von 1810 gerechnet. Preußen hatte nach dem Frieden von Tilsit noch Neuschlesien an Polen abgeben müssen, dadurch und in der elenden Zeit seit 1806 mehr als 300,000 Menschen verloren. Es ist deshalb auch bis Frühjahr 1813 keine Zunahme der Bevölkerung anzunehmen. Außerdem waren die Hauptfestungen in französischen Händen, und ihre Einwohnerzahl ist bei einer Abschätzung der Leistungen des Volkes noch abzurechnen.

ihre Erhebung vorzugsweise aus der finstern Gewalt des Ingrimms herleiten wollte. Mehr als einmal in alter und neuer Zeit hat eine Stadt, auch ein kleines Volk in Verzweiflung seinen Todeskampf bis zum Aeußersten durchgekämpft, mehr als einmal setzt uns der wilde Heldenmuth in Erstaunen, welcher den freiwilligen Tod durch die Flammen des eigenen Hauses oder durch die Geschosse der Feinde der Ergebung vorzieht. Aber solche hohe Steigerung des Widerstandes ist sonst nicht frei von einem düstern Fanatismus, der die Seelen bis zur Raserei entflammt. Davon ist in Preußen kaum eine Spur. Im Gegentheil, durch das ganze Volk geht ein Zug von herzlicher Wärme, ja von einer stillen Heiterkeit, die uns unter all dem Großen der Zeit am meisten rührt. Es ist gläubiges Vertrauen zur eigenen Kraft, Zuversicht zu der guten Sache, überall eine unschuldige, jugendliche Frische des Gefühls.

Beispiellos ist diese Stimmung, schwerlich, solange es Geschichte gibt, hat ein gesittetes Volk das Größte in so reiner Begeisterung geleistet. Für den Deutschen aber hat dieser Zug im Leben seiner Nation eine besondere Bedeutung. Seit vielen hundert Jahren geschah es zum ersten Mal, daß die politische Begeisterung im Volke zu hellen Flammen aufschlug. Durch Jahrhunderte hatte der Einzelne in Deutschland unter der Herrschaft des fürstlichen Staates gestanden, oft ohne Liebe, Freude und Ehre, immer ohne thätigen Antheil. Jetzt in der höchsten Noth nahm das Volk sein altes unveräußerliches Recht wieder in Anspruch. Seine ganze Kraft warf es freiwillig und freudig in einen tötlichen Krieg, um seinen Staat vom Untergange zu retten.

Und noch höhere Bedeutung hat der Kampf für Preußen und sein Königsgeschlecht. Durch hundertfünfzig Jahre hatten die Hohenzollern ihre Unterthanen zu einem Volk, unverbundene Landschaften zu einem Staat zusammengeschlossen.

Ein großer Fürst, theure Siege, glänzende Erfolge des Hauses hatten dem neuen Volke Liebe zu seinen Fürsten gegeben. Jetzt war die Regierungskunst eines Hohenzollern zu schwach gewesen, das Erbe seiner Väter zu erhalten. Jetzt kam das Volk, das seine Ahnen geschaffen, und gab der letzten Anstrengung, die sein Fürst machen konnte, eine Richtung und eine Größe, welche den König fast wider seinen Willen aus der Niederlage emporriß. Mit seinem Blute zahlte das preußische Volk dem Geschlechte seiner Fürsten für das Große und Gute, das ihm die Hohenzollern gethan. Und diese Hingabe, so treu und pflichtvoll, ging aus der sichern Empfindung hervor, daß Leben und die wahren Interessen des Fürstenhauses und des Volkes eins waren. Auch diese Art von Erhebung ist ohne Beispiel in der Geschichte.

Wer aber das Aufglühen der Volkskraft im Jahre 1813 betrachtet, der findet noch einiges Besondere darin, was schon uns, den Söhnen, fremdartig erscheint. Wenn jetzt eine große politische Idee das Volk erfüllt, so vermögen wir genau die Stufen zu bestimmen, welche sie zu durchlaufen hat, bevor sie sich zu einem festen Wollen verdichtet. Die Presse beginnt zu belehren und zu erwärmen, Gleichgesinnte treten in öffentlichen Versammlungen zusammen, der Vortrag des begeisterten Redners übt seine Wirkung. Allmählich vergrößert sich die Zahl der Theilnehmenden, aus dem Streit verschiedener Ansichten, welche in der Oeffentlichkeit gegen einander kämpfen, entwickelt sich die Erkenntniß dessen, was noth thut, Einsicht in Wege und Mittel, dann der Wille solche Forderung durchzusetzen, Opferlust, Hingabe. Von dieser allmählichen Steigerung der Volksstimmung durch ein öffentliches Leben ist im Jahre 1813 noch kaum eine Spur. Was auf die Nation von außen wirkt, ist von anderer Art: die Phantasie wird durch einzelne Bilder in Anspruch genommen, die Empfindung durch einzelne große Ereignisse angeregt; im Ganzen aber liegt eine Stille auf dem Volke, die man wol episch nennen darf.

Gleichzeitig bricht das Gefühl in Millionen auf, nicht reich an Worten, ohne glänzenden Schein, immer noch still und, wie eine Naturkraft, von unwiderstehlicher Gewalt. Es ist eine Freude, diesen Verlauf in einzelnen Hauptzügen zu betrachten. Nicht wie er in hervorragenden Personen, sondern wie er im Leben des kleinern Mannes sichtbar wurde, soll hier dargestellt werden.

Es war nach dem Neujahr 1813. Das scheidende Jahr hatte dem neuen einen strengen Winter als Erbschaft zurückgelassen, aber in Haufen standen die Leute auch in einer mäßigen Stadt vor dem Posthause. Glücklich, wer zuerst das Zeitungsblatt nach Hause trug. Kurz und vorsichtig war der Bericht über die Ereignisse dieser Tage, denn in Berlin saß der französische Militärgouverneur und bewachte jede Aeußerung der verschüchterten Presse. Dennoch war längst die Kunde von dem Schicksal der großen Armee bis in die entlegenste Hütte gedrungen, zuerst dunkle Gerüchte von Noth und Verlust, dann die Nachricht von einem ungeheuren Brande in Moskau und den himmelhohen Flammen, die rings um den Kaiser aus dem Boden gestiegen waren. Dann von einer Flucht durch Eis und Wüsteneien, von Hunger und unsäglichem Elend. Vorsichtig sprach auch das Volk darüber, denn die Franzosen lagerten nicht nur in der Hauptstadt und den Festungen des Landes, sie hatten ihre geheimen Helfershelfer auch in den Provinzen, Späher und verhaßte Angeber, denen der Bürger aus dem Wege ging. Seit den letzten Tagen wußte man, daß der Kaiser selbst von seinem Heer geflohen war. In offenem Schlitten, nur einen Begleiter neben sich, war er verhüllt, als Herzog von Vicenza, Tag und Nacht durch preußisches Land gefahren. Am 12. December war er um acht Uhr Abends in Glogau angelangt, dort hatte er eine Stunde geruht, und war um zehn Uhr in grimmiger Kälte aufgebrochen. Am nächsten Morgen war er zu Hainau in der alten Burg eingefahren, wo damals der Posthof war. Dort

hatte die entschlossene Postmeisterin Gramsch ihn erkannt, in ihrer Küche mit den Löffeln geschlagen und geschworen, ihm keinen Thee zu gönnen, sondern einen andern Trank zu brauen. Durch die ängstlichen Vorstellungen ihrer Umgebung war sie endlich bis auf Kamillenthee erweicht worden, den sie mit hartem Fluch in die Kanne goß. Er hatte doch getrunken und war weiter gejagt, auf Dresden zu. Jetzt war er in Paris angekommen, man las in den Zeitungen, wie glücklich Paris war, wie zärtlich ihn seine Gemahlin und sein Sohn begrüßt hatten, wie wohl sich der Kaiser befinde, und daß er bereits am 27. December die schöne Oper „das befreite Jerusalem" angehört habe. Und man las weiter, daß die große Armee trotz Ungunst der Jahreszeit doch noch in furchtbaren Massen über Preußen zurückkehren solle, und daß der Kaiser von neuem rüste. Aber man las auch von der Untersuchung gegen General Mallet. Und man wußte, wie frech sich die Lüge in den französischen Zeitungen breitete.

Man sah, was von der großen Armee übrig war. In den ersten Tagen des Jahres fielen die Schneeflocken; weiß wie ein Leichentuch war die Landschaft. Da bewegte sich ein langsamer Zug geräuschlos auf der Landstraße zu den ersten Häusern der Vorstadt. Das waren die rückkehrenden Franzosen. Sie waren vor einem Jahre der aufgehenden Sonne zugezogen mit Trompetenklang und Trommelgerassel, in kriegerischem Glanz und empörendem Uebermuth. Endlos waren die Truppenzüge gewesen, Tag für Tag ohne Aufhören hatte sich die Masse durch die Straßen der Stadt gewälzt, nie hatten die Leute ein so ungeheures Heer gesehen, alle Völker Europas, jede Art von Uniformen, Hunderte von Generälen. Die Riesenmacht des Kaisers war tief in die Seelen gedrückt, das militärische Schauspiel mit seinem Gepränge und seinen Schrecken füllte noch die Phantasie.

Aber auch die unbestimmte Erwartung eines furchtbaren Verhängnisses. Einen Monat hatte der endlose Durchzug

gedauert, wie Heuschrecken hatten die Fremden von Kolberg bis Breslau das Land aufgezehrt. Denn schon im Jahre 1811 war eine Mißernte gewesen, kaum hatten die Landleute Samenhafer erspart, den fraßen 1812 die französischen Kriegspferde, sie fraßen den letzten Halm Heu, das letzte Bund Stroh, die Dörfer mußten das Schock Häckselstroh mit sechzehn Thalern, den Centner Heu mit zwei Thalern bezahlen. Und gröblich, wie die Thiere, verzehrten die Menschen. Vom Marschall bis zum gemeinen Franzosen waren sie nicht zu sättigen. König Hieronymus hatte in Glogau, keiner großen Stadt, täglich vierhundert Thaler zu seinem Unterhalt erpreßt, der Herzog von Abrantes vier Wochen lang täglich fünfundsiebenzig Thaler. Die Offiziere hatten von der Frau des armen Dorfgeistlichen gefordert, daß sie ihnen die Schinken in Rothwein koche; den fettesten Rahm tranken sie aus Krügen und gossen Zimmtessenz darüber, auch der Gemeine bis zum Trommler hatte getobt, wenn er des Mittags nicht zwei Gänge erhielt, wie Wahnsinnige hatten sie gegessen. Aber schon damals ahnte das Volk, daß die Frevelhaften so nicht zurückkehren würden. Und die Franzosen sagten das selbst. Wenn sie sonst mit ihrem Kaiser in den Krieg gezogen waren, hatten ihre Rosse gewiehert, so oft sie aus dem Stall geführt wurden, damals hingen sie traurig die Köpfe; sonst waren die Krähen und Raben dem Heere des Kaisers entgegengeflogen, damals begleiteten die Vögel der Walstatt das Heer nach Osten, ihren Fraß erwartend.*)

Aber was jetzt zurückkehrte, das kam kläglicher, als einer im Volk geträumt hatte. Es war eine Herde armer Sünder, die ihren letzten Gang angetreten hatten, es waren wandelnde Leichen. Ungeordnete Haufen aus allen Truppengattungen und Nationen zusammengesetzt, ohne Commandoruf und Trommel,

*) (Schlosser), Erlebnisse eines sächsischen Landpredigers von 1806 bis 1815, S. 66. Die fremden Nationen, Portugiesen, Italiener waren mäßiger.

lautlos wie ein Totenzug nahten sie der Stadt. Alle waren unbewaffnet, keiner beritten, keiner in vollständiger Montur, die Bekleidung zerlumpt und unsauber, aus den Kleidungsstücken der Bauern und ihrer Frauen ergänzt. Was jeder gefunden, hatte er an Kopf und Schultern gehängt, um eine Hülle gegen die markzerstörende Kälte zu haben: alte Säcke, zerrissene Pferdedecken, Teppiche, Shawls, frisch abgezogene Häute von Katzen und Hunden; man sah Grenadiere in großen Schafpelzen, Kürassiere, die Weiberröcke von buntem Fries wie spanische Mäntel trugen. Nur wenige hatten Helm und Tschako, jede Art Kopftracht, bunte und weiße Nachtmützen, wie sie der Bauer trug, tief in das Gesicht gezogen, ein Tuch oder ein Stück Pelz zum Schutz der Ohren darüber geknüpft, Tücher auch über den untern Theil des Gesichts. Und doch waren der Mehrzahl Ohren und Nasen erfroren und feuerroth, erloschen lagen die dunklen Augen in ihren Höhlen. Selten trug einer Schuh oder Stiefel, glücklich war, wer in Filzsocken oder in weiten Pelzschuhen den elenden Marsch machen konnte, vielen waren die Füße mit Stroh umwickelt, mit Decken, Lappen, dem Fell der Tornister oder dem Filz von alten Hüten. Alle wankten auf Stöcke gestützt, lahm und hinkend. Auch die Garden unterschieden sich von den übrigen wenig, ihre Mäntel waren verbrannt, nur die Bärenmützen gaben ihnen noch ein militärisches Ansehen. So schlichen sie daher, Offiziere und Soldaten durch einander mit gesenktem Haupt, in dumpfer Betäubung. Alle waren durch Hunger und Frost und unsägliches Elend zu Schreckensgestalten geworden.

Tag für Tag kamen sie jetzt auf der Landstraße heran, meistens sobald die Abenddämmerung und der eisige Winternebel über den Häusern lag. Dämonisch erschien das lautlose Erscheinen der schrecklichen Gestalten, entsetzlich die Leiden, welche sie mit sich brachten; die Kälte in ihren Leibern sei nicht fortzubringen, ihr Hunger sei nicht zu stillen, behauptete

das Volk. Wurden sie in ein warmes Zimmer geführt, so drängten sie mit Gewalt an den heißen Ofen, als wollten sie hineinkriechen, vergebens mühten sich mitleidige Hausfrauen, sie von der verderblichen Glut zurückzuhalten. Gierig verschlangen sie das trockene Brot, einzelne vermochten nicht aufzuhören, bis sie starben. Bis nach der Schlacht bei Leipzig lebte im Volke der Glaube, daß sie vom Himmel mit ewigem Hunger gestraft seien. Noch dort geschah es, daß Gefangene in der Nähe ihres Lazareths sich die Stücke toter Pferde brieten, obgleich sie bereits regelmäßige Krankenkost erhielten; noch damals behaupteten die Bürger, das sei ein Hunger von Gott, einst hätten sie die schönsten Weizengarben ins Lagerfeuer geworfen, hätten gutes Brot ausgehöhlt, verunreinigt und auf dem Boden gekollert, jetzt seien sie verdammt, durch keine Menschenkost gesättigt zu werden.*)

Ueberall in den Städten der Heerstraße wurden für die Heimkehrenden Siechhäuser eingerichtet, und sogleich waren alle Krankenstuben überfüllt, giftige Fieber verzehrten dort die letzte Lebenskraft der Unglücklichen. Ungezählt sind die Leichen, welche herausgetragen wurden, auch der Bürger mochte sich hüten, daß die Ansteckung nicht in sein Haus drang. Wer von den Fremden vermochte, schlich deshalb nach nothdürftiger Ruhe, müde und hoffnungslos der Heimat zu. Die Buben auf der Straße aber sangen: „Ritter ohne Schwert, Reiter ohne Pferd, Flüchtling ohne Schuh, nirgend Rast und Ruh. So hat sie Gott geschlagen, mit Mann und Roß und Wagen," und hinter den Flüchtlingen gellte der höhnende Ruf: „Die Kosaken sind da!" Dann kam in die flüchtige Masse eine Bewegung des Schreckens und schneller wankten sie zum Thore hinaus.

Das waren die Eindrücke des Winters von 1813. Unterdeß hatte die Zeitung gemeldet, daß General York mit dem

---

*) Schlosser, Erlebnisse, S. 129.

Russen Wittgenstein die Convention von Tauroggen abgeschlossen hatte. Und mit Schrecken hatte der Preuße gelesen, daß der König den Vertrag verwarf, den General seines Commandos entsetzte. Aber gleich darauf sagte man sich, daß das nicht Ernst werden könne, denn der König war aus Berlin, wo sein theures Haupt unter den Franzosen nicht mehr sicher war, nach Breslau abgereist. Jetzt hoffte man.

In der Berliner Zeitung vom 4. März las man unter den angekommenen Fremden noch französische Generäle, aber an demselben Tage betrat „Herr von Tschernitschef, Commandeur eines Corps Cavallerie," in friedlicher Ordnung die Hauptstadt.

Seit drei Monaten wußte man, daß der russische Winter und das Heer des Kaisers Alexander die große Armee vernichtet hatten. Schon in der Weihnachtszeit hatte Gropius für die Berliner den Brand von Moskau im Diorama aufgestellt. Seit einigen Wochen waren unter den neuen Büchern häufig solche, welche russisches Wesen behandelten, Beschreibungen des Volkes, russische Dolmetscher, Hefte russischer Nationalmusik. Was von Osten kam, wurde verklärt durch den leidenschaftlichen Wunsch des Volkes. Niemand mehr, als die Vortruppen des fremden Heeres, die Kosaken. Nächst dem Frost und Hunger galten sie als die Besieger der Franzosen. Wunderbare Geschichten von ihren Thaten flogen ihnen voraus. Sie sollten halbwilde Männer sein, von großer Einfachheit der Sitten und von ausgezeichneter Herzlichkeit, von unbeschreiblicher Gewandtheit, Schlauheit und Tapferkeit. Wie schnell ihre Pferde, wie unwiderstehlich ihr Angriff sei, wurde gerühmt, daß sie die größten Flüsse durchschwimmen, die steilsten Hügel erklettern, die grimmigste Kälte mit gutem Muth ertragen könnten.

Schon am 17. Februar waren sie in der Nähe von Berlin erschienen; seitdem erwartete man sie täglich in den Städten, welche weiter nach Westen lagen, täglich zogen die

Knaben aus den Thoren, um zu spähen, ob ein Trupp heranreite. Als endlich ihre Ankunft verkündet wurde, strömte Alt und Jung auf die Straßen. Mit fröhlichem Zuruf wurden sie bewillkommt, eifrig trugen die Bürger herbei, was das Herz der Fremden erfreuen konnte, man war der Ansicht, daß Branntwein, Sauerkraut, Heringe ihrem volksthümlichen Geschmack am meisten entsprechen würden. Alles an ihnen wurde bewundert, ihre starken Vollbärte, das lange dunkle Haar, der dicke Schafpelz, die weiten blauen Hosen und ihre Waffen: Pike, lange türkische Pistolen, oft von kostbarer Arbeit, die sie in breitem Ledergurt um den Leib trugen, und der krumme Türkensäbel. Erfreut sah man, wie sie sich auf die Pike stützten und behend über das dicke Sattelkissen schwangen, das ihnen zugleich als Mantelsack diente. Und wenn sie darauf die Pike einlegten und ihre magern Pferde mit lautem Hurrah antrieben, oder wenn sie gar ihre Lanze mit einem Riemen am Arm befestigten und dahintrotteten, ein fremdes Werkzeug, den Kantschu, das Staunen der Jugend, in der rechten Hand schwingend, — dann trat jeder zur Seite und blickte ihnen achtungsvoll nach. Auch ihre Reiterkünste entzückten. In Carriere beugten sie sich zur Erde und hoben die kleinsten Gegenstände auf. Im schnellsten Ritt drehten sie die Pike wirbelnd um den Kopf und trafen sicher den Gegenstand, nach dem sie zielten.*) Das frohe Erstaunen wich bald vertraulichen Empfindungen. Schnell gewannen sie das Herz des Volkes. Sie waren besonders freundlich gegen die Jugend, hoben die Kinder auf ihre Pferde und ritten mit ihnen auf dem Platze umher. In den Familien wurde gesungen, wie der Behauptung nach die Kosaken sangen. Jeder Knabe wurde Kosak oder doch Kosakenpferd. Freilich wurden einige Gewohnheiten der heldenhaften Freunde

---

*) Mehre Einzelheiten hier und im Folgenden nach einer handschriftlichen Aufzeichnung des Appellationsrath Tepler in Naumburg, für deren gütige Mittheilung der Herausgeber dankbar ist.

empfindlich, sie hatten die Unart zu mausen, und in ihren Nachtquartieren merkte man's handgreiflich, daß sie gar nicht säuberlich waren. Dennoch blieb ihnen bei Freund und Feind lange noch ein phantastischer Schimmer, selbst als sie sich in den Kämpfen, die jetzt unter gesitteten Menschen geführt wurden, als räuberisch, unzuverlässig und wenig brauchbar erwiesen. Als sie später aus dem Kriege heimkehrten, bemerkte man, daß sie sich sehr verschlimmert hatten.

Nur dreimal in der Woche wurden die Zeitungen ausgegeben, und die Wege waren im Thauwetter des Frühjahrs schlecht; so zogen die Neuigkeiten nur langsam, in Absätzen durch die Provinzen, auch wo nicht Truppenmärsche und das Gewirr des Kampfes zwischen vordringenden Russen und weichenden Franzosen hinderte. Aber jedes Blatt, jedes Gerücht, das neue Kunde aus der Provinz Preußen zuführte, wurde mit gespannter Theilnahme aufgenommen. Es wurde auch darüber in den Familien, in den Gesellschaften der Stadt gesprochen, aber leidenschaftlichen Ausdruck hatte die Erregung selten. Es ist wahr, in den Seelen war ein pathetischer Zug, aber nicht mehr in Wort und Geberde kam er zu Tage. Hundert Jahre hatte der Deutsche seine Thränen mit Behagen betrachtet und um nichts große Gefühle gehegt, jetzt trat das Größte mächtig an sein Leben, und es fand ihn still, ohne jede Phrase, mit verhaltenem Athem bändigte er sein unruhiges Herz. Kam eine große Nachricht, dann trat dem Hausherrn, der die Botschaft den Seinen verkündete, wol die Thräne in die Augen, er wischte sie heimlich ab. Diese Ruhe und Selbstbeherrschung ist für uns das Eigenthümlichste jener Zeit.

Was sonst noch von außen an den Einzelnen schlug, das wurde weit mehr deshalb aufgenommen, weil es der eigenen Stimmung entsprach, als weil es eine höhere gab. Mit Erbauung wurden einzelne kleine Flugschriften gelesen, am liebsten, was der treue Arndt so mannhaft seinem Volke zurief. Neue

Lieder flatterten durch das Land, in kleinen Heften, nach dem Bänkelsängerbrauch „gedruckt in diesem Jahr", meistens schlecht und roh, voll Haß und Spott, schon einzelne heißempfundene darunter, es waren Vorläufer der schönen Jünglingspoesie, welche wenige Monate darauf von den preußischen Bataillonen gesungen wurde, wenn sie in die Schlacht zogen. Die besseren dieser Lieder wurden in den Familien zum Clavier gesungen, oder der Gatte blies die Melodie auf der Flöte, die damals noch zur Hausmusik gehörte, und die Mutter mit den Kindern sang leise den Text. Durch Wochen war es das innigste Abendvergnügen. Stärker als auf den Gebildeten wirkten die Verse auf die kleinen Kreise des Volkes, schnell verdrängten sie den alten Vorrath von Gassenliedern. Zuweilen kaufte der Städter auch eines der häßlichen Spottbilder auf Napoleon und seine Armee, welche damals als Flugblätter im Lande vertrieben wurden, oft aber durch Pariser Spracheigenthümlichkeiten in ihrem Wortlaut verrathen, daß sie von den Franzosen verfertigt sind. Die Rohheit und schadenfrohe Gemeinheit, welche uns an den meisten verletzt, übersah man damals leicht, weil sie demselben Hasse dienten; sie haben nur in größeren Städten das Volk der Straße beschäftigt, im Lande selbst geringe Einwirkung geübt.

In solcher Stimmung empfing das Volk die großen Erlasse seines Königs, welche vom 3. Februar, wo die freiwilligen Jäger, bis zum 17. März, wo die Landwehr aufgerufen wurde, die gesammte Wehrkraft Preußens unter die Waffen stellten. Wie ein Frühlingssturm, der die Eisdecke bricht, fuhren sie durch die Seele des Volkes. Hoch wogte die Strömung, in Rührung, Freude, stolzer Hoffnung schlugen die Herzen. Und wieder in diesen Monaten des höchsten Schwunges dieselbe Einfachheit und ruhige Fassung. Es wurden nicht viele Worte gemacht, kurz war der Entschluß. Die Freiwilligen sammelten sich still in den Städten ihrer Landschaft und zogen mit ernstem Gesang aus den Thoren zur Hauptstadt, nach Königs-

berg, Breslau, Kolberg, bald auch nach Berlin. Die Geistlichen verkündeten in der Kirche den Aufruf des Königs; es war das kaum nöthig, die Leute wußten bereits, was sie zu thun hatten. Als ein junger Theologe, der predigend seinen Vater vertrat, die Gemeinde von der Kanzel ermahnte, ihre Pflicht zu thun, und zufügte, daß er nicht leere Worte spreche und sogleich nach dem Gottesdienst selbst als Husar eintreten werde, da stand sofort in der Kirche eine Anzahl junger Männer auf und erklärte, sie würden dasselbe thun. Als ein Bräutigam zögerte sich von seiner Verlobten zu trennen, und ihr endlich doch seinen Entschluß verrieth, sagte ihm die Braut, sie habe in der Stille getrauert, daß er nicht unter den Ersten aufgebrochen sei.*) Es war in der Ordnung, es war nöthig, die Zeit war gekommen, niemand fand etwas Außerordentliches darin. Die Söhne eilten zum Heere und schrieben vor dem Aufbruch ihren Eltern von dem fertigen Entschluß; die Eltern waren damit einverstanden, es war auch ihnen nicht auffallend, daß der Sohn selbstwillig that, was er thun mußte. Wenn ein Jüngling sich zu einem der Sammelpunkte durchgeschlagen hatte, fand er wol seinen Bruder bereits ebendort, der von andrer Seite zugereist war, sie hatten einander nicht einmal geschrieben.

Die akademischen Vorlesungen mußten geschlossen werden, in Königsberg, Berlin, Breslau. Auch die Universität Halle, noch unter westfälischer Herrschaft, hörte auf, die Studenten waren einzeln oder in kleinen Haufen aus dem Thor nach Breslau gezogen. Die preußischen Zeitungen meldeten das lakonisch in den zwei Zeilen: „Aus Halle, Jena, Göttingen sind fast alle Studenten in Breslau angekommen, sie wollen den Ruhm theilen, die deutsche Freiheit zu erkämpfen.“ Auf den Gymnasien waren die großen und alten nicht immer für die besten Schüler gehalten worden, und mit geringer Achtung hatten die Lehrer über die griechische Grammatik nach den

*) Denknisse eines Deutschen, S. 229.

hinteren Bänken gesehen, wo die Recken mißvergnügt saßen; jetzt waren sie die beneideten, der Stolz der Schule, herzlich drückten die Lehrer ihnen die Hand, und mit Bewunderung sahen die jüngeren den Scheidenden nach. Nicht nur die erste blühende Jugend trieb es in den Kampf, auch die Beamten, unentbehrliche Diener des Staats, Richter, Landräthe, Männer aus jedem Kreise des Civildienstes. Auch die Stadtgerichte, die Stellen der Landesregierungen, die Schreibstuben der Unterbeamten begannen sich zu leeren. Schon am 2. März mußte ein königlicher Erlaß diesen Eifer einschränken, der Ordnung und Verwaltung des Staates ganz aufzuheben drohte; der Civildienst dürfe nicht leiden, wer Soldat werden wolle, bedürfe dazu der Erlaubniß seiner Vorgesetzten, wer die Verweigerung seiner Bitte nicht tragen könne, müsse den Entscheid des Königs selbst anrufen. Auch der Landadel, der in den letzten Jahren grollend den Umsturz alter Vorrechte getragen hatte, jetzt fand er sich wieder. Die Stärkeren traten in allen Kreisen an die Spitze der Bewegung, auch die Schwachen folgten endlich dem übermächtigen Antrieb. Wenige Familien, die nicht ihre Söhne dem Vaterlande darboten, vieler Namen stehen in gehäufter Zahl in den Listen der Regimenter. Vor allen der Adel Ostpreußens. Derselbe Alexander Graf von Dohna-Schlobitten, welcher 1802 Minister des Innern gewesen war, war der erste Landwehrmann, welcher sich im Bataillon des Mohrunger Kreises einschreiben ließ. Wilhelm Ludwig Graf von der Gröben, Hofmarschall des Prinzen Wilhelm, trat als Unteroffizier in das Regiment Prinz Wilhelm Dragoner: drei seines Geschlechts fielen auf den Schlachtfeldern dieses Krieges. Solches Beispiel wirkte auch auf das Landvolk. Ungezählt ist die Menge der Kleinen, die mit ihren gesunden Gliedern dem Staate Alles brachten, was sie besaßen.

Während die Preußen an der Weichsel in dem Drange der Stunde ihre Rüstungen selbständiger, mit schnell gefun-

dener Ordnung und unerhörter Hingabe betrieben, wurde Breslau seit Mitte Februar Sammelplatz für die Binnenlandschaften. Zu allen Thoren der alten Stadt zogen die Haufen der Freiwilligen herein. Unter den ersten waren dreizehn Bergleute mit drei Eleven aus Waldenburg, Kohlengräber, die ärmsten Leute, ihre Mitknappen arbeiteten so lange umsonst unter der Erde, bis sie zur Ausrüstung für die Kameraden 221 Thaler zusammenbrachten; gleich darauf folgten die oberschlesischen Bergleute mit ähnlichem Eifer. Kaum wollte der König solche Opferfähigkeit des Volkes für wahr halten: als er von den Fenstern des Regierungsgebäudes den ersten langen Zug der Wagen und Männer sah, welcher aus der Mark ihm nachgereist war und die Albrechtstraße füllte, als er den Zuruf hörte und die allgemeine Freude erkannte, rollten ihm die Thränen über die Wangen, und Scharnhorst durfte fragen, ob er jetzt an den Eifer des Volkes glaube.

Mit jedem Tage steigt der Andrang. Die Väter bieten ihre gerüsteten Söhne dar, unter den ersten der Geheime Kriegsrath Eichmann, der zwei Söhne, und der frühere Secretär von Haugwitz, Bürde, welcher drei Söhne bewaffnete. Landschaftsyndicus Elsner zu Ratibor stellt sich selbst und rüstet drei freiwillige Jäger, Geheimer Commerzienrath Krause in Swinemünde sendet einen reitenden Jäger ganz ausgerüstet mit vierzig Ducaten und dem Anerbieten, zwanzig Jäger zu Fuß zu rüsten und ein Jahr zu besolden, und zehn Molden Blei zu liefern; Justizrath Eckart in Berlin leistet auf seinen Gehalt von 1450 Thalern Verzicht und tritt als Reiter in Dienst, ein Rothkirch stellt sich selbst und zwei voll ausgestattete Leute zur Reiterei, außerdem fünf Pferde, dreihundert Scheffel Getreide und alle tauglichen Arbeitspferde seines Gutes zum Fuhrwesen. Unter den feurigsten war der wilde Heinrich von Krosigk, Senior eines alten Geschlechts auf Poplitz bei Alsleben. Sein Gut lag

im Königreich Westfalen. Er hatte nach 1807 in seinem Park eine Säule von rothem Sandstein mit den eingegrabenen Worten errichtet: „Fuimus Troes“ und hatte die Franzosen und das Königreich Westfalen mit herber Verachtung behandelt. Seiner Einquartierung hatte er stets den schlechtesten Wein hingesetzt, er selbst mit den Freunden hatte den bessern getrunken, sobald sich die Fremden entfernten, und wenn sich ein Franzose beklagt hatte, war er grob und zu jeder Genugthuung bereit gewesen, die geladenen Pistolen hatten immer auf seinem Tische gelegen. Zuletzt zwang er gar seine Bauern, die Gensdarmen ihres eigenen Königs festzunehmen. Jetzt war er gerade erst aus der Festung Magdeburg, wohin ihn die Franzosen geführt, ausgebrochen, und hatte sein Gut den Feinden preisgegeben. Der heldenhafte Mann fiel bei Möckern.

So geht es in langer Reihe fort, bald folgen die Städte und Kreise. Schievelbein, damals der kleinste und ärmste Kreis Preußens, war der erste, welcher anzeigte, daß er dreißig Reiter stelle, ausrüste, auf drei Monate besolde; Stolpe war eine der ersten Städte, welche meldete, daß sie zur Ausrüstung der freiwilligen Jäger 1000 Thaler sogleich und fortan jeden Monat 100 zahle; Stargard hatte zu demselben Zweck schon am 20. März 6169 Thaler und 1170 Loth Silber gesammelt, ein einzelner Gutsbesitzer K. hatte 616 Loth gegeben. Immer größer und zahlreicher werden die Angebote, bis die Errichtung der Landwehr den Kreisen volle Gelegenheit gibt, ihre Hingabe in dem eigenen Bezirk zu bethätigen.

Die Einzelnen blieben nicht zurück. Wer nicht selbst ins Feld zog oder einen seiner Familie ausrüsten half, der suchte durch Gaben dem Vaterland zu helfen. Es ist eine holde Arbeit, die langen Verzeichnisse der eingelieferten Spenden zu durchmustern. Beamte verzichten auf einen Theil ihres Gehaltes, Leute von mäßigem Wohlstand geben einen Theil ihres Vermögens, Reiche senden ihr Silbergeschirr, Aermere

bringen ihre silbernen Löffel, wer kein Geld zu opfern hat, bietet von seinen Habseligkeiten, seiner Arbeit. Gewöhnlich wird es, daß Gatten ihre goldenen Trauringe — sicher oft das einzige Gold, das im Hause war — einsenden (sie erhielten dafür zuletzt eiserne mit dem Bild der Königin Luise zurück), Landleute schenken Pferde, Gutsbesitzer Getreide, Kinder schütten ihre Sparbüchsen aus. Da kommen 100 Paar Strümpfe, 400 Ellen Hemdenleinwand, Stücke Tuch, viele Paar neue Stiefeln, Büchsen, Hirschfänger, Säbel, Pistolen. Ein Förster kann sich nicht entschließen, seine gute Büchse wegzugeben, wie er in lustiger Gesellschaft versprochen hat, und geht daher lieber selbst ins Feld. Junge Frauen senden ihren Brautschmuck ein, Bräute die Halsbänder, die sie von den Geliebten erhalten. Ein Mädchen, der ihr Haar gelobt worden war, schneidet es ab zum Verkauf an den Friseur, patriotische Unternehmungslust verfertigt daraus Ringe, wofür mehr als 100 Thaler gelöst werden. Was das arme Volk aufbringen kann, wird eingesendet, mit der größten Opferfreudigkeit gerade von kleinen Leuten.*)

*) Es sei verstattet, hier aus den Quittungen, welche Heun in den Zeitungen ausstellte, noch Einiges anzuführen. Es ist freilich zufällig, was gerade in ihnen an die Spitze gestellt wird, zumal seine Listen nur einen sehr kleinen Theil der Gaben aufzählen, die ostpreußischen gar nicht. — Vor allen sei die erste Gabe für das Vaterland aufgeführt, welche überhaupt im Jahr 1813 öffentlich erwähnt wird. Schon um Neujahr, lange bevor die freiwilligen Jäger gerüstet wurden, stellte die katholische Gemeinde zu Marienburg in Westpreußen alles entbehrliche Silberzeug ihrer Kirche, etwa 100 Mark an Gewicht, dem Staat zur Verfügung, und bat, weil sie Kirchengut nicht wegschenken dürfe, in Zukunft um die Zinsen des Silberwerths. Der erste Geldbeitrag aber, den Heun verzeichnet, war vom Schneidermeister Hans Hofmann in Breslau, 100 Thaler. — Die ersten, welche ein Pferd schenkten, waren die Bauern Johann Hinze in Deutsch-Borgh, Amt Saarmund, und Meyer in Elsholz desselben Amts, der letztere hatte nur zwei Pferde. — Der erste, welcher Hafer schenkte, 100 Scheffel, war ein Axleben. — Die ersten, welche ihre goldenen Trauringe einsandten und die Hoffnung aussprachen, daß viel Gold zusammenkommen könne, wenn das

Nicht selten hat seither der Deutsche zu vaterländischem Zweck beigesteuert. Aber die Gaben des großen Jahres verdienen wol ein höheres Lob. Denn wenn man von jenen Sammlungen der alten Pietisten für ihre menschenfreundlichen Anstalten absieht, ist es zum ersten Mal, daß ein deutsches Volk in solcher Opferlust auflodert. Und überhaupt zum ersten Mal, daß dem Deutschen die Freude wird, für seinen Staat freiwillig hinzugeben.

Auch die Summen, welche damals aufgebracht wurden, würden zusammengezogen Alles, was seither aus weiteren Landstrichen zusammengeschossen wurde, so weit übersteigen, daß sie kaum verglichen werden dürfen. Allein die Ausrüstung der freiwilligen Jäger und was für die Freischaaren in den alten Provinzen gesammelt wurde, muß weit über eine Million gekostet haben. Und sie begreift nur einen kleinen Bruchtheil der freiwilligen Gaben und Einsendungen, welche das Volk brachte.*) Und wie war das kleine Volk verarmt!

---

jeder thue, waren der Lotteriecollecteur Rolin und Frau in Stettin. — Die ersten Beamten, welche auf einen Theil ihres Gehaltes verzichteten, waren Professor Hermbstädt in Berlin, jährlich 250 Thaler, Professor Gravenhorst in Breslau, die Hälfte seines Gehalts, und Professor David Schulz, jährlich 100 Thaler. — Der erste, welcher einen Theil seines Vermögens gab, war ein ungenannter Beamter, von 4000 Thalern gab er 1000. — Der erste, welcher sein Silbergeschirr einsandte, war Graf Sandretzky auf Manze in Schlesien, Werth 1700 Thaler, dazu 3 schöne Pferde. — Ein Kanzleidiener 4 silberne Eßlöffel. — Ein Ungenannter 2000 Thaler. — Das Schlächtergewerk von Berlin 1000 Thaler. — Ein Ungenannter 3 goldene Dosen mit Brillanten, Werth 5300 Thaler. — Ein alter Krieger sein einziges Goldstück, Werth 40 Thaler. — Eine alte Frau aus einer kleinen Stadt ein Paar wollene Strümpfe.

*) Es wurden 10,000 Mann freiwilliger Jäger und etwa die Hälfte der Freischaaren mit 2500 Mann aus den alten Provinzen gerüstet, darunter etwa 1500 Pferde. Schlägt man die Kosten eines Jägers zu Fuß auf 60 Thaler, die eines Reiters auf 230 Thaler an, — der Pferdepreis war hoch, — so erhält man die Summe von 1,150,000 Thalern,

Nahe an einander lagen auf der Schmiedebrücke in Breslau die beiden Werbestellen für die freiwilligen Jäger und das Lützow'sche Freicorps. Für die Jäger arbeitete Professor Steffens, der als erster sich und einen Theil der Breslauer Studenten darbrachte, für die Lützower sprach, focht und schrieb Ludwig Jahn. Beide Truppen wurden ganz durch patriotische Gaben Einzelner ausgerüstet. Die Beiträge für die freiwilligen Jäger sammelte Heun, der hier bessere Geschichten mit treuer Seele durchlebte, als er später in seinen weichlichen Liesli-Novellen den Lesern gegönnt hat. Zwischen den Lützowern und den Jägern war ein Wettstreit, ein freundlicher und mannhafter; aber auch hier brach wieder der Gegensatz in den Richtungen hervor: ob mehr deutsch, ob mehr preußisch; noch waren es nur verschiedene Brechungen desselben Lichtstrahls. Auch der alte Gegensatz des Gemüths, der bereits seit dem vorigen Jahrhundert im Bürgerthum erkennbar ist, wurde sichtbar: ein weicher, schwärmerischer Sinn und höherer Schwung und wieder feste, umsichtige, bescheidene Kraft. Die erstere Richtung vertraten meist die patriotischen Jünglinge, welche aus der Fremde herzugeeilt waren, die letztere die Preußen. Nicht gleich war das Schicksal der beiden Ansammlungen von Freiwilligen. Aus den 10,000 freiwilligen Jägern, welche jedem Regiment der Preußen zugetheilt wurden, ging ein guter Theil von der Kraft des preußischen Heeres hervor, sie waren ein sittlicher Kern der Armee, die Hilfe, Stärke und Ergänzung des Offiziercorps, und sie haben dem preußischen Kriege von 1813 nicht nur die stürmische Tapferkeit, auch den Adel und hohen Sinn gegeben, welcher in der Kriegsgeschichte etwas ganz Neues war. Die Freischaar Lützow's dagegen erfuhr, daß rauhes Schicksal den Schöpfungen höchster Begeisterung gern feindlich gegenübertritt. Zumeist an sie hatte sich die Poesie

welcher sicher zu niedrig ist. Dabei sind der Sold und die Zuschüsse, welche den einzelnen Jägern von Privaten gezahlt wurden, gar nicht gerechnet.

der Gebildeten geheftet, sie enthielt einen großen Theil der deutschen Studentenschaft, leidenschaftlich Erregte, aber sie schwoll ebendeshalb zu übergroßer Stärke an, die zu behendem Dienst im Rücken des Feindes kaum mehr geeignet war, und ihr Führer, ein braver Soldat, hatte nicht die Eigenschaften und das Glück eines verwegenen Parteigängers. Ihre Kriegsthaten entsprachen nicht der hochgespannten Erwartung, womit man ihre Rüstung begleitete, sie hat später einen Theil ihrer tüchtigsten Kräfte an andere Heerkörper abgegeben. Aber unter ihren Offizieren war der Dichter, der vor andern bestimmt war, kommenden Geschlechtern den hinreißenden Zauber jener Tage im Liede zu überliefern, er selbst von vielen rührenden Jünglingsgestalten jenes Kampfes eine der reinsten und herzlichsten im Leben, Lied und Tod: Theodor Körner.

Auch in der großen Stadt, wo der Freiwillige sich die Ausrüstung zu besorgen hatte, fand er nicht ein lärmendes Getöse aufgeregter Massen. Kurz und ernsthaft that jeder seine Pflicht, ebenso er selbst. Wer kein Geld hatte, den unterhielt der fremde Kamerad, der zufällig mit ihm zusammentraf. Die einzige Sorge des Ankommenden war, seine Waffen und Uniform zu finden. Hatte er zwei Röcke, so ließ er als Lützower schnell den einen schwarz färben und zurichten, sein größter Kummer war, ob die Patrontasche auch zur Zeit fertig würde. Fehlte ihm Alles, und konnte ihm die Werbestelle nicht sogleich den Bedarf geben, so wagte er nur selten eine Zeitungseingabe, worin er bat. Sonst hatte ihm das Geld so wenig Bedeutung als seinen Kameraden. Er behalf sich dürftig, was lag jetzt daran, für tönenden Wortschwall und patriotische Reden hatte er keine Zeit und kein Ohr. Wer ja gespreizt einherging in kriegerischem Putz, wurde verlacht, alles Prahlen und Säbelklirren war verächtlich. So war die Stimmung der Jugend. Es war eine tiefe Begeisterung, eine innige Hingabe, ohne das Bedürfniß des lauten Ausdrucks. Schon damals stieß das Wichtigthun und die Schauspielerei des

eifrigen Jahn Viele ab, kurz darauf brachte ihn dieselbe Unart sogar in den Ruf eines Poltrons.

In Manchen war ein Zug von schwärmerischer Frömmigkeit, nicht in der Mehrzahl. Aber jeder der Bessern war voll von dem Gedanken, daß er jetzt eine Pflicht übernehme, vor der jede andere Erdenpflicht nichts sei; darum kam zu der Freudigkeit, die ihn erfüllte, eine gewisse feierliche Ruhe. In solchem Sinne that er emsig, ehrbar, gewissenhaft seinen ernsten Dienst, übte sich unermüdlich auch auf der Zimmerecke, die er bewohnte, in Bewegung und Gebrauch der Waffen. Er sang unter Kameraden mit feuriger Empfindung eines der neuen Kriegslieder, aber auch diese Lieder erwärmten ihn, weil sie ernst und feierlich waren, wie er selbst. Er wollte nicht Soldat heißen. Das Wort war berüchtigt aus der Zeit, in welcher der Stock herrschte. Er war ein Krieger. Daß er gehorchen müsse, seine Pflicht bis zum Aeußersten thun, auch den beschwerlichen Drill des Dienstes, davon war er innig überzeugt. Auch daß er sich musterhaft halten müsse, als Beispiel für die weniger Gebildeten, die neben ihm standen. Er war entschlossen, streng wie er gegen sich war, auch auf die Ehre seiner Kameraden zu halten. In dem heiligen Kriege sollte keine Frechheit und keine Rohheit der alten Soldaten die Sache schänden, für die er focht. Er mit seinen „Brüdern“ hielt selbst das Ehrengericht und strafte den Unwürdigen. Aber er wollte nicht beim Heere bleiben. Wenn das Vaterland frei war und der Franzose gebändigt, dann wollte er zurückkehren zu seinen Vorlesungen, zu den Acten, in die Arbeitsstube. Denn dieser Krieg war nicht wie ein anderer. Jetzt stand er als Gemeiner in Reih und Glied, aber wenn er am Leben blieb, würde er übers Jahr wieder sein, was er vorher gewesen.

Neben solche Freiwillige trat der alte Offizier aus der Zeit der Adelsherrschaft und des Stockes. Er hatte seine Pflicht im unglücklichen Kriege gethan, er war vielleicht als

Gefangener, ausgeplündert, abgerissen durch die Straßen Berlins geschleppt worden, dort hatte das Volk der Straße ihn mit Schmähreden und Flüchen verfolgt und die Faust gegen ihn geballt; dann war nach dem Frieden ein Kriegsgericht über ihn gehalten worden, er war freigesprochen, aber auf elendes Wartegeld entlassen worden. Seitdem hat er gedarbt und in der Stille mit den Zähnen geknirscht, wenn die fremden Sieger ebenso übermüthig auf ihn herabsahen, wie einst er selbst auf die Civilisten. Er hatte, wenn er nicht Weib und Kind erhalten mußte, mit seinen Schicksalsgefährten jahrelang in dürftiger Wohnung gehaust, in unordentlichem Haushalt; einige von den Fehlern des alten Offizierstandes hatte er nicht abgelegt, die Zeit der Entbehrungen hatte ihn nicht weicher und milder gemacht, die herrschende Empfindung seiner Seele war Haß, tiefer, grimmiger Haß gegen den fremden Eroberer. An unsicherer Hoffnung, vielleicht an eitlen Racheplänen hatte er lange gezehrt, jetzt kam die Zeit der Vergeltung. Auch in seinem Haupt hatte die Zeit der Knechtschaft einiges geändert. Er hatte gemerkt, wie ungenügend sein Wissen war, und er hatte in ernsten Stunden etwas für seine Bildung gethan, er hatte gelernt und gelesen, auch er war durch das edle Pathos Schiller's begeistert worden. Aber er sah doch mit Mißtrauen und Abneigung auf die neumodischen Krieger, die jetzt vor ihm im Gliede stehen sollten, der alte Groll gegen das Schreibervolk war noch sehr lebendig, das ungeschulte Wesen mit seinen hohen Ansprüchen verletzte ihn. Derselbe Gegensatz stieß sich oben wie unten, unter den Generälen wie in der Compagnie. Es ist eine der merkwürdigen Erscheinungen dieses Krieges, daß er so gut gebändigt wurde; die Freiwilligen lernten schnell militärischen Gehorsam und wie werthvoll die Dienstkenntniß ihres Vorgesetzten sei; und der Offizier verlor einiges von der Rauheit und Willkür, womit er sonst seine Mannschaft behandelt hatte. Und er hörte zuletzt behaglich zu, wenn ein verwundeter Jäger

mit dem Arzt darüber stritt, ob ihm der flexor des Mittelfingers durchgehauen sei, oder wenn seine Gemeinen beim Biwakfeuer etwa in Erinnerung an juristische Collegienhefte lebhaft erörterten, ob bei dem zweideutigen Verhältniß, in welches ein Kosak zu einer Gans getreten war, culpa lata oder dolus anzunehmen sei. Im Ganzen erwies sich die Mischung als vortrefflich.

Aber unendlich größer als die freiwilligen Leistungen war der Gewinn, welcher für die Regierung Preußens daraus hervorging, daß sie jetzt erst erfuhr, was sie einem solchen Volke als Pflicht zumuthen dürfe. Die großartige Ausdehnung, welche der Kampf annahm, die achtunggebietende Kriegsmacht Preußens, das Gewicht, welches dieser Staat durch die Bedeutung seines Heeres bei den Friedensverhandlungen erhielt, beruhen im letzten Grund auf dem hohen Sinn, der in den ersten Frühlingsmonden des Jahres die Welt überraschte. Durch ihn erhielt die Regierung den Muth, die Kräfte so hoch zu spannen, wie sie gethan. Daß Ostpreußen außer seinem Beitrag zum stehenden Heer zwanzig Bataillone Landwehr und das berittene Nationalregiment aus eigener Kraft, fast ohne die Regierung zu fragen, in wenigen Wochen aufgestellt hatte, nur diese ungeheure Kraftentwicklung machte die Errichtung der Landwehr im ganzen Staatsgebiet möglich.

Und daß auf Befehl seines Königs das Volk dies zweite Heer in geordneter Weise gehorsam und willig schuf, daß es in den alten Provinzen 120 Bataillone und 90 Schwadronen Landwehr rüstete und verpflegte, ist wieder nur ein Theil seiner Anstrengung.

Und wie treu hat es dem Befehl seines Königs gehorcht!

Die Landwehr des Frühjahrs 1813 hatte noch wenig von dem kriegerischen Aussehen, welches sie durch die Schlachten und die spätere Ausbildung erhielt.*) Ihre Mannschaft

*) Für Mehres ist der Herausgeber einer Aufzeichnung des würdigen Oberregierungsrath Häckel zu Dank verpflichtet.

bestand aus solchen, welche zum Dienst im stehenden Heere nicht herangezogen waren und jetzt aus der männlichen Bevölkerung bis zu vierzig Jahren durch Loos und Wahl genommen wurden. Da die gebildete Jugend, das erste Kriegsfeuer der Nation, zum größten Theil bei den freiwilligen Jägern eingetreten war oder die Lücken des stehenden Heeres ergänzt hatte, so wären die Bataillone der Landwehr wahrscheinlich von geringer Kriegstüchtigkeit gewesen, wenn nicht auch hier ein Theil der Besitzenden sich freiwillig eingereiht hätte. Es war die schwere Masse des Krieges, die Gemeinen meist Landvolk, die Führer Landedelleute, Beamte, ältere Offiziere auf Halbsold, und wer sonst durch das Vertrauen seines Kreises gewählt war, aber auch junge Freiwillige. Ein ungewöhnliches, bunt zusammengewürfeltes Material für den Felddienst, viele der Offiziere ohne jede Kriegserfahrung wie die Gemeinen. Auch die Ausrüstung war im Anfang nur unvollkommen, sie wurde — bis auf einen Theil der Waffen — von den Kreisen beschafft: die Litewka, lange Hosen von grauer Leinwand, eine Tuchmütze mit weißem Blechkreuz, die Waffen im ersten Glied Piken, im zweiten und dritten Gewehre, der Reiter führte eine Pistole, Säbel und Pike. In der Kreisstadt wurde die Mannschaft eingereiht, exercirt und nothdürftig ausgerüstet; bei der Eile geschah es, daß Bataillone zum Heere beordert wurden, die noch keine Waffen und kein Schuhwerk hatten, dann zogen die Leute barfuß, mit Stangen der Elbe zu, im Aussehen mehr einem Haufen Räuber als gesetztem Kriegsvolk zu vergleichen, auch sie willig, oft mit Gesang und dem kräftigen Hurrah, das sie von den Kosaken angenommen hatten. Durch einige Wochen sah die Linie, zumal der alte Offizier, mit Verachtung auf die neue Einrichtung, niemand grimmiger als der strenge York. Als sich der würdige Oberst Putlitz zu Berlin ein Landwehrcommando ausbat, er, der schon tapfer im französischen Feldzug gefochten und im Jahr 1807 ein Schützencorps im

schlesischen Gebirge gesammelt hatte, — da fragten ihn die Stabsoffiziere spöttisch: ob er sich denn mit diesen Haufen zu schlagen gedenke. Nach dem Kriege erklärte der tapfere General die Zeit, in welcher er Landwehr commandirt, für die glücklichste seines Lebens. Denn in keiner neuen Schöpfung des Heeres hat sich die Gewalt des großen Jahres und die Tüchtigkeit des Volkes so glänzend bewährt, als in dieser. Diese Bauerknaben und linkischen Ackerknechte wurden in wenig Wochen zuverlässige und tapfere Soldaten. Es ist wahr, sie haben unverhältnißmäßigen Verlust an Menschen gehabt, sie haben auch in ihrem ersten Zusammentreffen mit dem Feind nicht immer feste Haltung gezeigt, sondern den schnellen Wechsel von Zagheit und Muth, welcher jungen Truppen eigen ist; aber sie haben, vom Pfluge und von der Werkstatt zusammengerufen, schlecht bekleidet, schlecht geübt, schlecht bewaffnet, wie sie waren, schon in den ersten Wochen alle schwere Feldarbeit kriegsgewohnter Truppen thun müssen. Daß sie das überhaupt vermocht, und daß sich schon damals einzelne Bataillone so brav geschlagen, daß sogar ihr Gegner York sie mit abgezogenem Hut begrüßte, dies ist, soviel bekannt, in der Kriegsgeschichte unerhört. Bald waren sie von den Truppen der Linie nicht zu unterscheiden, es war ein Wetteifer der Tapferkeit.

Billig rühmt der Sohn jener Zeit zuerst die Männer der Landwehr selbst, welche sich dem Rufe stellten. Aber nicht weniger wichtig war der Eifer, mit welchem das Volk daheim nach dem Gebot für den Krieg arbeitete. Jeder Beruf, jeder Bürger, die kleinsten Orte, entlegene Landkreise, trugen ihren Theil an dem Werk, oft war in ihnen, zumal wenn sie an der Grenze lagen, Leiden und Arbeit am größten. Eine einfache Einrichtung genügte für die Geschäfte in den Kreisen: eine Kreiscommission aus zwei Rittergutsbesitzern, einem Städter, einem Landbewohner gebildet, der Landrath des Kreises und der Bürgermeister der Kreisstadt waren fast immer die eifrigsten

Mitglieder. Und es war allerdings eine Thätigkeit für einfache Männer, welche geeignet war, außergewöhnliche Kraft wach zu rufen. Die Reste der französischen Armee mit ihrem Hunger und Typhus, die nachdrängenden Russen, durch mehre Monate in zweifelhafter Stellung, zwei Sprachen, die der neuen Freunde noch fremdartiger als die der weichenden Feinde, dazu die Rohheit und Wildheit der neuen Bundesgenossen, deren Offiziere zum großen Theil nicht besser waren als ihre Leute, lüstern nach Branntwein und wenigstens bei den irregulären Truppen ebenso räuberisch und weit gewaltthätiger. Bald lernte der Kreiscommissar mit dem wilden Volk verkehren. Der Tabakkasten mit den Thonpfeifen stand geöffnet in der Amtsstube, es war ein endloses Kommen und Gehen der russischen Offiziere, sie stopften und rauchten, forderten Branntwein und erhielten das unschädliche Bier. Kam die Rohheit bei den Fremden einmal zum Ausbruch, so lernte der preußische Beamte zuletzt die Unartigen mit ihren eigenen Waffen schlagen, mit dem Kantschu, den ihm vielleicht ein russischer Stabsoffizier zurückgelassen hatte, damit er mit seinen Leuten leichter fertig werde. Noch füllten die letzten Typhuskranken der Franzosen das Hospital der Stadt, die Baschkiren mit ihren Filzmützen hielten ihr Nachtlager auf dem Marktplatz, die Einwohner zankten sich mit der fremden Einquartierung, jeden Tag wurden von den Russen Lebensmittel und Fuhren gefordert, Couriere, russische und preußische Offiziere heischten Vorspann, die Ackerbürger und die Bauern der nahen Dörfer klagten, daß ihre Pferde abgetrieben seien, kein Knecht zu finden und eine Bestellung des Ackers unmöglich. Und in solchem Wirrwarr kamen Befehle der eigenen Regierung, rücksichtslos und gewaltsam, wie es die Zeit verlangte, und nicht immer praktisch, wie es bei der Eile natürlich war. Die Tuchmacher sollten Tuche liefern, die Schuhmacher Schuhwerk, Riemer und Sattler Patrontaschen und Sättel, so viel hundert Paar Stiefeln und Schuhe, so viel hundert Stück

Tuch, so viel Sättel, Alles in kurzen Wochen, ohne Geld, gegen unsichere Anweisungen. Die Handwerker aber waren zum größten Theil arme Leute, selbst ohne Credit, wie sollte der Rohstoff beschafft werden, wie die Arbeiter bezahlt, wie das Leben getragen in diesen Wochen, in denen man den gewöhnlichen Verdienst, der jetzt gerade kam, versäumte? Das ging nicht eine Woche, ein ganzes Jahr hindurch. Wahrlich, der Opfermuth, welcher sich in Gaben bethätigte und in Darbringung des eigenen Lebens, war in dieser großen Zeit das Hohe und Schöne; aber nicht minder ehrenwerth war die aufopfernde, anspruchslose und unbemerkte Pflichterfüllung von vielen tausend Kleinen, welche, jeder in seinem Kreise, in der Stadt, im Dorfe für dieselbe Idee des Staats arbeiteten bis an die äußersten Grenzen der eigenen Kräfte.

Noch ungelöst ist die Frage, welche militärische Bedeutung in einem gesitteten Lande die allgemeine Volksbewaffnung haben könne. Bis an die letzte Möglichkeit der Forderung ging das Gesetz über Errichtung des Landsturms. In dem ersten Erlaß (21. April) ist eine fast fanatische Strenge, die bei der spätern Aufnahme in die Gesetzsammlung (24. Juli) sehr gemildert wurde. Die Verordnung übte eine große moralische Wirkung, es war eine scharfe Mahnung an den Säumigen, daß es sich jetzt für Alle um Tod und Leben handle. Es hat durch seine drakonischen Bestimmungen auch den Feind betroffen gemacht. Aber es wurde sogleich nach seinem Erscheinen von unbefangenem Urtheil scharf getadelt, weil es Unmögliches forderte, und es hat eine große praktische Wirkung nicht gehabt. Die Preußen waren von je ein kriegerisches Volk, aber sie waren 1813 nicht in dem Sinne kriegstüchtig, wie wol jetzt. Neben dem stehenden Heere saß vor Einführung der allgemeinen Dienstpflicht der friedliche Bürger ohne jede Uebung in Waffe und Massenbewegung, höchstens die alten Schützengilden hantirten mit alterthümlichen Schußwaffen. Jetzt aber hatte das Volk seine gesammte kampffähige Mannschaft ins

Feld gesandt, hoch war bereits die Kraft gespannt, jede Familie hatte abgegeben, was sie von kriegerischem Muth besaß. Die älteren Männer, welche zurückblieben, ohnedies unentbehrlich bei der täglichen Arbeit des Feldes und der Werkstatt, waren durchaus nicht vorzugsweise befähigt, tapferen Waffendienst zu thun. So war es kein Wunder, daß gerade dieses furchtbare Gesetz die heitere Kehrseite der großen Zeit zu Tage brachte, neben unendlichem guten Willen auch Unbehilflichkeit und Spießbürgerei. Es wurde mit großer Erbauung gelesen, daß das ganze Volk in Waffen treten solle, dem andringenden Feinde zu widerstehen. Auch daß Weiber und Kinder zu einzelnen Geschäften verwendet werden sollten, war nach dem Herzen der Leser, zumal der unerwachsenen. Bedenklicher war schon der Satz, daß auf Feigheit Verlust der Waffen, Verdopplung der Abgaben und körperliche Züchtigung gesetzt sei, denn wer Sklavensinn zeige, solle als Sklave behandelt werden. Da war der arme kleine Handwerker, der kümmerlich seine Kinder vor dem Hunger bewahrte und nie ein Gewehr berührt hatte, auch jeder Balgerei sein Lebtag ängstlich aus dem Wege gegangen war, allerdings in der Lage, sich nachdenklich die schwierige Frage vorzulegen: was ist Feigheit? zumal gegenüber feindlichen Gewehren? Und wenn das Gesetz ferner verbot, in der Stadt, welche vom Feinde besetzt war, irgend Schauspiel, Ball, Lustbarkeit zu besuchen, nicht die Glocken zu läuten, keine Trauung zu vollziehen, zu leben wie in tiefster Trauer, so erschien auch das dem unbefangenen Sinn der Deutschen gewaltsam, mehr spanisch und polnisch, als deutsch.

Dennoch sah das Volk in der Begeisterung des Frühjahrs über die Härten weg, und rüstete sich zum Sturme. Schon vor dem Erlaß war in Ostpreußen durch vaterländischen Sinn hier und da Aehnliches eingerichtet worden. Jetzt verbreitete sich der Eifer durch die Städte, weniger auf dem offenen Lande. Begonnen wurde die Organisation fast überall,

durchgeführt an mehren Orten. Die Feuerzeichen wurden aufgerichtet, von Berlin bis zur Elbe und nach Schlesien ragten die Lärmstangen, harzige Kiefern, auf welche eine leere Theertonne genagelt war, mit getheertem Stroh umwunden. Neben ihnen hielt ein Posten die Wache; sie haben mehr als einmal ihren Dienst gethan. Jede Art Waffen wurde zusammengesucht, Jagdflinten und Pistolen, was auch § 43 der Verordnung klug vorausgesehen hatte, wenn er bestimmte: „Zur Munition kann in Ermangelung von Kugeln jede Art von grobem Schrot benutzt werden, daher die Besitzer von Feuergewehren beständig Pulver und Blei hinreichend vorräthig haben müssen.“ Wer kein Gewehr hatte, ließ sich, wie eben erst die Landwehrmänner, jetzt auch für den Sturm die Pike anfertigen; in Compagnien wurde exercirt, die Fleischer, Brauer, Vorwerker bildeten Schwadronen. Das erste Glied des Fußvolks waren Lanzenträger, das zweite und dritte trug womöglich Gewehre. Auch hierbei gingen die geistigen Führer des Volkes mit gutem Beispiel voran, sie wußten wohl, daß das nöthig war. Es wurde gerade ihnen nicht immer leicht, zumal wenn sie nicht mehr in der ersten Jugend lebten. In Berlin saßen Savigny und Eichhorn bereits im Landwehrausschuß, beim Landsturm war niemand eifriger als Fichte, seine Pike und die seines Sohnes lehnten im Vorsaal an der Wand, und es war eine Freude den eifrigen Mann zu sehen, wenn er auf dem Exercirplatz die Waffe schwenkte und zum Ansturm ausfiel. Man hatte ihn zum Offizier machen wollen, er hatte das mit den Worten abgelehnt: „Hier tauge ich nur zum Gemeinen.“ Er, Buttmann, Rühs, Schleiermacher exercirten in derselben Compagnie; Buttmann aber, der große Grieche, vermochte durchaus nicht rechts und links zu unterscheiden, er erklärte das für das Schwerste. Rühs war in derselben Lage, und immer wieder begegnete den beiden Gelehrten, daß sie bei den Wendungen einander den Rücken zukehrten oder verdutzt in die Augen sahen. War dann einmal von

dem Zusammentreffen mit dem Feind die Rede, und wie sich ein tapferer Mann dabei zu halten habe, dann hörte Buttmann zu, betrübt auf seinen Spieß gelehnt, und sagte endlich: „Ihr habt gut reden, ihr seid von Natur herzhaft."*)

Und sollte der Landsturm einmal mobil gemacht werden, zur Aufrechthaltung der Sicherheit im Kreise, oder zum Dienst im Rücken des Feindes, auch in der Nähe der Festungen, welche noch von Franzosen besetzt waren, dann läutete die Sturmglocke und die Stadt gerieth in stürmische Bewegung. Aengstlich packten die Hausfrauen Speise und Trank, Bandagen und Charpie in die Tornister, — denn nach § 42 des Reglements durfte niemand Tornister, Brotsack und Feldflasche vergessen, und nach § 54 war es seine Pflicht, Proviant für drei Tage bei sich zu tragen, — und nicht selten empfanden die weiblichen Einwohner wie die Frau eines Messerschmiedes in Burg, welche vor dem Commando die Erklärung abgab, ihr Mann müsse zurückbleiben, denn er sei der einzige Messerschmied im Orte, oder wie die Frau eines Uhrmachers, die den Gatten gezwungen hatte sich zu verstecken. Er aber wurde von anderen Frauen, deren Männer ausgezogen waren, erspürt, auf dem Kirchhof über ein Grab gelegt und mit der flachen Hand mütterlich abgestraft.

Wer als Kind jene Zeit durchlebt hat, der erinnert sich noch der Begeisterung, mit welcher auch die Knaben rüsteten. Die größeren traten ebenfalls in Compagnien zusammen und bewaffneten sich mit Piken. Auch der kleinere mußte einen tüchtigen Knüttel bewahren. Ein armer Knabe, der in einer Fabrik arbeitete, wurde gefragt, weshalb er keine Waffe führe. „Ich habe alle Taschen voll Steine," — die trug er gegen die Franzosen fortwährend mit sich herum.**) Und keine Bestimmung der Landsturmordnung fand bei dem heranwachsenden

*) Nach Familienerinnerungen.

**) Aufzeichnung des Appellationsgerichtsrath Tepler, der selbst als Knabe mit dem Landsturm gegen die Franzosen in Magdeburg zu Felde zog.

Geschlecht so eifrigen Gehorsam, als § 50: „Jeder Landstürmer trägt womöglich eine hellgellende Pfeife mit sich, um sich mit andern in der Dunkelheit zu erkennen und zu verständigen." Durch angestrengten Fleiß lernte die Jugend jeder Art von Signalpfeifen schrille Töne entlocken, und es ist Grund zu der Annahme, daß der meisterliche Gebrauch der Pfeife, welche noch jetzt bei jeder Erregung der Straßen hörbar wird, zuerst durch den Franzosenhaß zu den geheimen Fertigkeiten unserer Jugend gefügt wurde. — Nur selten hat der Landsturm im Jahre 1813 militärischen Dienst geleistet. Er hat öfter die Landkreise von plündernden Gesindel gesäubert, hat Wachen und Botendienste verrichtet; ernste Waffenarbeit gegen die Feinde hat er wol nur in demselben Büren gethan, welches schon unter Friedrich II seine fahnenflüchtigen Söhne zum Heer des Königs zurückjagte. Dort trugen nach dem Frieden alle Männer die Kriegsdenkmünze. Aber fest haftet noch heut im Volk die Erinnerung an diese Einrichtung des großen Jahres, sie ist lebendiger geblieben, als andere von machtvollerer Wirkung. Noch heut rühmt sich der Alte, der damals nicht mit im Felde lag, daß er wenigstens daheim für das Vaterland die Waffe getragen hat. So ziemt auch den Söhnen daran zu gedenken. Denn von da an wurde in anderen Formen und mit strengerer Zucht der allgemeine Waffendienst des Volkes Stolz und Vorzug der deutschen Wehrkraft.

Während aber in den Städten daheim das gefahrlose Spiel dicht bei furchtbarem Ernste lag, war doch Ohr und Auge eines Jeden unabläßig in die Ferne gerichtet. Der wilde Krieg hatte begonnen. Um die Lieben, die gegen den Feind rangen, um das Geschick des Vaterlandes sorgten unabläßig die Zurückgebliebenen. Kein Tag, der nicht Gerüchte, kein Posttag, der nicht bedeutungsvolle Ereignisse verkündete. Das eigene Leben schwand fast dahin vor der Sehnsucht und Erwartung, womit man über die Stadtmauern in die Ferne sah. Jeder kleine Erfolg der Waffen erfüllte mit Entzücken.

An der Thür des Rathhauses, in der Kirche, im Theater, wo sich irgend Menschen zusammenfanden, wurde er verkündet. Am 5. April war das Gefecht bei Zehdenick, der erste zweifellose Sieg der Preußen, weit herum in der Landschaft eilten die Leute auf die Kirchthürme, zuerst eine Kunde zu erspähen. Und als der Geschützdonner schwieg und die frohe Botschaft durch die Landschaft lief, da kannte die Freude keine Grenzen. Alles Löbliche wurde stolz gerühmt, vor allem die tapfere Batterie, welche mit Geschütz und Pulverwagen durch den brennenden Flecken Leitzkau auf den Feind zugejagt war, mitten durch die Flammen, welche über ihr zusammenschlugen; dann die schwarzen Husaren mit dem Totenkopf, wackere Litauer, welche die geputzten rothen Husaren aus Paris beim ersten Ansprung überritten hatten. Und als der Gutsherr des Fleckens darauf in den Zeitungen für seine armen abgebrannten Leute sammelte und sich dabei entschuldigte, daß er in solcher Zeit noch für Privatunglück Hilfe erbitte, da vergaß man auch die Landsleute nicht, welche dort zuerst durch den Krieg gelitten hatten.

Lauter wurde das Getöse des Krieges, grimmiger der Zusammenstoß der Massen, Siegesjubel und bange Sorge nahmen in schnellem Wechsel die Herzen der Zurückgebliebenen gefangen. Nach der Schlacht bei Großgörschen wurde verkündet, daß den Verwundeten Hilfe noth thue: Decken, Binden, Verbandzeug. Da begann überall im Volke ein Sammeln von Leinwand und ein Charpiezupfen. Unermüdlich zogen Kinder und Erwachsene die Fäden alter Leinwand auseinander, die Frauen schnitten Binden, der Lehrer sogar schnitt in der Schule mit der Papierschere die Lappen zurecht, welche ihm Mädchen und Knaben nach seiner Forderung von Hause mitgebracht hatten, und mit heißen Wangen zerzupften die Kinder, während er lehrte, ihre Stücke zu großen Ballen. Es wurde eine gewöhnliche Abendarbeit der Familien. Es konnte den Kriegern doch ein wenig helfen.

In der Nähe der verbündeten Heere, in den Hauptstädten wurden ausgedehnte Räumlichkeiten für verwundete und kranke Krieger eingerichtet, überall traten die Frauen helfend dazu, Hofdamen, Schriftstellerinnen, wie Rahel Levin, treue Hausmütter. In einem großen Lazareth Berlins waren Frau Fichte und Frau Reimer die Vorsteherinnen der weiblichen Pflege. Die Räume waren durch die heimkehrenden Franzosen zu einem Pestort geworden, bösartige Nervenfieber herrschten und die Phantasien der Kranken machten den Aufenthalt entsetzlich. Der Gattin Fichte's graute vor dem Furchtbaren, er aber suchte sie in seiner großen Weise festzuhalten. Da wurde auch sie vom Nervenfieber befallen; er pflegte die Erkrankte, wurde angesteckt und fand selbst den Tod. Auch Reil, der große Arzt und Gelehrte, erlag dort in seiner menschenfreundlichen Arbeit. Frau Reimer aber hielt aus. Ihr Haus war vor dem Kriege ein Sammelpunkt für die preußischen Patrioten gewesen, jetzt stritt ihr Hausherr als märkischer Landwehrmann unter Putlitz. Die Sorge um den Gatten, um sein Geschäft, um ihre kleinen Kinder, das alles nahm der tapfern Frau nicht Muth, nicht Zeit; vom Morgen bis zum Abend, das Frühjahr, den Sommer war sie in der aufregenden Thätigkeit, unermüdlich theilte sie sich zwischen dem Hause und der Krankenpflege, unzerstörbar erschien ihr selbst ihr Leben.*) Dem Gatten, den Freunden, den Zeitgenossen war dieser Eifer natürlich und selbstverständlich. In ähnlicher Weise haben deutsche Hausfrauen an allen Orten ihre Pflicht gefaßt, mit größter Selbstverleugnung, opferfreudig, in stiller dauerhafter Kraft.

Die furchtbare Schlacht bei Bautzen kam, der Waffenstillstand folgte. Sorgenvoller wurde der Blick der Preußen. Ströme von Blut waren geflossen, ihr Heer zurückgedrängt, der Kaiser schien für irdische Waffen unbesiegbar. Und doch, obgleich gerade die Klügsten einige Wochen finster in die Zukunft

*) Sie starb 1864 in Berlin als Mutter eines großen Geschlechts.

schauten, dem Volke erhielt eine richtige Empfindung das Selbstgefühl und den gehobenen Entschluß. Vertrauen zu Gott, zur guten Sache, zur eigenen Kraft war die Grundstimmung. Jeder sah, daß die preußische Kraft in diesem Feldzug unvergleichbar stärker war, als im unseligen letzten Kriege. Nur noch wenig schien an Stärke zu fehlen und man warf den Tyrannen; wenn man die Anstrengung noch um etwas erhöhte, so mochte er hinweggeschleudert werden. Die freiwilligen Beiträge gingen fort, noch im Spätherbst wurden über den Empfang Bescheinigungen ausgestellt. Die Ausrüstung der Landwehren wurde beendet, überall schnitt, nähte, pochte der Handwerker für seinen König und das Vaterland.

Und wieder begann der Drang des Krieges, Stoß und Gegenstoß, Fluth und Rückschlag; hart drängten die Heere, bald sah man vom Thurm die Heerhaufen der Feinde, bald der Freunde heranziehen. Die Städte und Landschaften im Westen von Berlin und Breslau erfuhren jetzt selbst das Schicksal des Krieges. Ach, seine schrecklichen Bilder sind dem Deutschen nicht fremd, bis zur Zeit unserer Väter haben sie fast jeder Geschlechtsfolge deutscher Bürger die Seele erschüttert.

Dumpfe kurze Schläge in der Luft; es ist ferner Kanonendonner. Auf dem Markt, vor den Thoren stehen lauschende Haufen, wenig wird gesprochen, halbe Worte mit gedämpfter Stimme, als fürchte der Sprecher den Klang in der Luft zu übertönen. Vom Kranz der Thürme, vom Giebel der Häuser, welche dem Kampfplatz zu liegen, spähen die Augen der Bürger ängstlich in der Ferne. Am Himmelsrande liegt es wie eine weiße Wolke im Sonnenlicht, nur zuweilen regt es sich darin, ein helles Aufleuchten, ein dunkler Schatten. Aber auf den Seitenwegen, welche aus den nächsten Dörfern von der Landstraße seitab führen, bewegen sich dunkle Haufen. Es sind flüchtige Landleute, welche quer durch das Land in den Wald oder in die Berge ziehen. Jeder trägt auf den Schultern, was er zusammenraffte, nur Wenige vermögen ihre

Habe zu fahren, denn Wagen und Pferde sind ihnen schon seit Wochen vom Kriegsvolk genommen, Buben und Männer treiben mit ängstlichem Schlag ihre Herden, laut jammernd tragen die Weiber ihre kleinsten Kinder. Und wieder ein Rollen in der Luft, deutlicher, heller. In wildem Rennen stürmt ein Reiter durch das Stadtthor und wieder einer. Die Unsern ziehen sich zurück. Die Haufen der Bürger fahren auseinander, angstvoll rennt das Volk in die Häuser und wieder auf die Straßen; auch in der Stadt beginnt die Flucht. Laut ertönt Schrei, Zuruf und Klage. Wer noch ein Gespann besitzt, reißt die Rosse zur Deichsel, die Tuchmacher werfen ihre Ballen, der Kaufmann die werthvollsten Kisten auf das Geflecht, oben darauf die eigenen Kinder und die der Nachbarn. Zu den abliegenden Thoren drängt Fuhrwerk und der Haufen flüchtiger Menschen. Ist ein sumpfiges Bruchland, schwer zugänglich, oder ein dichter Wald in der Nähe, so geht die Flucht dorthin. Unwegbare Verstecke, noch von der Schwedenzeit her bekannt, werden jetzt wieder aufgesucht. Dort sammeln sich große Schaaren, enge gedrängt; unter Rindern und Füllen birgt sich der Städter und der Landmann durch mehre Tage. Zuweilen noch länger. Nach der Schlacht bei Bautzen hauste die Gemeinde Tillendorf bei Bunzlau über eine Woche im nahen Walde, ihr treuer Seelsorger, Senftleben, begleitete sie und hielt in der Wildniß auf Ordnung, auch ein Kind hat er dort getauft.*)

Wer aber in der Stadt bei seinem Eigenthum oder in seiner Pflicht zurückbleibt, der ist eifrig die Seinen und die Habe zu verstecken. Lange ist der Fall überlegt und erfinderisch sind Schlupfwinkel ausgedacht. Hat gar die Stadt den besonderen Grimm des Feindes zu fürchten, weil sie durch preußischen Eifer auffällig wurde, dann drohen ihr Brand, Plünderung, Verjagen der Bürger. In solchem Fall tragen

*) Aus dem Tagebuch des Pastor Fricke in Bunzlau.

die einzelnen Mitglieder der Familie das Geld fest eingenäht in ihren Kleidern.

Eine angstvolle Stunde verrinnt in fiebrigem Hoffen. Auf der Straße rasseln die ersten Verkünder des Rückzugs, beschädigte Geschütze von Kosaken begleitet. Langsam ziehen sie zurück, ihre Mannschaft ist unvollständig, von Pulver geschwärzt, mehr als einer wankt verwundet. Das Fußvolk folgt, Wagen überfüllt mit wunden und halbtoten Kriegern. Der Nachtrab nimmt Stand, am Thor und den Straßenecken den Feind erwartend. Halbwüchsige Buben laufen aus den Häusern und tragen den Kriegern noch zu, wornach sie gerufen, einen Trunk, ein Brot, sie halten den Wunden die Tornister und helfen bei schnellem Verbande.

Staubwolken auf der Landstraße. Der erste feindliche Reiter nähert sich dem Thor, vorsichtig spähend, den Karabiner auf dem rechten Schenkel; da fällt aus der Nachhut ein Schuß, auch der Chasseur schießt seinen Karabiner ab, wendet das Pferd und zieht sich zurück. Gleich darauf dringt die feindliche Vorhut im schnellen Trabe vor, die preußischen Schützen ziehen sich von Stellung zu Stellung zurück und feuern. Endlich hat der letzte die Häuserreihe verlassen. Draußen am Thor sammeln sie sich noch einmal, die feindlichen Reiter, die sich wieder geordnet, aufzuhalten.

Leere Straßen, lautlose Stille. Auch die Knaben, welche die preußischen Tirailleurs begleitet haben, sind verschwunden, die Vorhänge der Fenster werden herabgelassen, die Thüren geschlossen, aber hinter Vorhang und Thor spähen ängstliche Blicke auf den heranziehenden Feind. Plötzlich ein rauher tausendstimmiger Ruf: Vive l'empereur! und wie eine Wasserfluth stürzt französisches Fußvolk in die Stadt. Sogleich dröhnen die Kolbenschläge an den Hausthüren, öffnet sich eine Thür nicht schnell, so wird sie zornig erbrochen. Und nun folgt der wüste Streit, welchen der schutzlose Bürger mit dem gereizten Feind auszumachen hat, unerschwingliche

Forderungen, Drohung, nicht selten Mißhandlung und Todesgefahr, überall Geschrei, Jammern, Gewaltthat. Schränke und Truhen werden erbrochen, Werthvolles und Werthloses geraubt, verdorben, zerschlagen, am meisten bei solchen, welche geflohen sind, denn die Habe ihres ungastlichen Hauses ist nach Soldatenbrauch dem Eindringenden verfallen. Die Behörden der Stadt werden auf das Rathhaus geschleppt, und über die Quartiere der Truppen, über Lieferung von Lebensmitteln und Pferdefutter und über eine unmögliche Geldzahlung, welche die Stadt leisten soll, beginnt die peinliche Verhandlung.

Können die feindlichen Führer nicht durch Geschenke befriedigt werden, oder soll die Stadt eine Strafe erhalten, so werden angesehene Einwohner zusammengetrieben, festgehalten, bedroht, vielleicht beim Aufbruch als Geiseln fortgeführt. Lagert ein größeres Corps um die Stadt, so biwakirt auch wol ein Bataillon auf dem Markt. Der Franzose ist schnell eingerichtet, aus den Vorstädten hat er sich Stroh herbeigeholt, die Lebensmittel hat er unterwegs geraubt, jetzt zerschlägt er zum Brennholz die Thüren und Möbel, häßlich dröhnt das Krachen der Aexte in den Balken und Schränken der Häuser. Die Lagerfeuer flackern hell auf, lautes Lachen, französische Lieder klingen um die Flammen.

Und zieht am Morgen nach einer Nacht, die der Bürger ängstlich durchwachte, der Feind wieder ab, dann sieht der Städter erstaunt die schnelle Verwüstung in der Stadt, und vor dem Thor die plötzliche Verwandlung der Landschaft. Das unabsehbare Getreidemeer, welches gestern um seine Stadtmauern wogte, ist verschwunden, von Roß und Mann zerwühlt, niedergestampft, zertreten; die Holzzäune der Gärten sind zerbrochen, Sommerlauben, Gartenhäuser abgerissen, Fruchtbäume abgehauen. In Haufen liegt das Brennholz um die erlöschenden Wachtfeuer, der Bürger mag darin die Breter seines Wagens, die Thore seiner Scheuer finden;

kaum erkennt er die Stelle, wo sein eigner Garten war, denn mit Lagerstoh und wüstem Unrath, mit dem Blute und Eingeweide geschlachteter Thiere ist der Platz bedeckt. Und in der Ferne, wo die Häuser des nächsten Dorfes aus dem Baumlaub ragten, erkennt er auch die Umrisse der Dächer nicht mehr, nur die Wände stehen, wie ein Trümmerhauf.

Herb war es, solche Stunden zu durchleben, und auf Tage fiel wol manchem der Muth. Auch dem Begüterten wurde jetzt schwer, den Seinen nur das Leben zu fristen. Alles war aufgezehrt und verwüstet, die Lebensmittel der Stadt und der Umgegend, und kein Landmann brachte das Unentbehrliche auf den Markt, weit in das Land mußte man senden, den Hunger zu stillen. Aber der Mensch wird bei einer schnellen Folge großer Ereignisse kälter, zäher, härter, gegen sich selbst, der starke Antheil, welchen jeder Einzelne an dem Schicksal des Staates nahm, machte gleichgiltiger gegen die eigene Noth. Nach jeder Gefahr empfand man mit Behagen, daß man das Letzte, das Leben, doch gerettet. Und man hoffte.

Nicht lange, und die verheerende Welle schlägt zurück. Wieder dröhnt der Geschützdonner, rasseln die Trommeln. Die Unseren sind vorgedrungen, um die Stadt tobt der wilde Kampf. Gegen den Feind, der noch die westliche Vorstadt hält, dringen die preußischen Bataillone in die Straßen und auf den Markt. Es ist junge Landwehr, die heut ihre Bluttaufe erhalten soll. Die Kugeln pfeifen durch die Straßen, sie schlagen die Dachziegel und den Kalk von den Häusern, die Bürger haben Frauen und Kinder wieder in Kellern und abgelegenen Räumen geborgen. Auf dem Marktplatz halten die Bataillone, Munitionswagen werden aufgefahren und geöffnet. Die ersten Compagnien dringen vor, an demselben Thor, durch welches vor wenigen Tagen der Feind in die Stadt stürzte, brennt der heiße Kampf, im Anlauf wird der Feind zurückgeworfen, aber neue Haufen setzen sich in den Häusern der Vorstadt fest und ringen um den Eingang in

die Straßen. Schwer verwundete, verstümmelte Männer werden aus den Kampflinien zurückgetragen und auf dem Markte niedergelegt, mehr als einmal müssen die Kämpfenden abgelöst werden. Wenn die Kameraden aus dem Gefecht zurückkehren, das Antlitz von Pulver geschwärzt, mit Schweiß und Blut bedeckt, da will der ungeübten Mannschaft fast der Muth entsinken, aber die Offiziere, auch sie vielleicht zum ersten Male vor dem Handgemenge, springen vor: „Vorwärts, Kinder, das Vaterland ruft!“ schallt es in die Reihen. Einmal ist dem Feind gelungen, das Oberthor zu erstürmen, aber kaum ist er in die erste Straße gedrungen, die zum Markte führt, so wirft sich ihm eine Compagnie Landwehr mit lautem Hurrah entgegen, treibt ihn zum Thore hinaus und hält das Thor fest.*)

Der Donner dröhnt, der feurige Hagel schlägt durch Thüren und Fenster, die Toten liegen auf dem Pflaster und den Schwellen der Häuser. Da vermag, wer von den Bürgern ein mannhaftes Herz hat, nicht länger die geschlossene Luft seines Versteckes zu ertragen. Dicht hinter den fechtenden Landsleuten drängt er sich in die Nähe des Kampfes. Die Verwundeten hebt er vom Pflaster und trägt sie sich auf dem Rücken in das Haus oder ins Lazareth. Nicht die letzten sind wieder die Knaben, sie holen Wasser und rufen in die Häuser nach einem Trunk, sie stützen die Verwundeten, sie klettern auf den Munitionswagen und reichen die Patronen herab, stolz auf ihre Arbeit, unbekümmert um das pfeifende Blei. Ja auch Frauen stürzen aus den Häusern, in den Schürzen geschnittenes Brot, in den Händen die gefüllten Krüge. Es mag doch etwas helfen für das Vaterland.

Das Gefecht ist vorüber, der Feind zurückgeschlagen. Da

---

*) Scene aus dem Gefecht in Goldberg am 23. August, nach Mittheilung eines Augenzeugen.

bewegt sich im heißen Sonnenschein ein trauriger Zug durch die Stadt, gefangene Feinde, von Kosaken bewacht. Hartherzig treiben die Reiter den ermatteten Haufen, auf dem freien Platz der Vorstadt wird kurze Rast gestattet. Erschöpft, wund, halb ohnmächtig legen sich die Gefangenen in den Staub der Landstraße, es ist der zweite Tag, daß sie nicht Speise, nicht Trank erhalten, nicht einmal einen Trunk aus Brunnen oder Graben haben die Treiber gestattet, mit Schlägen und Lanzenstößen haben sie die Ermatteten gemißhandelt. Jetzt flehen diese mit ausgestreckten Händen in ihrer Sprache zu den Städtern, welche neugierig und theilnahmvoll umherstehen. Es ist in der Mehrzahl junges Franzosenvolk, das hier wimmert, arme Knaben, bleich und verfallen die Gesichter. Wieder eilen die Bürger mit Speise und Trank herzu, reichliche Haufen von Brot werden herangetragen; aber die Russen hungern selbst, sie stoßen die herantretenden Leute rauh zurück und entreißen ihnen die Gaben. Da legen die Hausfrauen Körbe und Flaschen in die Hände ihrer Kinder, ein beherzter Knabe springt voran, die kleine Schaar, Mädchen und kleine Buben trippeln nach, mitten unter die liegenden Gefangenen, auch die kleinsten wanken tapfer von Mann zu Mann und theilen lächelnd aus, unbekümmert um die bärtigen Wächter.*) Denn der Kosak thut den Kindern nichts zu Leide. Der Deutsche aber ist auch gegen seine Feinde nicht unbillig.

Wer aber aus dem nahen Gefecht einen wunden Landsmann in sein Haus geholt hat, wie treu und sorglich pflegt er ihn! Er ist dem Hause wie der eigne Sohn und Bruder, der fern beim Heere des Königs steht. Das beste Zimmer, ein weiches Lager wird ihm bereitet, selbst überwacht die Hausfrau Verband und Wartung.

---

*) So am 22. Mai in Bunzlau während des Rückzuges nach der Schlacht bei Bautzen; die Gefangenen, rothe Husaren, lagen in der Vorstadt neben dem Galgenteich.

Denn das ganze Volk fühlte sich wie eine große Familie. Der Unterschied der Stände, die Verschiedenheit des Berufes trennten nicht mehr, Freude und Leid war gemeinsam, auch von Habe und Erwerb ward williger mitgetheilt. Die Fürstentochter stand neben der Frau des Handwerkers in demselben Verein, und beide beriethen eifrig und achtungsvoll miteinander, und der feste Landjunker, der noch vor wenig Monaten jeden bürgerlichen Mann in seiner Ressource als Eindringling betrachtet hätte, ritt jetzt wol täglich vom Gute nach der Stadt, um bei seinem neuen Freunde, dem Rathsherrn oder Fabrikanten, die Kriegspfeife zu rauchen und mit ihm über die Neuigkeiten und über das zu plaudern, was beiden das Liebste war, über das Regiment, in welchem ihre Söhne nebeneinander fochten. Freier, sicherer, besser wurden die Menschen in dieser Zeit, die grämliche Steifheit des Beamten, der Hochmuth des Edelmannes, selbst der mißtrauische Eigennutz des Bauern waren den meisten wie Staub vom guten Metall weggeblasen, Selbstsucht wurde von jedermann verachtet, altes Unrecht, lange genährter Groll waren vergessen, der Kern der Menschen war für alle sichtbar zu Tage gekommen. Wie sich jeder gegen den Staat gezeigt, darnach wurde er beurtheilt. Ueberrascht sahen die Leute in Stadt und Land, daß plötzlich neue Charaktere unter ihnen zur Geltung kamen; manch kleiner Bürger, der bis dahin wenig beachtet war, wurde Rathgeber, Freude und Stolz der ganzen Stadt. Wer sich aber schwach gezeigt, dem gelang es selten, das Vertrauen seiner Mitbürger wiederzugewinnen, der Makel haftete an ihm, solange die Altersgenossen lebten. Und diese freie und großartige Auffassung des Lebens, der herzliche gesellige Ton und der unbefangene Verkehr verschiedener Stände dauerten noch Jahre nach dem Kriege. Aeltere der Mitlebenden wissen wol davon zu erzählen.

Und als nach dem Waffenstillstande die glorreiche Zeit der Siege kam, Großbeeren, Hagelsberg, die Katzbach, Denne-

witz, als einzelne Gestalten preußischer Feldherren sich immer höher vor den Augen des Volkes erhoben, und Millionen die Freude wurde, stolz zu sein auf das Heer und seine Führer; als endlich die Völkerschlacht geschlagen und das Größte erreicht war, die Niederlage und Flucht des verhaßten Kaisers und die Befreiung des Landes von seinen Heeren, da wurde auch die höchste Freude, wie in der Zeit lag, mit stiller Innigkeit genossen. Die Leute eilten in die Kirche und hörten ehrfürchtig die Dankesworte des Geistlichen an, und am Abend setzten sie, ihre Straße erleuchtend, die Lichter ans Fenster.

Diese Festfeier war nicht neu. So oft in den letzten Jahren feindliche Truppen des Abends in die Stadt gerückt waren, hatten sie nach Lichtern gerufen; wo französische Besatzung lag, hatten die Bürger bei jedem Siege, den der gehaßte „Verbündete" ihres Königs verkünden ließ, erleuchten müssen. Jetzt geschah das allerdings freiwillig. Jeder hatte Uebung darin und in jedem Hause stand die einfache Vorrichtung bereit. Vier Lichter am Fenster waren damals schon eine ansehnliche Sache, auch der Aermste sparte die Kreuzer für zwei, und benutzte, wo ihm die Leuchter fehlten, nach alter Gewohnheit die stets nützliche Kartoffel; der Unternehmende wagte wol auch ein Transparent, und ein armes Mütterchen hing neben den Lichtern die beiden Briefe aus, die ihr Sohn aus dem Felde geschrieben hatte. Auch solche Feier war damals einfach und anspruchslos. Jetzt machen wir dergleichen weit glänzender.

In den östlichen Provinzen des preußischen Staates begann die große Erhebung; wie sie dort sich im Volke dargestellt, wurde zu schildern versucht. Aber dieselbe starke Strömung fluthete auch in den Ländern jenseit der Elbe, nicht nur in den altpreußischen Landestheilen, auch an den Küsten der Nordsee, in Mecklenburg, Hannover, Braunschweig, Thüringen, Hessen.

Sie umfaßte die Landschaften, welche im 18. Jahrhundert größere Kriegstüchtigkeit bewährt haben. In den Ländern des alten Reichs ergriff sie nur Einzelne. Die neuen Staaten, welche dort unter französischem Einfluß entstanden waren, sollten erst später auf einem Umwege das Bedürfniß zu innigem Anschluß an den größeren Theil der Nation erhalten. Für Oestreich aber war dieser Krieg eine Maßnahme politischer Klugheit.

Noch zwei Jahre hoher Anspannung, blutiger Schlachten folgten, wieder drängte sich die aufblühende Jugend, der im ersten Jahre Alter und Kraft gefehlt hatten, mit starker Begeisterung in die Reihen des Heeres. Aber es war ein anderer Krieg und andere Siege, denn nicht mehr um das Leben Preußens und Deutschlands wurde gerungen, sondern um Leben und Untergang des fremden Kaisers.

Das Jahr 1813 hat Deutschland von der Herrschaft eines fremden Volkes befreit, wieder schwebte der preußische Adler jenseit des Rheins über den alten Thoren von Cleve. Es hat unerträglicher Knechtschaft ein blutiges Ende gemacht. Es hat die Mehrzahl der deutschen Stämme durch einen neuen Kreis sittlicher Anforderungen brüderlich verbunden. Es hat zum ersten Mal, seit es eine deutsche Geschichte gibt, durch eine gewaltige Entwicklung der Volkskraft eine ungeheure politische Entscheidung herbeigeführt. Es hat die Stellung der Nation zu ihren Fürsten durchaus geändert. Denn es hat über den selbstsüchtigen Bestrebungen der Herrscherhäuser und dem Hader der Regierungen das Vorhandensein einer stärkeren Gewalt erwiesen, welche sie alle scheuen, ehren, gewinnen müssen, um sich auf die Dauer zu behaupten. Es hat jedem einzelnen Manne einen größeren Inhalt gegeben, Theilnahme am Ganzen, politische Leidenschaft, die höchsten irdischen Ziele, ein Vaterland, einen Staat, für den er zu sterben, allmählich auch zu leben lernte.

Die Preußen haben den größten Antheil an der Arbeit

dieses Jahres, das wird ihnen das übrige Deutschland nie vergessen.

Uns aber, den Söhnen und Enkeln des Geschlechts von 1813, ziemt nicht, den glorreichen Kampf unserer Väter zu verkleinern, weil sie auch uns zu thun übrig ließen.

Fast Allen, welche die große Zeit kämpfend und opfernd durchlebt, blieb die Erinnerung daran der größte Besitz ihres spätern Lebens, vielen umgab sie wie mit einem verklärenden Scheine das Haupt. Und von Tausenden wurde dasselbe empfunden, was der warmherzige Arndt aussprach: „Wir können nun zu jeder Stunde sterben, wir haben auch in Deutschland das gesehen, weswegen es allein werth ist zu leben, daß Menschen in dem Gefühl des Ewigen und Unvergänglichen mit der freudigsten Hingebung alle ihre Zeitlichkeit und ihr Leben darbringen können, als seien sie nichts.“ —

In den Kirchen des Landes aber wurde zur Erinnerung für das spätere Geschlecht eine einfache Tafel aufgehängt, darauf das eiserne Kreuz der großen Zeit und die Namen der gefallenen Männer. Es ist auch in mäßigem Kirchspiel eine lange Reihe von Namen.

Und da in diesen Blättern versucht wird, aus den Worten vergangener Menschen ein Bild der Zeit zu geben, in welcher sie athmeten, so soll auch hier eine Aufzeichnung aus dem Jahr 1813 mitgetheilt werden.

„Unser Sohn George wurde am 2. April in seinem zweiundzwanzigsten Jahre in dem ewig denkwürdigen Gefecht zu Lüneburg von einer Kugel getroffen. Als freiwilliger Jäger im leichten Bataillon des ersten Pommerschen Regiments focht er nach dem Zeugniß seines braven Chefs, des Herrn Majors von Borcke, nahe bei diesem mit Muth und Entschlossenheit und starb so den Tod für Vaterland, deutsche Freiheit, Nationalehre und unsern geliebten König. Ein so schneller Verlust ist hart, aber es ist tröstend, daß auch wir einen

Sohn geben konnten zu dem großen heiligen Zweck. Wir fühlen tief die Nothwendigkeit solcher Opfer.

Berlin, den 9. April 1813.

Der Regierungsrath
und
Ober-Commissarius Häse und seine Gattin.*)

Auch der Theil des Volkes, welcher nicht gewöhnt ist seine Empfindung der Schrift zu überliefern, fühlte dasselbe Als der Lützower Gutike**) im Sommer 1813 von Berlin nach Perleberg abging, fand er in dem Orte Kletzke die Wirthin in Trauer; sie machte sich schweigend um den Gast zu thun, und sagte endlich mit der Hand nach der Erde weisend: „Ich habe auch einen dort unten, — aber die Peters hat zwei.“ Sie fühlte das bessere Recht der Nachbarin.

---

*) Vossische Zeitung Nr. 45 vom 15. April.

**) Gestorben als praktischer Arzt in Halle. Die Mittheilung ist aus dem Munde des verehrten Mannes.

10.

Erkrankung und Heilung.

Als die Freiwilligen des Jahres 1813 im Felde lagen, war ihre Hoffnung, einst in dem befreiten Vaterland mit ihren Freunden als Bürger zu leben, die Freiheit, den Frieden, das eroberte Glück genießend. So schrieben sie ihren Lieben in die Heimat. Aber es ist zuweilen leichter für die Freiheit zu sterben, als für sie zu leben.

Wenige Jahre, nachdem der Sieg erfochten war und Napoleon als Gefangener auf fernem Felseneiland saß, sagte Schleiermacher auf der Kanzel seiner Gemeinde: „Es war ein Irrthum, als wir hofften, nach dem Frieden behaglich auszuruhen. Jetzt ist eine Zeit gekommen, wo nicht selten schuldlose und gute Männer verfolgt werden, nicht nur um ihrer Handlungen willen, auch weil man bei ihnen Absichten und Entwürfe voraussetzt. Der tapfere Christ aber soll nicht müde werden, und trotz Gefahr und Verfolgung der Tugend und Wahrheit treu bleiben." Und Spione der Polizei schrieben diese Worte nach und vergaßen nicht ihrem Bericht beizufügen, daß der und der in der Kirche gewesen, oder daß vier bärtige Studenten nach der Communion am Altar niedergekniet wären und inbrünstig gebetet hätten.*)

Der tapfere Arndt wurde belauert und entsetzt, Jahn saß in Kerkerhaft, viele von den Führern der patriotischen Bewegung von 1813 wurden als gefährliche Männer verfolgt,

---

*) Z. B. am 14. November 1819.

Polizeibeamte drangen in den Frieden ihres Hauses, ihre Papiere wurden mit Beschlag belegt. Ein unmittelbar unter dem Bundestag stehender Untersuchungsausschuß verfuhr mit rohester Verletzung der Rechtsformen, mit kleinlichem Haß, willkürlich, tyrannisch, heimtückisch wie ein spanisches Ketzergericht.

Es ist ein trauriges Blatt der deutschen Geschichte. Die unabhängigen Charaktere zogen sich verstimmt von dem engherzigen Regiment zurück, welches jetzt in den meisten Staaten Deutschlands begann, die gemeine Mittelmäßigkeit trat wie im Anfange des Jahrhunderts wieder an das Steuer. Preußens auswärtige Politik wurde in Wien und Petersburg vorgeschrieben, nicht lange, und sein politischer Einfluß auf die Geschicke Europas ward geringer, als er unter dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm gewesen war. — Als das Volk sich zum Kriege gegen den fremden Feind erhob, da hatte es wenig nachgedacht, was dann werden solle, wenn die Unabhängigkeit des deutschen Landes gesichert wäre. Es brachte selbst eine maßlose Hingabe in den Streit, es setzte ähnliche Gesinnung bei allen voraus, welche die Zukunft zu gestalten hatten, bei seinen Fürsten, sogar bei den verbündeten Mächten. Kaum Einem war deutlich, wie das neue Deutschland eingerichtet werden könne. Wer klarer sah, erkannte schon im ersten Jahr des Krieges, daß eine Neubildung Deutschlands, welche große Kraftentwicklung der Nation möglich mache, nicht zu hoffen sei. Denn nicht das Volk, nicht das patriotische Heer Blücher's hatte darüber zu entscheiden, sondern nach Lage der Sache die Herrscherfamilien und Cabinette von ganz Europa. Oestreich, die neuen Staaten des Rheinbundes, das englische Hannover, Frankreich, Schweden, vor allen Rußland, jeder suchte dabei seinen Vortheil zu wahren. Der Gegensatz zwischen Preußen und Oestreich brach schon bei den Verhandlungen überall hervor, die Preußen hatten durch eine ungeheure Anstrengung sich wieder eine achtungswerthe Stellung in Deutschland er=

kämpft, aber sie waren weder in der Empfindung des Volkes noch der Cabinette die Partei, welche zur Vormacht Deutschlands berufen war. Kaum ein Nichtpreuße hätte den Gedanken gewagt, Oestreich von einem neuen Bundesstaat auszuschließen, ja die Preußen selbst dachten nicht daran.

Wir wissen, daß schon deshalb die deutsche Frage hoffnungslos war, und wir betrauern nicht, daß das alte Reich unter seinem Kaiser nicht wieder hergestellt wurde.

Aber wie leicht es uns wird, die unüberwindlichen Schwierigkeiten zu verstehen, den Zeitgenossen war das Gefühl der Enttäuschung bitter, die unbefangene Würdigung ihrer Lage schwer. Unter den Patrioten des Jahres 1813 war eine kleine Minderzahl schon damals von einer schwärmerischen Sentimentalität erfüllt gewesen, sie hatte der schlechten Wirklichkeit gern poetische Bilder von alter Herrlichkeit des deutschen Reichs gegenübergestellt; diese „Deutschthümler," wie sie nach 1815 genannt wurden, waren in der Bewegung selbst ohne besonderen Einfluß gewesen, der große Bart Jahn's wurde selten bewundert, und der wackere Karl Müller fand keinen Anklang, als er begann, sämmtliche Fremdwörter aus der militärischen Sprache zu verbannen. Jetzt nach dem Frieden zogen sich diese begeisterten Eiferer, meist Nichtpreußen, auf den deutschen Universitäten in kleine Gemeinden zusammen. Sie trauerten und hofften, zürnten heftig und beriethen, sie waren einverstanden, daß etwas Großes geschehen müsse, sie waren bereit Gut und Leben daran zu setzen. Nur was zu thun sei, blieb unklar. Ueber Stimmungen und schwankende Pläne kamen sie nicht hinaus. Politisch betrachtet war diese Bewegung ungefährlich, erst die gehässige Verfolgung durch die Regierungen stachelte den Haß und Widerwillen, und verdüsterte Einzelnen die Seele bis zu fanatischem Entschluß.

Es war nicht Preußens Schuld, daß die Hoffnung des Volkes auf einen neuen deutschen Staat vereitelt wurde. Aber eine andere Schuld lud die Regierung auf sich. Der König

hatte versprochen, seinem Volke eine Verfassung zu geben. Wenn je ein Volk, hatte sich das preußische das Recht auf einen Antheil am Staatsleben errungen. Aus tiefer Niederlage hatte es seinem Könige den Staat wieder emporgehoben. Hätte der größte Staat Deutschlands durch gesetzliche Formen die Möglichkeit einer politischen Entfaltung seiner Kraft erhalten, so wäre jeder verständige Preuße sehr bald befriedigt worden. Presse und Rednerbühne hätten allmählich in dem königstreuen Volke das Gefühl des Gedeihens und eines sichern Fortschritts verbreitet, offen hätten die Gegensätze einander bekämpft; auch die, welche für Deutschland mehr forderten, als jetzt zu erreichen war, hätten sich eng an Preußen angeschlossen. Der Charakter der Deutschen hätte sich von Schwächen befreit, welche ihm durch ein ganzes Menschenalter anhängen sollten. Auch durfte der Staat selbst die Theilnahme des Volkes nicht mehr entbehren, wenn er nicht in die alte Unkraft, die ihn vor wenigen Jahren dem Untergange nahe gebracht, zurückfallen sollte. Es war jetzt, wo neue Ideen um das Leben rangen, wo in Hunderttausenden leidenschaftlicher Antheil an dem Staate aufgeblüht war, für die Krone selbst eine Verfassung die sicherste Stütze. Denn die Preußen waren nicht mehr ein einsichtsloses und willenloses Volk, über dessen Schicksal ein Einzelner selbstwillig verfügen mag.

Der König aber, welcher in der alten Weise mit gefügigen Beamten fortregieren wollte, war gerade bei der neuen Weltlage in Gefahr, wenn sein Wille noch so rein war, das Werkzeug einer schädlichen Parteiwirthschaft, ein Opfer fremder Einflüsse zu werden. Gerade er bedurfte gegen die Uebermacht Rußlands, die diplomatische Ueberlegenheit Oestreichs ein starkes Gegengewicht. Er konnte das nirgend finden, als in der Kraft eines treuen Volkes, welches mit ihm vereint über die Politik und Haltung seines Staates berieth.

König Friedrich Wilhelm III empfand selbst, solange er lebte, nicht das Mißverhältniß, in welches er zu dem Bedürfniß

seiner Zeit getreten war; sein Bild war eng verbunden mit den größten Erinnerungen des Volkes, und die Privattugenden seines Lebens machten ihn während einer langen Regierung auch dem nachwachsenden Geschlecht verehrungswürdig. Aber sein Nachfolger sollte furchtbar darunter leiden, daß er selbst, seine Beamten, sein Volk in einem verkümmerten Staatsleben herangewachsen waren.

Daß aber die Preußen von 1813 die getäuschte Hoffnung so still ertrugen, und daß, während schon in den Staaten des Rheinbundes die Parteien heftig gegen einander kämpften, der große Staat so leblos dalag, das hatte außer der Anhänglichkeit an die Hohenzollern noch einen anderen Grund. Das Volk war durch den Krieg und was ihm vorausgegangen war, auf das Aeußerste erschöpft und bis zum Tode ermüdet. Kaum war ihm die Arbeitskraft geblieben, seine Aecker zu bauen. Jahre gingen vorüber, ehe nur der Viehbestand der Güter wieder vollständig ergänzt war, Städte und Dorfgemeinden, der Gutsherr und der Bauer waren tief verschuldet. Die Preise der Landgüter sanken tiefer, als sie vor 1806 gestanden hatten, es kam vor, daß Rittergüter durch mehre Jahre herrenlos lagen, wenn der letzte Besitzer das lebende Zubehör verdorben hatte, und daß wiederholte Versteigerungen des Gerichts keinen zahlungsfähigen Käufer erwerben konnten. Handel und Gewerbe waren unter der Continentalsperre verkommen, denn die alten Absatzwege für Linnen, Tuche und Eisenwaaren, die drei großen Gewerbszweige Preußens, waren verloren, fremde Völker hatten sie in Besitz genommen. Und auch hier fehlten die Anlage- und Betriebsgelder. Der Verkehr mit dem slavischen Osten, für die alten Provinzen eine Lebensfrage, wurde durch die neuen russischen Handelsbelastungen allmählich fast ganz vernichtet. Aber weit größeres Hemmniß wurde der Verbrauch von Menschenkraft durch den Krieg. Die gesammte Jugend war unter den Waffen gewesen, ein Theil war auf den Schlachtfeldern gefallen, die Ueberlebenden aus ihrer bürger-

lichen Laufbahn herausgerissen. Viele blieben zuletzt doch im Heere, — wol der dritte Theil der preußischen Offiziere, welche in den nächsten dreißig Jahren das Heer führten, bestand aus freiwilligen Jägern des Jahres 1813. Wer zu seinem frühern Beruf zurückkehrte, der fand sich zurückgekommen, seine Angehörigen ohne Hilfe, vielleicht verarmt. Er war schließlich froh, bescheidener Beamter zu werden und in dem armen Lande für sich und die Seinen Unterhalt zu gewinnen. Ihm selbst hatte die Blutarbeit dreier Feldzüge und die Gewöhnung an soldatischen Gehorsam nicht die Kraft verringert, wol aber die frische Wärme, welche eroberungslustig in das Leben sieht. Er begann jetzt den Kampf um einen bürgerlichen Haushalt, wahrscheinlich mit Geduld und Pflichttreue; aber in den beschränkten Verhältnissen, in die er trat, blieb ihm der Sinn vorzugsweise an der mächtigen Vergangenheit hängen, welche er durchlebt. So war die männliche Kraft der Freiheitskämpfer verwendet. Und die Jugend, welche in den Familien heranwuchs, hatte nicht mehr den Vortheil, große Eindrücke, Begeisterung und Hingebung zu erhalten.

Diese Leiden lasteten am schwersten auf den alten Landestheilen. Der neue Gebietszuwachs aber nahm wieder durch Jahrzehnte große Beamtenkraft und viele Sorge der Regierung in Anspruch, bevor er sich dem preußischen Wesen befreundete.

Offenbar waren freie Presse und eine Verfassung das beste Mittel, auch diese Schwäche schneller zu heilen, ein Gefühl der Genesung und Zusammengehörigkeit in das Volk zu bringen. Denn eine Nation bedarf zu ihrem Leben der Wärme und Begeisterung, wie die Pflanze das Licht des Himmels, den Thau der Wolken. Je weiter ihre entwickelte Erwerbskraft sich breitet, desto größer werden ihre Ansprüche auf erhebende Ideen und gemeinsame geistige Ziele. Damals als die Reformation zuerst das Volk zu einem geistigen Kampf erhoben hatte, war die Wirkung einem Wunder gleich gewesen, die Charaktere waren kräftiger, die Sittlichkeit reiner, alle Vorgänge des

Gemüths, jede menschliche Thätigkeit war stärker geworden. Und als das erwachte Bedürfniß nach einem gemeinsamen Inhalt keine Befriedigung in dem Staatsleben des deutschen Reiches gefunden hatte, war das Volk erschlafft und schlechter geworden. Wieder hatte nach langer trüber Zeit ein großer Fürst wenigstens einem Theil der Deutschen neuen Schwung und idealen Inhalt gegeben. Der warme Antheil an dem Geschick eines Staates, welcher Friedrich's Zeitgenossen erhob, die Befreiung der Geister von der Bevormundung des Staates und der Kirche waren ein zweiter großer Fortschritt gewesen, wieder hatte dieser Fortschritt die entsprechende Erweiterung der gemeinsamen Interessen, Verstärkung der politischen Bewegung für sich gefordert. Aber in dem geistlosen und kraftlosen Regieren der nächsten Folgezeit war wieder die Volkskraft hingewelkt. Der Sturz Preußens war die Folge. Jetzt hatte zum dritten Mal der größte Theil der Deutschen einen neuen Fortschritt gemacht, mit Gut und Blut hatte sich das Volk für seinen Staat erhoben, leidenschaftlich war sein Bedürfniß geworden, um das Vaterland zu sorgen, bei seinen Schicksalen mitzuwirken. Und da diese Sehnsucht wieder keine Befriedigung fand, sank das Volk auf einige Jahrzehnte in Schwäche zurück. Diesmal war die Verwirrung des Jahres 1848 die Folge.

Fast auf jedem Gebiete des idealen Lebens war das beginnende Siechthum zu erkennen; sogar in der Wissenschaft.

Groß war das Gebiet geworden, welches die deutsche Wissenschaft umfaßte; neue Lehrzweige waren in überraschender Schnelle heraufgekommen, kaum ein vergangenes Volk in entferntem Erdtheil, dessen Geschichte, Leben, Kunst, Sprache nicht erforscht wurde. Vor allem die Vergangenheit der Deutschen. Mit herzlicher Wärme wurde jede Lebensäußerung unserer Volksseele, von welcher eine Spur übrig geblieben ist, erfaßt. Eine wundervolle Fülle von Leben aus alter Zeit wurde aufgedeckt und in ihrer Besonderheit verstanden. Rings

um den deutschen Forscher erhoben sich aus dem Boden die Geister der Nationen, welche einst gelebt; was jeder eigenthümlich war, was allen gemeinsam ist, das Walten des Menschengeistes in den höchsten Bildungen der Erde, das lernte man begreifen. Ebenso sehr steigerte sich die Kenntniß der gegenständlichen Natur. Die Schöpfungsgeschichte der Erde, das organische Gefüge alles Geschaffenen, Unzähliges, was dem unbewaffneten Auge unsichtbar ist, Unzähliges, was aus der Verbindung einfacher Stoffe entsteht, wurde erkannt, und wieder über die Grenzen des Erdballs hinaus das Leben des Sonnensystems, die Welteninsel, von welcher das Sonnengebiet ein verschwindend kleiner Theil sein soll.

Es war eine glorreiche Arbeit, wunderschnell die Entdeckungen und die Fortschritte; es war ein gemeinsamer Erwerb aller Culturvölker geworden; aber der Antheil der Deutschen war, wenn nicht dem Umfange nach, doch durch tiefsinniges Erfassen und gründliches Verarbeiten gewonnener Ergebnisse der größte. Stolz durfte der Deutsche zu seinen Nachbarn hinübersehen, denn in einem großen Gebiet des geistigen Lebens war er Führer und Vorbild der Andern geworden.

Aber das Leben des Volkes ist auch darin ein einheitliches Ganze, daß die Verkümmerung einzelner Richtungen, in denen eine schöpferische Kraft nach Neubildungen ringt, zugleich alle übrigen Aeußerungen des Lebens beeinträchtigt. Es ist wahr, dem Fleiß und Scharfsinn des Einzelnen ist auch in der ungünstigsten Zeit möglich, für stille Arbeit eine Zufluchtstätte zu finden. Kepler setzte seine großen Entdeckungen in den wildesten Stürmen des Krieges fort; in den Jahren des tiefsten Verfalls erhob sich der Geist eines Leibniz mit überlegener Freiheit; während der Auflösung des deutschen Reiches entfaltete die Poesie der Dichter von Weimar ihre schönsten Blüthen. Jeder, der sich in einem abgegrenzten Gebiet des Forschens bewegt, wird bei erträglichem Schutz

des äußern Lebens in seiner Wissenschaft selbst vielleicht die Befriedigung und Heiterkeit erlangen, welche dem schaffenden Menschen unentbehrlich ist. Wer durch die Dämmerung des grauen Alterthums späht, die Lebensgesetze fremder Sprachen feststellt, die Schichtung der Erdmassen, Zellen der Pflanzen, Nervenfäden des Thierkörpers beobachtet, der mag im Zusammenwirken mit seinen Genossen auch in öder Zeit die höchsten Ergebnisse gewinnen. So oft er aber in seiner Arbeit auf eine Stelle kommt, wo die Erfolge, welche ihm die eigene Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft und im Staate gegeben hat, für seine wissenschaftliche Forschung maßgebend werden, wird das Ungesunde im Leben seines Volkes auch ihm das Erringen der letzten Ziele stören. Am fühlbarsten werden deshalb die Krankheiten der Zeit an dem Philosophen und Geschichtsforscher. Beide sollen fest sein in Liebe und Haß, sie sollen sichere politische Ueberzeugungen haben, sie sollen verstehn, wie die großen Geschäfte betrieben werden und wie sich bei solchem Betrieb die Charaktere bilden. Wenn sie Menschenleben vergangener Zeit beurtheilen, oder wenn sie dem lebenden Geschlechte Sitte, Recht, Bildung dadurch weihen, daß sie Vernunft und Unvernunft darin erweisen, so ist ihnen selbst nicht nur reiches Wissen nöthig, noch mehr ein festgeschlossener Charakter, wohlgeprüfte und bewährte Reinheit des Gemüthes, starke Manneskraft. Schwerlich werden diese höchsten Eigenschaften in einem unkräftigen Staatswesen gedeihen, wo der Einzelne ohne die Prüfungen und die Zucht politischer Kämpfe dahinlebt. Auch ein Alles durchdringender Scharfsinn wird den Philosophen nicht vor der Gefahr schützen, das mächtige Schlechte, das um ihn herrscht, als einen nothwendigen Bestandtheil des Lebens zu fassen, vielleicht zu rechtfertigen. Und der Geschichtschreiber, kann er verstehn, wie von Staatsmännern verhandelt wird, wenn ihm die Geschäfte der Regierenden in unnahbarer Ferne schweben? Kann er ein sicheres Urtheil haben über Werth und Dauer der Verfassungen

und Staatsbildungen, wenn er in seinem eigenen Leben nie darüber Erfahrungen gesammelt hat? Es ist kein Zufall, daß es dem deutschen Gelehrten so selten gelungen ist, eine deutsche Geschichte der letzten Jahrhunderte zu schreiben, kein Zufall, daß es ihm näher lag, Römer und Inder, oder die versunkene Zeit der Ottonen und Hohenstaufen, Päpste und Reformatoren in großen Zügen darzustellen, als die nächste Vergangenheit seines eigenen Volkes; kein Zufall endlich, daß an den Werken der größten Gelehrten dieser Zeit, an Niebuhr und Savigny, an Hegel und Schelling, um von Lebenden zu schweigen, eine zuweilen befremdliche Unfertigkeit der Ueberzeugungen, oder Willkür in den Gesichtspunkten, oder eine unholde Entsagung zu Tage kommt.

Und gerade die unendliche Fülle von neuen Kenntnissen, welche aus der Wissenschaft in das Leben der Gebildeten drangen, brachte den Charakteren eine Gefahr. Der Deutsche lernte fast zahllose Persönlichkeiten fremder Völker und Menschen verstehn, die verschiedenartigste Bildung wurde ihm in ihrer innern Nothwendigkeit und Berechtigung klar. Parteilos und mit lebhafter Theilnahme verfolgte er die Politik des Tiberius, die Schwärmerei des Loyola, die allmähliche Entwicklung der Sklaverei in Nordamerika, die Pedanterien und Träume von Robespierre. Er kam in Gefahr, bei seinem achtungsvollen Urtheil die sittlichen Grundlagen des eigenen Lebens zu vergessen. Wer so viel fremde Seelen in die eigene aufnehmen will, der bedarf nicht nur die Fähigkeit zu fassen, noch mehr die Kraft sich frei zu halten von der Macht, welche fremde Zustände auf ihn selbst gewinnen. Wer die bedingte Berechtigung eines fremden Standpunktes unbefangen würdigen will, der muß zuvor in fester Männlichkeit Sitte und Pflichtgefühl des eigenen Lebens zu bewahren wissen. Und damit er dies vermöge, muß sein eigenes Leben ihm eine sichere Tüchtigkeit gegeben haben. Dies geschieht nur durch die Gewöhnung, die eigene Willkür durch pflichtvolles Zu-

sammenarbeiten mit seinen Zeitgenossen zu bändigen, durch das Leben in freien Vereinen und durch freie Presse, durch dauernde Theilnahme an den größten politischen Bildungen seiner Zeit. Daß den Preußen, deren Hauptstadt in dieser Zeit Mittelpunkt deutscher Wissenschaft war, dieser Regulator versagt blieb, das gab den Gebildeten dieser Periode eine eigenthümliche Charakterschwäche, welche schon der nächsten Zukunft abenteuerlich erscheinen wird. Sehr häufig wurden gerade bei den Preußen Männer von umfangreicher Bildung, feinfühlend und gescheidt, menschenfreundlich und duldsam, von angenehmer Form und würdiger Haltung, aber von größter Unbehilflichkeit in ungewöhnlicher Lage, unsicher und schwankend, wo kurzer und fester Entschluß nöthig war, ungeschickt bei der Ausführung, rathlos, kopflos, verzweifelt in der Gefahr. In Vielen ist noch heut solches Wesen zu erkennen, das unvertilgbare Gepräge einer thatenarmen Zeit.

Diese Schwäche der Willenskraft war freilich kein neues Leiden der gebildeten Deutschen. Sie war die zweihundertjährige Krankheit eines Volkes, welches keinen Antheil am Staate hatte und seiner natürlichen Anlage nach nicht vorzugsweise durch die Antriebe der Leidenschaft fortgerissen wird, sondern sich besonnen zum Thun zusammenfaßt und auch bei heftiger Erregung selten das billige Abwägen unterläßt. Aber in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts wurde die alte Schwäche besonders auffallend durch den reichen Schatz des Wissens. Oefter als sonst zog das Eigenartige einer fremden Lebensform übermächtig an. Wenn es galt, einem abgeschlossenen Wesen zu widerstehen, mochte dies Metternich, Byron, Eugen Sue, Papstthum, Simonismus oder polnischer Patriotismus heißen, so wurde das Fremde fast immer allzu eindrucksvoll, das eigene Urtheil befangen. Es wurde auch den Besseren bequem, über das Verschiedenste klug zu sprechen, aber sehr schwer, sich zu einem folgerechten Thun zu beschränken.

Diese Krankheit ergriff fast Alle, welche als geistig Genießende dem Volke gegenüberstanden. Die Uebersättigung und Kälte der Feingebildeten, die Effecthascherei der Schriftsteller, Wissenlosigkeit der Staatsmänner, Energiemangel der Beamten sind verschiedene Formen desselben Leidens. Es verwüstete überall, nirgend mehr als in Preußen, es gab diesem Staate ein besonders unbehilfliches, ja greisenhaftes Aussehen, das in auffallendem Gegensatze zu der ehrlichen Tüchtigkeit stand, welche in den kleinen Kreisen des Volkes nicht verloren wurde.

Aber es kam die Heilung. Nach und nach und wieder auf einem Umwege, mit kurzen Anläufen und Rückschlägen, im Ganzen seit 1830 ein unaufhaltsamer Fortschritt.

Denn zu derselben Zeit, in welcher die Julirevolution wieder in weiten Kreisen Theilnahme an dem Staate rege machte, begann auf anderen Gebieten neue Entwicklung deutscher Volkskraft, zunächst durch die fleißige Arbeit von zahllosen Einzelnen in Werkstatt und Comtoir. Der Zollverein, die größte Schöpfung Friedrich Wilhelm's III, warf einen Theil der Schranken nieder, welche die einzelnen deutschen Staaten getrennt hatten, die Schienenstränge und das Dampfschiff wurden die metallenen Leiter, auf welchen die technische Bildung unaufhaltsam von einem Ende des Landes zum andern dahinglitt. Mit der Entfaltung deutscher Fabrikthätigkeit kamen neue sociale Gefahren, und neue Heilmittel mußten durch Selbstthätigkeit des Volkes gefunden werden. Stück für Stück wurde die engherzige Regierungsweise der charakterschwachen Beamten zerbrochen. Die Nation erhielt die Empfindung, daß sie in eine lebhafte Bewegung gekommen war, überall junge Lebensregungen, überall kräftigere Rührigkeit der Einzelnen. Neben dem Beamtenstande entwickelte sich eine freie Geistesrichtung unabhängiger Männer, andere Formen der Bildung, andere Bedürfnisse des Volkes. Schnell wurde die Arbeit auch des Kleinen werthvoller; seine Einsicht und seinen Wohlstand zu steigern war nicht mehr ein Problem für ruhige

Menschenfreunde, es wurde eine Nothwendigkeit für Alle, Bedingung des Gedeihens auch für die Anspruchsvollen. Während man noch ängstlich klagte, daß die Kluft zwischen Arbeitgebern und Arbeitern immer größer, die Herrschaft des Capitals drückender werde, waren in der That der Eifer der Gelehrten, die Humanität der Gebildeten und der wohlverstandene Vortheil der Erwerbenden sorgfältig bemüht, die Kenntnisse des Volkes zu vermehren und seine Sittlichkeit zu bessern. Eine umfangreiche volksthümliche Literatur begann ihre Wirkung, Gewerbe- und Ackerbauschulen wurden eingerichtet, in Vereinen kamen die Angelegenheiten und Bedürfnisse der einzelnen Kreise zu Aussprache und Ausbildung. Durch Lehre und Beispiel suchte man die Selbstthätigkeit der Schwächeren zu steigern, der große Grundsatz der Genossenschaft wurde verkündet, an die Stelle der früheren Vereinzelung trat auf jedem Gebiet irdischer Thätigkeit das Zusammenwirken Gleichgesinnter. Es war eine großartige Arbeit, der die Nation sich jetzt hingab, und ihr folgten die größten und schnellsten Wandlungen, welche der Deutsche bis dahin gemacht hatte.

Sowol der gesunde Egoismus dieser Arbeit, als die praktische Humanität derer, welche um das Wohl der arbeitenden Bevölkerungsschichten sorgten, beide wurden seit dem Jahre 1830 Helfer, die Unsicherheit und Zerfahrenheit, welche in die Gebildeten gekommen war, zu heilen. Der Süden Deutschlands übte jetzt einen heilsamen Einfluß auf den Norden. Lange hatten die Länder des alten Reichs, mehr empfangend als abgebend, still vor sich hin gelebt, sie hatten einzelne große Dichter und Gelehrte nach dem Norden gesendet, aber auch diese gern als ihr besonderes Eigenthum betrachtet; sie hatten mit Liebe die heimische Landesart gegen das norddeutsche Wesen zu schützen gesucht, sie waren ohne besondere Freude durch Napoleon und den Wiener und Pariser Frieden unter die größeren Fürstenhäuser ihrer Landschaft vertheilt worden. Jetzt trat ihr Wesen ergänzend und fortbildend in den Vordergrund. Die Ver-

fassungskämpfe ihrer kleinen Staaten schulten eine Anzahl politischer Führer, warme Patrioten, kräftige, warmherzige Männer, zuweilen von begrenztem Gesichtskreis, aber eifrig, unermüdlich, frisch und hoffnungsreich. Die schwäbischen Dichter waren die ersten Künstlerseelen der Deutschen, welche durch Theilnahme an der Politik ihrer Heimat gekräftigt wurden. Auch der Charakter des Volkes schützte dort vor Blasirtheit, geistreichem Formelwesen und Sophisterei, es schützte ein warmes Herz, ein gesunder Menschenverstand, der für übergroße Feinheiten wenig zugänglich war, und eine behagliche Laune. In der Zeit von 1830—48 standen die Süddeutschen im Vordergrund des deutschen Lebens.

Das liebevolle Eingehen in das Leben des Volkes fand auch in der Kunst der Süddeutschen seinen Abdruck. Aus dem Mißbehagen, welches in der Gesellschaft der Gebildeten immer noch empfunden wurde, flüchtete die schöne Erfindung in die kleineren Kreise des Volkes. Die Genremaler bemühten sich, Gestalten und Ereignisse des kleinen Lebens mit Laune und Gemüth darzustellen, die Dichter suchten mit herzlichem Antheil Charaktere und Zustände des Landmanns poetisch zu verklären. Ihre Dorfgeschichten und die Bedeutung, welche sie für die Leserwelt gewannen, werden in der Culturgeschichte immer für ein Anzeichen gelten, wie groß unter den Gebildeten die Sehnsucht nach Behagen und fest umgrenzter Tüchtigkeit war.

Aus dieser Zeit, in welcher sich neue Forderungen an das Leben im Gemüth des Volkes erhoben, wird auch hier eine Dorfgeschichte mitgetheilt. Denn das Leben des Süddeutschen, welcher hier erzählen soll, ist in vieler Beziehung charakteristisch für Schicksale und innere Wandlungen der Besten aus dieser nächsten Vergangenheit. Die Bewegung, welche nach der Julirevolution von 1830 über Europa hinzitterte, hatte auch ihn zu lebhafter Theilnahme an der nationalen Entwicklung des Vaterlandes angeregt. Die Kammerverhandlungen seiner engeren Heimat wurden ihm die erste Hand-

habe. Die Kämpfe, welche dort aufbrannten, blieben nicht ohne Frucht, sie brachten Ablösung der Lasten, welche bis dahin den Boden und Bauer gedrückt hatten, Gemeindeordnung, öffentliches und mündliches Verfahren, sogar ein Preßgesetz ohne Censur. Aber der Bundestag schritt dagegen ein. Das Preßgesetz wurde durch ihn vernichtet, die Klagen der Grundherren gegen die Ablösungsgesetze fanden bei ihm geneigtes Ohr; nach dem Frankfurter Attentat vom 3. April 1833 erhob sich wieder die Reaction. Da schied der Verfasser aus seiner amtlichen Stellung bei einer Finanzbehörde und widmete seine Thätigkeit der Presse. Als ihm auch dieser Antheil an den politischen Schicksalen seiner Heimat durch arge Maßregelungen einer gesetzlosen Partei verhindert wurde, siedelte er auf einige Jahre nach der Schweiz über. Es hatte ihm sein ganzes Leben lang Freude gemacht zu lehren. Als Student, als Aspirant für den Staatsdienst und als Schriftsteller hatte er Jüngere unterrichtet. Er war deshalb nicht unvorbereitet für das Lehramt, welches er in der Fremde antrat. Das Folgende erzählt er selbst.

„Am Ostermontag 1838 wurde in der Kirche zu Grenchen im Canton Solothurn der katholischen Gemeinde als Lehrer an der neuerrichteten Bezirksschule ein Protestant, ein Deutscher vorgestellt. Die Gemeinde hatte ihn gewählt, die Regierung bestätigt; der Lehrer war ich.

Es war ein rauher Frühlingsmorgen. Das einförmige Grau der Wolken deckte die Wände und Gipfel des Jura, große Schneeflocken fielen in dichtem Gestöber und umhüllten den Zug, der sich nach der Kirche bewegte. Die Worte, welche Pater Zweili, Guardian der Franciscaner von Solothurn, Präsident des Erziehungsraths, an die Versammelten richtete, würden jedem Geistlichen wohl angestanden haben. Mir äußerte er, ich möge keinen Anstand nehmen, mit den Schülern über Religion zu sprechen: „Sie brauchen ja die wenigen Unterscheidungslehren, die uns trennen, nicht zu berühren.“

Die Franciscaner waren gelehrte, fleißige Männer; sie wohnten und lebten wie Lehrer der Wissenschaft, darum aber auch in offener Fehde mit den Jesuiten. An ihnen fand die Regierung kräftige Stützen und Mitarbeiter ihrer Bestrebungen für die Bildung des Volkes; auf diesem Gebiete war Alles zu thun, da die 1830 gestürzte Patricierherrschaft nichts gethan hatte. Zunächst ward für die Errichtung von Anfangsschulen, die Bildung von Lehrern, die Beaufsichtigung und Leitung des Schulwesens gesorgt. Nicht gering waren die Schwierigkeiten, welche überwunden werden mußten; aber es geschah innerhalb eines Zeitraums von vier Jahren. Anfang 1837 hatte jede Gemeinde ihre Schule, jede Schule ihren Lehrer und ihre Dotation, jedes Kind den nothwendigen Unterricht, das Gesetz strafte die Eltern, welche ihre schulpflichtigen Kinder nicht zum regelmäßigen Besuche anhielten. Kaum waren die Anfangsschulen geordnet, so wurden, als Fortsetzung derselben, die Bezirksschulen angefügt. Hier war kein Zwang; die Errichtung war der Gemeinde, der Besuch den Schülern, die aus der Anfangsschule entlassen waren und die nöthigen Vorkenntnisse besaßen, freigestellt; der Staat erleichterte durch Zuschüsse die Errichtung und führte die Aufsicht. Grenchen war eine der ersten Gemeinden, welche den Beschluß faßten, die Mittel für eine Bezirksschule aufzuwenden; die Regierung gab einen Beitrag von jährlich 800 Schweizerfranken. Das Verdienst dieses Gemeindebeschlusses gebührt vor allen dem Arzte, Dr. Girard, meinem lieben Freunde. Den Nutzen der Sache konnte er nur einer kleinen Minderheit seiner Mitbürger deutlich machen; denn diese hatten nicht den Unterricht der gegenwärtigen Generation genossen; aber sie vertrauten dem Manne, der ihnen so oft bewiesen, daß er uneigennützig das Gute wolle. Den Ausschlag jedoch gab bei dem von Natur aufgeweckten Volke der Trieb, sich vor anderen Gemeinden hervorzuthun. Als ihnen vorgehalten wurde, daß die Frage nur sei, ob Grenchen oder

etwa Selzach die neue Schule erhalten solle, da war die Sache entschieden; die Anstalt mußte in den Ort, möge sie sein, was sie wolle. Ich aber hatte Freude am Lehren, und die Stelle sicherte mir den Aufenthalt mehr noch als den Unterhalt, für welchen auch andere Arbeiten ausreichten.

Das Dorf, in dem ich jetzt lehren sollte, die größte Landgemeinde des Cantons, mit mehr als zweitausend Einwohnern und vierhundert stimmberechtigten Bürgern, liegt in den Vorhügeln des Jura. Gegen Süden senken sich saftige Wiesen und wohlbestellte Felder nach der Aar hinab, welche raschen Laufes durch die Thalebene dem Rheine zueilt. Jenseits der Aar steigt das Gelände wieder sanft hinan, zu dem hügeligen Emmenthal, und hinter ihm erhebt sich die Alpenkette, die Urner und Schwyzer Berge im Osten, der Rigi als einzeln stehende Vormacht, in der Mitte Finsteraarhorn, Eiger, Mönch, Jungfrau, bis zu den Savoyer Alpen, aus denen der Montblanc gewaltig hervorragt. Nach Westen glänzen die Spiegel der Seen von Biel, Neuenburg und Murten. Schwerlich wird irgendwo eine Landschaft gleich lieblichen und dabei großartigen Charakter dem Auge darbieten.

Die Häuser im Dorfe ziehen sich vereinzelt und in Gruppen zerstreut bis hoch an dem Berge hinauf, fast jedes mit einem Gärtchen und einer Hausmatte umgeben, von Obstbäumen beschattet; durch das Dorf schlängelt sich in mehren Verzweigungen der klare Bach. Ungern weichen die Strohdächer dem vorgeschriebenen Ziegeldache. Die Wirthschaft der Einwohner umfaßt Feld- und Wiesenbau, Wald- und Sennwirthschaft, die Butter- und Käsebereitung auf dem kostbarsten Besitze, den Bergweiden. Auch Wein wird gebaut. Die Grenchener leugnen nicht, daß in gewöhnlichen Jahren ihr Wein sauer ist, sie bespötteln ihn in Lied und Schwank, aber sie trinken ihn doch und befinden sich wohl dabei. Es ist ein kräftiger Menschenschlag vom Stamm der Alemannen, die Männer meist schlank, aber stark, zum Theil von unge-

wöhnlich hohem Wuchse; unter den Frauen und Mädchen nicht selten jene Altarbildschönheiten, wie auch sonst in katholischen Ortschaften. Sie sind heiter, mit Humor begabt, dabei von ausdauerndem Fleiße, geschickt sich in jede Lage zu finden und sich selbst zu helfen. Es ist bei ihnen nicht Sitte, die Thüren verschlossen zu halten. Als einen unerhörten Vorfall erzählte man, daß vor drei Jahren im Dorfe eine Taschenuhr gestohlen war. Die Oertlichkeit ist aber auch für Diebe nicht günstig, wehe dem, der sich fangen läßt, er kommt nicht unversehrt in die Hände der Justiz.

Denn die Grenchener standen damals noch in dem Rufe unbändiger Wildheit, die sich in Streithändeln und starker Neigung zur unerlaubten Selbsthilfe offenbarte, nicht selten wurden die Messer gebraucht und floß Blut. War der Ausgang nicht gerade tötlich, so wurde von den Betheiligten Alles aufgeboten, um die Obrigkeit fern zu halten. Der Thäter und der Verletzte unterhandelten durch „Anschickmänner" über billige Schadloshaltung, und mit dem Abschlusse des Vertrages hatte die Feindschaft ein Ende. Das Geld war zu meiner Zeit noch nicht der Werthmesser für den Menschen, sondern die Arbeit. Ich schätze dort einen Bürger, der durch mißlungene Unternehmungen sein Vermögen eingebüßt hatte und als Straßenknecht arbeitete. Seine Mitbürger achten ihn nach wie vor und loben ihn, weil er seinen Dienst recht gut versehe. — Für Burschen, denen die Arbeit des Friedens nicht gefiel, bot damals der fremde Dienst noch einen häufig betretenen Ausweg, den die Gemeinde nicht ungern sah, weil er sie von manchem störenden Elemente befreite; allein er brachte ihr auch manchen Wildfang nicht gebessert wieder.

Als in den neunziger Jahren die Franzosen in die Schweiz eindrangen, fanden sie die Cantone in einem lockern Verbande; die Schweizer führten ihre Streitkräfte vereinzelt dem Feinde entgegen, die Berner schlugen sich gut bei Neuenegg, die Urcantone am Vierwaldstädtersee, aber einer nach dem andern

mußte der Uebermacht erliegen. Auch die Grenchener waren verwegen genug, ihr Dorf gegen die andrängenden Franzosen zu vertheidigen; sie zogen, zum Theil mit Hellebarden und altem Rüstzeug bewaffnet, dem Feinde entgegen und stürzten zum Handgemenge. Noch lebt im Munde der Bewohner der Name der „Jungfer Schürer (Scheuerer)", und man zeigt noch die Stelle, wo sie im Kampfe ihr Leben ließ. Der französische Offizier, ihr Gegner, wurde verwundet in das Spital nach Solothurn gebracht, und soll dort reuig geklagt haben, daß er gezwungen gewesen sei ein Mädchen zu töten; er habe jedoch nur die Wahl gehabt, dies zu thun oder unter ihren Streichen zu fallen.

Getrennt vom Dorfe liegt in einem kleinen versteckten Seitenthale das Bad, ein Gebäude mit langer Front, zwischen Teichen und Gartenanlagen mit schattigen Baumgruppen. Dahinter die Quelle, ein eisenhaltiges klares Wasser. Im Sommer ist das Bad von Gästen aus der Schweiz, vorwiegend welscher Zunge, von Elsässern und von einzelnen Fremden besucht, die zufällig den Aufenthalt entdecken und liebgewinnen. Noch in diesem Jahrhundert war das kleine Thal Eigenthum der Gemeinde, Sumpf und Schilf. Da erwarb Vater Girard um mäßigen Preis das Land, baute darauf seine Hütte, entwässerte den Grund, faßte die Quelle und richtete das Bad ein, anfänglich in sehr bescheidenen Verhältnissen, die Anlage erweiternd, als die Mittel sich mehrten. Vater und Mutter mühten sich im Schweiße ihres Angesichts, Söhne und Töchter wuchsen zur Hilfe heran; ein Sohn studirte auf deutschen Universitäten und wurde Arzt; ihm verdankt die Anstalt ihr rasches Aufblühen.

Das war der Ort, welchem ich in der Kirche als Schullehrer vorgestellt war. Nicht ohne Widerspruch einer frommen Partei.

Alle Kräfte des Widerstandes wurden von den Ultramontanen aufs Aeußerste angestachelt, öffentlich durch die Presse,

auf Privatwegen durch alle möglichen Mittel. Ein Ketzer als einziger Lehrer an einer katholischen Schule, das war unerhört! Die Regierung, der Gemeinderath, ich selbst wurden mit Schmähungen überhäuft. Die Geistlichkeit in Grenchen wurde scharf getadelt, daß sie den Wolf in die Herde habe einbrechen lassen, und es ward ihr — nicht allein durch die Zeitungen — zur Pflicht gemacht, Alles aufzubieten, um das Teufelsnest im Keime zu ersticken.

Der Pfarrer des Orts war ein stattlicher schöner Mann, Liebling der Frauen und dadurch von Einfluß. Aber ein Streiter war er nicht, er liebte die Ruhe und das Violinspiel, und hätte daher lieber nichts gethan. Er hielt, so weit sein Einfluß reichte, Knaben vom Besuche der Schule ab, setzte niemals seinen Fuß in dieselbe, ertheilte daher auch keinen Religionsunterricht, und die dafür bestimmten Stunden wurden mit einem andern Lehrgegenstande ausgefüllt. Persönlich stand ich mit ihm auf erträglichem Fuße. Es hatte ihn gefreut, daß ich ein Töchterlein, welches mir zwei Monate vorher im Grenchenbade geboren worden war, von ihm hatte taufen lassen, und er hatte daran leise Bekehrungsversuche geknüpft, indem er mir ein angeblich von einem Protestanten geschriebenes Buch zur Verherrlichung der katholischen Kirche zu lesen gab. — Noch weniger als der Pfarrer war sein Kaplan als Sturmbock gegen die Schule zu brauchen. Er war in Würzburg Theologe geworden und wußte, daß Leipzig ein „Bücherneft“ ist. Er war ein guter Landwirth und Bienenzüchter, und stand damals ganz auf gleicher Bildungsstufe mit dem Volke, welches aber nicht darauf stehen geblieben ist. Nicht immer gelang es ihm, die geistliche Würde zu wahren und Rügen von oben zu vermeiden. Sein theologisches Wissen über das zum Gebrauche Nothwendigste auszudehnen hatte er sich nicht veranlaßt gefühlt, und ich staunte zuweilen über das Chaotische seiner Einnerungen, wenn er z. B. erzählte, wie der heilige Ludwig Rom gegen die Hunnen vertheidigt hatte.

War von Büchern die Rede, so unterließ er nie, einen Missionsbericht aus Otaheiti zu preisen, und ich kam bald dahinter, daß dieser Band so ziemlich seine ganze Bibliothek ausmachte. Trotz alledem war er ein guter Mensch, und es schadet ihm heute nicht mehr, wenn ich erzähle, warum ich ihn liebe. Wir sprachen von der ewigen Seligkeit und ihrem Gegentheil. Ich redete ihm ins Gemüth, wie ich doch für unmöglich halte, daß der liebe Gott so grausam sein könne, mich ewig in der Hölle brennen zu lassen. Der Herr, nicht ich, sei schuld, daß ich reformirt getauft, unterrichtet und confirmirt worden sei. Unsere Lehre weise uns an, die Nebenmenschen zu lieben, ihnen Gutes zu thun. Ich bemühe mich nach Kräften, diese Lehre zu befolgen, und dennoch soll ich ewig verdammt sein? Dem Kaplan that das leid, und er fand eine theologische Antwort: „Ich hoffe, Gott wird euch behandeln wie einen Heiden, von denen geschrieben steht: sie werden gerichtet werden nach ihren Werken.“ Er war der Schule nicht gefährlich.

Wäre die geistliche Führung energischer gewesen, so war das Gefolge, welches aus der Mitte der Bevölkerung gegen die Schule aufgeboten werden konnte, nicht zu verachten. Abgesehen von den Frauen, welche großentheils dem Pfarrer anhingen, zählten hierher Männer, welche durch die neue Ordnung aus den Gemeindeämtern verdrängt worden waren. Ansehen und Familienverbindungen reichten ihnen immer noch weit, und sie waren von ihren „alten Herren“ angeleitet, der kräftigeren Jugend vorzuspiegeln, daß die neue Verfassung ihr noch lange nicht genug Freiheit, dagegen mehr Lasten gegeben habe, daß sie keine Ursache habe, zufrieden zu sein mit einem Zustande, welchen die neuen Führer ausschließlich zu ihrem Vortheil wendeten. Diese Gegner waren gefährlich. Von einem derselben nahm ich die Milch für den Hausbedarf. Die Kinder erkrankten, sie glühten im Fieber; wir erfuhren, daß uns die Milch von einer

kranken Kuh gegeben werde, und daß die Verkäufer sich dessen rühmten.

Da die erst auf dem politischen Felde besiegte Partei gegen den Gemeinderath und die Mehrzahl der Bürger keinen offenen Kampf bestehen konnte, suchte sie die Eltern abzuhalten, und sie war zufrieden, als die Schule im Anfang nicht mehr als ein Dutzend Schüler zählte, wenig für eine große Gemeinde, umgeben von anderen Dörfern, deren Söhnen die Bezirksschule ebenfalls offen stand. Gegen die Gefahr der Abzehrung gab es nur ein specifisches Mittel, die Leistungen der Schule. Allein noch bevor es möglich war zu zeigen, daß hier wirklich nützliche Kenntnisse erworben werden konnten, kam ein Umstand zu Hilfe.

Grenchen liegt an der Grenze gegen den Canton Bern, eine halbe Stunde entfernt von dem Berner Dorfe Lengnau. Der (reformirte) Gemeinderath von Lengnau richtete an die (katholischen) Solothurner Nachbarn die Frage: ob und unter welchen Bedingungen Knaben aus ihrem Orte der Besuch der Bezirksschule gestattet werde. Die Antwort lautete: man werde ihre Söhne willkommen heißen, der Unterricht sei unentgeltlich, nur habe Lengnau zu sorgen, daß die Schüler Ruhe und Ordnung halten. Alsbald erschien ein Zuwachs von acht bis zehn Knaben aus Lengnau; einen darunter hatte der Ortsvorstand zum Obmann gesetzt und für Erhaltung der Mannszucht verantwortlich gemacht; sie marschirten in militärischer Ordnung, zwei und zwei, zogen ebenso wieder heim, und niemals hat zwischen ihnen und den Grenchenern der geringste Streit stattgefunden. Dieses Beispiel wirkte auf die benachbarten Orte des Cantons: einzelne Schüler kamen aus Staad, Bettlach, Selzach, später selbst aus dem französischen Jura. Einer von ihnen verdient besondere Erwähnung. Er war ein großer, starker Mann von zweiunddreißig Jahren (ein Jahr älter als ich) aus der Gemeinde Ely in den Freibergen, zwei Stunden hinter dem Weißenstein, in

einer rauhen, einsamen Gegend des Berner Juragebirges, die er verlassen hatte, um an der neuen Landstraße von Solothurn nach Grenchen zu arbeiten. Als er von der Bezirksschule hörte, änderte er seinen Entschluß: er verdang sich als Knecht bei einem Bauern um Wohnung und Kost und verzichtete auf Lohn gegen die Befugniß, die Schule besuchen zu dürfen. Sein Trieb nach Wissen und eiserner Fleiß halfen ihm alle Schwierigkeiten überwinden, er war bald einer der besten Schüler, besuchte später das Lehrerseminar in Münchenbuchsee (Bern), und kehrte dann in seine Heimat zurück, wo er Ortsvorstand, Lehrer, kurz Alles in Allem ist. Nur Familienvater ist Xaver Rais nicht geworden, denn er studiert noch immer fort und — wie er mir später vertraute — kauft lieber Bücher als eine Frau. Die Grenchener zählen ihn noch heut zu den Ihrigen, und noch jetzt, wenn ich in den Ort komme, wird ihm Botschaft gesendet; dann hängt er seine Tasche um, greift zum Stabe und steigt mit langen Schritten über die Berge.

Der Zuzug von außen verfehlte seine Wirkung auf die Gegner im Orte nicht; manchem Knaben gelang es, den Widerstand der Eltern zu besiegen und vergnügt in die Anstalt einzutreten, welche bald zwischen dreißig und vierzig Schüler zählte. Um den Unterricht nach dem Bedürfnisse einzurichten, mußte ich den vorgeschriebenen Plan umändern. Ich that es auf meine Verantwortung, und als ich am Schlusse des ersten Jahres darüber an die Regierung berichtete, wurde, was ich gethan, gutgeheißen und der Wunsch ausgesprochen, daß es an den übrigen Bezirksschulen ebenso gehalten werden möchte. Im Sommer hielt ich nur von 6 bis 10 Uhr früh Schule, damit die Knaben noch zu Haus- und Feldarbeiten verwendet werden konnten. Die großen Arbeiten, Heu- und Getreideernte, fielen ohnehin in die Ferien. Die Lehrgegenstände beschränkte ich in der Zahl, gab ihnen aber einen größern Inhalt. Daß der Pfarrer keinen Religionsunterricht ertheilte,

bedauerte ich aufrichtig, denn die Knaben kamen aus der Anfangsschule in diesem wichtigen Zweige sehr verwahrlost; man hatte ihnen nur zwei Sätze eingeprägt, von der Unentbehrlichkeit des geistlichen Standes und von dem Werthe der Reliquien; biblische Geschichte war ihnen fast gänzlich unbekannt. — Lehrte der Pfarrer nicht Religion, so lehrte ich keine Politik, sondern überließ die „vaterländischen Staatseinrichtungen" der Schule des Lebens. Dagegen wurden deutsche und französische Sprache nebst Stilübungen, Geschichte und Geographie, Arithmetik und Geometrie mit allem Eifer betrieben, und es machte mir Freude zu beobachten, wie weit man in kurzer Zeit fähige, naturwüchsige Knaben bringen kann, wenn man allen Schwulst wegläßt, die Dinge einfach darstellt und den Einzelnen in seiner geistigen Arbeit zweckmäßig unterstützt.

Ich hatte das Glück eine ziemliche Anzahl fähiger Schüler zu erhalten, und für diese wollte ich etwas mehr thun, als vorgeschrieben war. Ihnen gab ich daher in besonderen Stunden Unterricht im Lateinischen, und ich benutzte denselben, um ihren Gesichtskreis zu erweitern, den Lerntrieb anzuregen und zu leiten. Sie bildeten einen Kern, welcher der Schule einen festen Halt gab. Ihnen verdanke ich, daß mir die Schulzucht keine Sorge machte, denn ihr ernstes, gesetztes Wesen imponirte allen. Ich habe in den drei Jahren meines Lehramtes nie eine Strafe verhängt. Verhielt sich ein Knabe faul oder unwahr, so pflegte ich der Ermahnung zur Besserung die Andeutung beizufügen, daß die übrigen Schüler keine schlechten Burschen unter sich dulden würden. Es ist wol vorgekommen, daß nach Beendigung der Stunde, in welcher eine solche Warnung nöthig geworden war, von geringer Entfernung her Töne, die nicht gerade Jubel bedeuteten, zu meinen Ohren drangen; allein ich unterließ es, mich nach der Ursache zu erkundigen. Die Anstalt war wegen Zunahme der Schülerzahl aus „Güggi's Stock" nach „Häni's

Haus"*) verlegt worden; das Schulzimmer war eine Treppe hoch, unmittelbar über unserem Wohnzimmer, und meine Frau sprach öfter ihr Erstaunen aus, daß sie von oben, wo dreißig Bauernknaben versammelt waren, nicht das mindeste Geräusch höre, und daß unsere kleinen Kinder in ihrem Morgenschlummer nicht gestört würden.

Ein Jahr war noch nicht verflossen, da merkte man im Dorfe, daß die Schule nütze. Die Knaben, besonders die von der „Garde", wie sich meine Elite nannte, wurden vielfach in Anspruch genommen, um deutsche und französische Briefe, wie sie im Verkehre mit den Landesproducten vorkamen, zu lesen und zu schreiben, Rechnungen zu prüfen und zu stellen u. dergl. Gern sah ich es nach, wenn einer oder der andere mit solchen Nebenarbeiten hie und da eine Stunde versäumte, denn diese Versäumniß brachte ihnen und der Schule Gewinn. Die Leute sahen uns auf dem Felde Messungen vornehmen, Höhen und Entfernungen mit selbstgefertigten Instrumenten trigonometrisch bestimmen. Den stärksten Eindruck aber machte ein Knabe von fünfzehn Jahren, der um die Erlaubniß bat, vor versammelter Gemeinde für seinen Vater sprechen zu dürfen. Der Vater, ein wackerer, um die Gemeinde verdienter Mann, war durch Unglück in Gant gerathen. Das Schlimmste drohte, wenn der stärkste Gläubiger nicht Nachsicht übte, und dieser Gläubiger war die Gemeinde selbst. Der Sohn trat vor die Versammlung und bat um Nachlaß der Schuld. Er schilderte die Verdienste, das Unglück, den Gemüthszustand des Vaters, seine Sorgen um die Familie, die trostlose Zukunft, die Vortheile, welche es der Gemeinde selbst bringen würde, wenn sie der Familie den Ernährer, sich selbst den nützlichen Bürger erhalte. Er sprach mit einem Ausdrucke, einer Wärme und Innigkeit, daß den harten Männern die Thränen in den Bart

*) Ein Wohngebäude, nur für Menschen, ohne Scheuer und Stallung, heißt nicht „Haus" sondern „Stock".

rollten — ich versichere, das will dort viel sagen — und daß zuletzt für den Nachlaß der Schuld nicht eine Stimme fehlte. Der Knabe ist jetzt längst Professor der Naturwissenschaften und Doctor der Philosophie. — Seine Rede galt dem Orte mehr als die That eines andern Schülers, welcher einem tollen Hunde mit der Waldaxt den Kopf zerschmettert hatte. Das, meinten sie, sei keine Kunst, das hätte jeder thun können; aber der junge Redner! „So lernen sie reden in der Schule." Von da an stand die Anstalt fest. Mir aber fehlte noch etwas.

Vergebens hatte ich im ersten Jahre die Regierung um Vornahme einer Prüfung gebeten. Man hatte erwiedert, daß man über den Gang der Schule unterrichtet sei und mir Vertrauen schenke. Im zweiten Jahre wiederholte ich dringender meine Bitte und stellte vor, es werde der Schule nützen, wenn der Staat sie beachte. Die Prüfung wurde anberaumt, es erschienen der Landammann Munzinger, mehre Mitglieder des Regierungsrathes, Guardian Zweili, verschiedene Lehrer und angesehene Männer aus Solothurn. Alles ging gut; die Knaben fühlten sich gehoben und angefeuert durch die Zeichen der Zufriedenheit der höchsten Staatsbeamten. Nach gethaner Arbeit vereinigten sich die Mitglieder des Gemeinderathes und andere Honoratioren mit den Beamten und den Freunden der Schule zu einem Mahle. Als die Fremden sich entfernt hatten, blieben die Einheimischen noch lange beisammen, selbst frühere Gegner hatten sich angeschlossen; sehr gern wäre auch der Kaplan erschienen, wenn er sich nicht vor dem Pfarrer gefürchtet hätte, und selbst der Pfarrer, wenn er sicher gewesen wäre, daß seine Oberen es nicht erführen. Bis tief in die Nacht kreiste der Becher und ich war nicht in der Lage, diese Kelche an mir vorübergehen zu lassen, um so weniger, als in den Augen der Männer, wer nicht mit ihnen trinken konnte, als Schwächling angesehen und keiner tüchtigen Leistung fähig erachtet wurde. — Vom Tage der Prüfung an durfte ich

die Schule als eingelebt in die Gemeinde betrachten. Die Zeit war vorüber, wo meine Freunde und Bekannten in Solothurn mir erklärt hatten, daß die Nachricht sie eben nicht überraschen würde, ich sei von den wilden Grenchenern erschlagen worden.

Ich hatte zwar ein so durchgreifendes Verfahren von den Anhängern der „Schwarzen" nie besorgt, aber jetzt erst erwärmte mich das Gefühl der Sicherheit. Manche kleine aber deutliche Züge ließen mich erkennen, daß die Leute auch mich und die Meinigen nicht mehr als Fremde betrachteten. Und das war eine Annäherung, die sich hier zuweilen erst in einigen Menschenaltern vollzog. So war vor der Eröffnung der Anstalt im Schulrathe über die Anschaffung von Bänken und anderen Requisiten verhandelt und dabei bemerkt worden, daß die Gegenstände nicht bei den „fremden" Schreinern bestellt werden sollten. Geraume Zeit nachher kam einer derselben — es waren zwei Brüder — zu mir und bat, ihm eine Eingabe an die Regierung aufzusetzen, daß sie in Grenchen bleiben und das Bürgerrecht erwerben dürften. Eine neue Verordnung gebe den Ortsvorständen auf, die „Schriften" der Eingesessenen zu prüfen und alle, deren Papiere nicht in Ordnung seien, in ihre Heimat zu weisen. Sie hätten keine Schriften und seien in Gefahr, ihren Wohnsitz in Grenchen zu verlieren. Auf meine Frage, wie lange sie am Orte wohnten, erwiederte der Mann: er und sein Bruder seien hier geboren, die Eltern ebenfalls, die Großeltern seien als junge Leute hier eingewandert, und zwar nicht aus einem fremden Lande oder aus einem andern Cantone, sondern aus einem Solothurner Dorfe, vier Stunden von Grenchen, wo man aber von ihnen nichts mehr wissen wolle. Die Gemeinde habe sie gut behandelt, ihnen auch gleichen Antheil an den Nutzungen, wie den Bürgern, bewilligt, aber das Bürgerrecht weigere sie ihnen. Die Regierung bedeutete dann auch der Gemeinde, daß sie versäumt habe, den Großeltern bei ihrem Einzuge ihre

Schriften abzufordern, und daß die Enkel darunter nicht leiden dürften. Sie wurden Bürger, blieben aber doch die „fremden" Schreiner.

Mir war nach Jahresfrist das Glück geneigter. Die Kinder der Nachbarn wählten meine Kinder zu Gespielen, die Frauen suchten den Umgang meiner Frau, und mehre Männer bestimmten mich einem Verein beizutreten, welcher gemeinnützige Zwecke verfolgte, bald eine große Ausdehnung gewann, und für die Verwaltung und Bewirthschaftung des Gemeindevermögens manches Gute stiftete. Viele tüchtige Landleute lernte ich dort achten; manche sind in der Kraft ihrer Jahre hinübergegangen. Friedensrichter Vogt, ein echter Alemanne von langer, hagerer Gestalt und dunklem Haar, durch natürlichen Verstand und Scharfblick zum Vorkämpfer für die aufhellende Richtung geartet, wurde vor kurzem von einem Baumstamm erschlagen, der unter seinen Axthieben auf ihn niedersank. Der Gemeinderath Schmied Girard verunglückte in blühender Manneskraft bei einem Freudenfeuer, welches auf der Wannfluh, hoch oben am Rande einer steilen Felswand angezündet worden war, um den Berner Nachbarn weithin die Theilnahme an der Feier ihres Verfassungsfestes zu bezeigen. Er stieß mit dem Fuß ein mächtiges Scheit in die Flamme, glitt aus und stürzte rücklings über die Felswand in die Tiefe. Er war ein rücksichtsloser Gegner der verrotteten Wirthschaft, hatte sich nicht gescheut, Sympathien für David Strauß, dessen Berufung nach Zürich 1839 den vielbesprochenen „Züricher Putsch" veranlaßt hatte, kund zu geben und die Ueberzeugung auszusprechen, es werde nicht eher besser werden, als bis die Gemeinden ihre Pfarrer wählen dürften, und zwar nicht länger als auf fünf Jahre. Kein Wunder, wenn die ultramontane Partei in ihren Blättern seinen Tod als den Finger Gottes, den Guten zur Erbauung, den Gottlosen zur Warnung ausrief. Die Grenchener antworteten auf den vergänglichen Fluch der frommen Presse durch eine bleibende Schrift in

Stein. In dem Dorfe, am Rande der Landstraße, an einer Stelle, die jeder Wanderer, der des Weges zieht, bemerkt, erhebt sich ein einfacher Gedenkstein. Die Inschrift besagt, daß er der Erinnerung an Gemeinderath Girard gewidmet sei, der von seinen Mitbürgern geachtet und geliebt, für Freiheit, Recht und Licht im Leben gearbeitet und den Tod gefunden habe. Mir war er ein guter Nachbar und eine kräftige Stütze gewesen; meine Frau hatte den Mann angestaunt, wenn er ihren Stahl aus seinem Kohlenfeuer mit bloßer Hand faßte und in das Plätteisen schob.

Unter den Schülern bildete sich schnell ein Corpsgeist im guten Sinne, sie fühlten sich als eine angesehene Körperschaft. Ich unternahm mit ihnen Ausflüge, unter anderem nach Neuenburg, wo ihnen die Merkwürdigkeiten der Stadt, besonders die reichen naturhistorischen Sammlungen mit dankenswerther Bereitwilligkeit gezeigt wurden. Ein ander Mal folgten wir der freundlichen Einladung eines Lehrers in Solothurn zu einer Reihe von physikalischen Experimenten. In die Hauptstadt des Landes wollten die Knaben nicht zu Fuß gehen, sondern als stolze Grenchener auf laubgeschmückten Wagen mit stattlichen Rossen einziehen. In dem Hörsaale zeigten sie ruhige Haltung, Aufmerksamkeit und Verständniß, sie schauten dort manches, was ich ihnen, aus Mangel an Hilfsmitteln, nur hatte beschreiben können. Die Schule wurde der Mittelpunkt ihres Lebens und ihr Sammelplatz bei allen ungewöhnlichen Vorfällen. Als in einer Nacht die Sturmglocke eine Feuersbrunst in dem nahen Dorfe Bettlach ankündigte, kamen alle ungerufen zu mir; wir ordneten uns, eilten im Laufschritte nach der Brandstätte, bildeten eine Kette bis zum nahen Bach und erhielten unsern Antheil an dem Lobe bei der „Abdankung" des Pfarrers; denn wenn das Feuer gelöscht ist, entläßt der Geistliche dankend die zur Hilfe herbeigekommenen Nachbarn. Den Fähigern wurde ich der Vertraute für manchen Zug ihrer innern Entwicklung. Eben

der Knabe, welcher als Fürsprecher für seinen Vater vor der Gemeinde auftrat, war bei seinem ersten Erscheinen in der Schule von so unbändiger Ueberkraft, so unbeleckt von jeglicher Cultur, daß er, statt auf dem gewöhnlichen Wege nach seinem Platze zu gehen, stets über Tisch und Bänke hinwegsetzte; dem Wildfange hielten kaum die Hosen am Leibe. Sehr bald änderte sich dies. Sepp wurde still und ernst, seine ganze Kraft sammelte sich zum Nachdenken und im Lernen. Ich gab ihm meine Freude über die Aenderung zu erkennen, und er erzählte mir: Eine Nacht habe er nicht schlafen können, und da sei ihm der Gedanke gekommen: du bist bisher kein Mensch gewesen sondern ein Vieh; jetzt, durch die Schule, kannst du ein Mensch werden und du mußt es werden. Seit jener Nacht fühle er sich wie umgewandelt. Ein anderer — jetzt tüchtiger Forstmann und Geometer — war mir ebenfalls durch ein fast plötzliches Uebergehen von wenig ergiebigem Abmühen zu leichtem Fassen und raschem Fortschreiten aufgefallen. Später gab er mir die Erklärung: „Mir ist auf einmal Licht aufgegangen. Sie hatten uns eine Gleichung aufgegeben, ich grübelte, konnte aber die Lösung nicht finden. So war ich im Stalle und melkte die Kuh, immer in Gedanken; das Blatt hatte ich mitgenommen, neben mich auf einen Klotz gelegt, und sah jeden Augenblick darnach hin. Da fuhr es mir wie ein Blitz durch den Kopf: So mußt du's machen! Ich ließ Kuh und Kübel stehen, nahm mein Blatt, lief in das Zimmer, setzte mich an den Tisch, und ich löste die Gleichung. Seither geht alles Lernen besser."

Das Jahr 1839 ging zu Ende, das Wintersemester, die eigentliche Arbeitszeit der Schule, hatte begonnen mit vermehrter Schülerzahl. Da kamen eines Sonntags einige ältere Schüler zu mir und trugen vor: die Grenchener hätten einst von Zeit zu Zeit eine große Komödie aufgeführt. Diese alte Sitte sei aber seit lange außer Uebung gekommen, man habe nichts mehr gesehen, als zur Fastnacht den „Doctor von

Padua", den „Pulcinell" und ihre alten Hanswurstenspäße — die aus den italienischen Soldkriegen von Kriegsknechten heimgebracht und in die Dörfer verpflanzt sind; — sie aber wollten wieder „ein großes Spiel" haben und bäten mich, ihnen zu helfen. Ich verlangte Bedenkzeit und erkundigte mich bei ältern Leuten, namentlich bei dem alten „Hans Vik", der an der letzten Aufführung, vor mindestens vierzig Jahren, als Jüngling mitgewirkt und, wie er mir verschämt gestand, die „Mutter Gottes" gespielt hatte. Von ihm erfuhr ich, daß jene letzte dramatische Leistung die Genovefa gewesen sei. Er bezweifelte, daß das jüngere Geschlecht Aehnliches zu Stande bringe, denn einen so prächtigen Aufzug mit vielen Rossen, so gewaltige Sprünge frei über die Pferde weg, werde man heut zu Tage nicht mehr sehen. Besonders anstrengend sei die Rolle des Grafen gewesen; ein Mann habe dazu nicht ausgereicht, sie hätten deshalb drei Grafen gehabt, die abwechselnd ihre gymnastischen Künste verrichteten. Auf meine Frage, ob denn nicht auch gesprochen worden sei, und ob ihm nicht irgend eine Stelle im Gedächtnisse geblieben, die er mir vorsagen könne, hob der Alte an zu declamiren, anderthalb Töne über der natürlichen Stimmlage, singend, scandirend, mit einförmigem, gehacktem Rhythmus und Tonfall. Sicher war diese Art des Vortrages eine uralt überlieferte, und die Rede bei jenen Darstellungen Nebensache, die Sprünge, Ringkämpfe und Leibesübungen Hauptsache gewesen. Aus den Erzeugnissen neuer Kunst, die mir zu Gebote standen, wählte ich ein vaterländisches Trauerspiel „Hans Waldmann, Bürgermeister von Zürich," von Wurstemberger aus Bern. Der Held, Führer in den Burgunderkriegen, bemühte sich in seiner Vaterstadt die Adelsherrschaft zu brechen und zeitgemäße Reformen einzuführen. Manche Neuerungen waren dem Bürger unbequem. Der „Mann des Volkes" wurde unpopulär, eine Adelsverschwörung stürzte ihn, er wurde hingerichtet. An der nöthigen Handlung fehlte es dem Stücke nicht, Zweikämpfe,

Volksaufstand, Gefecht, Kerkerscenen würzten die Speise, längere Dialoge fielen dem Rothstift. Die Schüler erschienen, als meine Bedenkfrist abgelaufen, mit militärischer Pünktlichkeit, und nahmen mit Acclamation das vorgeschlagene Stück zur Aufführung an.

Die Jugend gab sich rüstig ans Werk und bewährte die angeborene, durch Erziehung und Uebung ausgebildete Begabung zur Selbstregierung. Die Theilnehmer — Secundärschüler und ältere — versammelten sich in dem Lokale der Volksschule, gründeten einen Verein und constituirten ihn durch Erwählung eines Präsidenten, eines Seckelmeisters und eines Schreibers. Sofort wurde zur Vertheilung der Rollen geschritten. Dies geschah folgendermaßen. Der Präsident richtete an die Versammelten die Frage: „Wer will den Hans Waldmann spielen?“ Drei oder vier Bewerber erhoben sich und jeder machte seine Ansprüche geltend: Körperlänge, laute Stimme, Schulbildung; dann mußten sie abtreten und die Discussion wurde eröffnet. Jeder Bewerber hatte seine Anhänger und seine Gegner. Die Verhandlung wurde geschlossen und eine an Einstimmigkeit grenzende Mehrheit theilte dem Lehrer Tschui die Titelrolle zu. So ging es der Reihe nach weiter, und die übrig bleibende Masse verständigte sich untereinander über ihre Vertheilung unter Soldaten, Bauern, Seewiber (Bauerfrauen vom Züricher See). Mit der Abstimmung hatte jeder Streit ein Ende, nicht das leiseste Murren erhob sich gegen die Entscheidung der Mehrheit. Ich hatte der Versammlung beigewohnt, ohne ein Wort zu sprechen; denn so willig die Knaben auf meinen Rath hörten, ja mir oft einen Wunsch an den Augen absahen, so unlieb wäre es ihnen gewesen, wenn ich mich in den Kreis ihrer ausführenden Thätigkeit hätte eindrängen wollen. Die Vertheilung der Rollen befriedigte vollständig; hätte ich sie vornehmen dürfen, sie wäre keinesfalls besser, wahrscheinlich nicht so gut ausgefallen. Gleich darauf ersuchte mich eine Anzahl älterer Burschen zwischen zwanzig und dreißig Jahren, sie als

Soldaten mitspielen zu lassen; es seien doch ein paar wilde Gesellen unter den Schauspielern, es könnten auch unter den Zuschauern ungezogene Burschen Unfug treiben, dann möchte es doch gut sein, wenn sie gleich bei der Hand wären, um Ordnung zu halten. Ihrem Begehren wurde gern willfahrt, und das Erscheinen dieser Starken mag hingereicht haben, ihre Dienste unnöthig zu machen.

Nachdem die Rollen ausgeschrieben und gelernt waren, nahmen die Proben ihren Anfang und den ganzen Winter hindurch ihren Fortgang. Die meisten Schauspieler waren nur bis zu einem gewissen Punkte der Ausbildung zu bringen, auf welchem sie standhaft beharrten. Einige jedoch und gerade die Darsteller der Hauptfiguren, lohnten reichlich die aufgewendete Mühe und ernteten bei der Aufführung und noch lange nachher höchstes Lob. Wahrhaft erfreulich aber war die moralische Einwirkung des künstlerischen Fleißes der Jugend auf das Leben im Dorfe. Die Gemeinderäthe berichteten mit frohem Erstaunen, daß diesen Winter, was seit Menschengedenken unerhört, keine Schlägerei, nicht der geringste Unfug vorkomme. Die Burschen saßen nicht in den Wirthshäusern, betranken sich nicht; sie übten im Hause ihre Rollen, Nachbarn und Bekannte hörten zu. Obgleich das weibliche Geschlecht von der Bühne ausgeschlossen war, da Ritterfräulein und Bauerweiber von Knaben dargestellt wurden, sahen doch die Frauen und Mädchen ihre mitwirkende Thätigkeit in anderer Weise in Anspruch genommen.

Denn auch für Theater, Decorationen, Costüme, Orchester mußte Rath geschafft werden. Zum Theater wurde der neu angebaute Flügel des Badhauses ausersehen; dieser Flügel enthält den Speisesaal und den anstoßenden Tanzsaal, der erstere ein längliches Viereck, der andere ein etwas kleineres Quadrat, die Wand, welche beide trennte, in der Mitte offen, die Oeffnung ein Bogen in Form eines Thorgewölbes. Der Tanzsaal mußte die Bühne werden, den Thorbogen ein

Vorhang bedecken, der Speisesaal den Zuschauerraum abgeben. Ein Podium und Bänke schafften über eintausend Plätze, eine Gallerie an der Wand, die dem Vorhange gegenüber lag, diente als Loge einzigen Ranges. Den Plan der Bühneneinrichtung erdachte ein echter Künstler, Maler Disteli in Solothurn, bekannt durch seine Bilder der Schweizerschlachten; für die Ausführung sorgte der Verein. Er bat den Gemeinderath, für das nöthige Zimmerholz die Waldbäume anzuweisen; in hellen Haufen ging's hinan, die Bäume stürzten unter den Axthieben, die Burschen spannten sich davor, hingen ihr Schlittengeschell um und schleppten jubelnd die Stämme den steilen Bergpfad herab zur Sägemühle. Dann kamen die Zimmerleute des Dorfes, Hilfsmannschaft genug arbeitete mit ihnen, in kurzem war das Theater fertig. — Zu den Decorationen half das Unglück eines Schauspieldirectors, welcher mit seiner Truppe in der nahegelegenen Stadt Biel längere Zeit Vorstellungen gegeben, dann aber vor dem Andrange — nicht des Publicums, sondern der Gläubiger — mit Hinterlassung sämmtlicher Theaterrequisiten das Weite gesucht hatte. Die Decorationen befanden sich in städtischem Verwahrsam und es gelang dem Theaterverein, gegen eine billige Miethe zu erlangen, was man brauchte: ein Zimmer, eine Straße, einen Wald, sogar ein finstres Gefängniß. — Die Costüme zeichnete Maler Disteli, er colorirte nicht nur die einzelnen Anzüge treu nach den Trachten des Ortes und der Zeit, sondern er gab auch an, wie dieselben mit Benutzung vorhandener Kleidungsstücke, der Schürzen, Mieder, Umschlagetücher und Mäntel der Frauen, am billigsten herzustellen waren. Während der Dorfschneider mit verstärkten Arbeitskräften rastlos an den Costümen schaffte, welche nur höherer Kunstfertigkeit gelingen konnten, mühten sich Mädchen wochenlang mit den Prachtgewändern der Ritterfräulein, mit den einfachern und malerischen Trachten der Frauen aus dem Volke, und mancher Held verdankte Feder-

barett und Mantel, der ihn zum Gegenstand der Bewunderung machte, dem Geschmack und der Geschicklichkeit einer Schwester oder einer künftigen Braut. Ließen die Kleider fast weniger als ihre Träger zu wünschen übrig, so gaben die Rüstungen der Krieger dieser Aufführung einen eigenthümlichen Vorzug. Denn der Verein richtete an die Regierung des Cantons die Bitte, ihm aus dem reichen Schatze des Zeughauses zu Solothurn Rüstungen und Waffen aus den Burgunderkriegen zu überlassen, so viele Helme, Harnische, Arm- und Beinschienen, Schwerter, Speere und Hellebarden; für richtige Rücklieferung und Schadenersatz wurden zahlungsfähige Bürgen angeboten. Die Regierung gewährte nicht allein die Bitte, sondern ihre sachverständigen Mitglieder halfen mit Rath und That, und beglückten die Truppe mit einer alten Feldschlange und den kohlschwarzen Rüstungen der burgundischen Kanoniere aus dem letzten Drittheil des 15. Jahrhunderts.

Als wir im Februar so weit gekommen waren, daß die Tage der Aufführungen festgesetzt werden konnten, — denn mindestens drei an drei aufeinander folgenden Sonntagen mußten es sein, um einigermaßen die gewaltigen Zurüstungen zu lohnen, — da machte ich nach einer Generalprobe die Vorsteher des Vereins aufmerksam, daß es wol an der Zeit wäre, Theaterzettel drucken zu lassen. „Zettel?“ meinte der Präsident, „das kann nicht schaden, die Leute wissen dann auch, wen sie vor sich haben.“ Es ergab sich, daß die Schauspieler dabei an einen Streifen Papier dachten, den jeder etwa an seine Kopfbedeckung klebe, auf dem das Publicum in großen Buchstaben den Namen der Person lesen könne. Das Mißverständniß veranlaßte mich, auf dem Zettel außer dem üblichen Inhalte noch eine kurze Angabe der Handlung in jedem Acte beizufügen. Der Verein aber entsendete seine Boten, und ich zweifle, ob fünf Stunden in der Runde ein Städtchen, ein Dorf oder ein Weiler war, wohin sie nicht die Zettel

getragen haben. Zu dem Eifer für die Verbreitung trieb aber nicht allein die Lust, sich recht vielen Menschen zu zeigen, sondern auch die Berechnung, daß nur bei zahlreichem Besuch die Eintrittsgelder den Ausgaben gleichkommen, vielleicht einen Ueberschuß liefern könnten, für dessen Verwendung ein Vereinsbeschluß sorgen würde.

Wieder kamen die Schauspieler und erbaten einen Aufzug. „Das Stück hat fünf Aufzüge, wie ihr wißt." — „Wir meinen einen Aufzug, wie er immer gewesen ist, wo wir reiten, wo die Soldaten marschiren und die Weibsleute und das Volk in verzierten Wagen fahren." Die Mitwirkenden sollten sich also im Dorfe sammeln und in geordnetem Zuge nach dem eine Viertelstunde entfernten Bade bewegen. Aber die Jugend, die sich in unzähligen Proben abgemüht hatte, die Höhen der Kunst zu erklimmen, wollte nun auch Proben ihres Aufzugs halten, die Rüstungen und schönen Kleider anlegen. Ich überließ das ihnen allein. Zu spät erfuhr ich, daß mit der harmlosen Freude auch ein Racheplan verbunden wurde. Dem Verein war zu Ohren gekommen, daß die Geistlichkeit dem Werke, an welchem die weltliche Obrigkeit ihr Wohlgefallen hatte, nicht hold sei. Der Pfarrer habe nach Solothurn gegen das gottlose Vorhaben, an Sonntagen ein „weltlich Stuck" aufzuführen, berichtet, und Bischof und Capitel drängten die Regierung, den Unfug zu verhindern. Darüber zürnte die Jugend. An einem Sonntagsnachmittag, als die Glocken zur Christlehre in die Kirche läuteten, mischte sich in ihre feierlichen Klänge der Mißton einer Trommel. Es war der Gemeindediener, der, als Tambour in fremdem Dienste alt geworden, sein Instrument mit seltener Meisterschaft handhabte, diesmal aber nicht im Dienste des Raths, sondern um die Schauspieler zur Probe des „Aufzugs" zu rufen. Die ungewöhnliche Kraft, welche der Veteran in unmittelbarer Nähe der Kirche verwendete, und das vergnügte Blinzen seiner Augen verrieth, daß ihm in Rom und Neapel

jeder Respect vor der Geistlichkeit abhanden gekommen, und den „Pfaffen“ zu ärgern ein besonderes Vergnügen war. Hatte er mir doch schon früher gestanden, er glaube nicht, daß alle Reformirten in der Hölle brennen müßten; er habe dem Pfarrer in der Beichte gesagt, daß er mit seinen Berner Kameraden immer gut Freund gewesen, und daß der liebe Gott so brave Knaben gewiß nicht dem Teufel in den Rachen jagen werde; als ihm darauf der Pfarrer die Absolution verweigerte, sei er mit den Worten weggegangen: „Gut, Herr Pfarrer, dann g'hei ich (werfe ich) alle meine Sünden euch auf den Buckel.“ So marschirte er um das Gotteshaus, übertäubte die Stimme des lehrenden Predigers und war schuld, daß die Jugend aus der Kirche lief, um den Zug zu sehen. Jetzt hatte die Geistlichkeit einen Grund zur Klage, die Andacht hatte wirklich gelitten. Bald erschienen Abgeordnete der Regierung um die Sache zu untersuchen: nicht ohne Mühe wurde sie gütlich ausgetragen, der Verein gelobte, den Gottesdienst nicht mehr zu stören, die Geistlichkeit ließ ihre Einsprache gegen die Aufführung fallen.

Endlich erschien der große Tag der ersten Aufführung. Es war Sonntag der 15. März 1840. Schon am Mittag war das Dorf in Bewegung; um zwei Uhr ordnete sich der Zug und setzte sich in Marsch auf der alten Landstraße, die vom Dorfe an dem Bade eine Höhe entlang zieht. Noch bedeckte Schnee den Boden, aber die Sonne schien hell. Voran ein Wagen mit einer Blechmusikbande aus Fulda, welche gerade die westliche Schweiz bereiste, und jetzt einen feierlichen Marsch spielte. Dann die Ritter und Reisigen, zwei und zwei, in glänzenden Burgunder Harnischen, wol gegen vierzig Pferde; dann wieder Wagen geschmückt mit Tannenzweigen und Bändern, besetzt mit den Frauen und Jungfrauen aus Adel und Volk und mit den aufständischen Bauern; den Schluß des Zuges bildete das Fußvolk mit seiner Kanone. Es war kein schlechtes Bild aus alter Zeit, die Waffen erglänzten im

Sonnenschein, und die Gestalten hoben sich scharf von der blendenden Schneedecke.

Die Aufführung begann gegen drei Uhr und dauerte vier Stunden. Der Erfolg übertraf jede Erwartung. Das Haus war gefüllt und wurde zu lautem Beifall hingerissen. Ich verlebte hinter den Coulissen peinliche Augenblicke, wenn die kämpfenden Helden, trotz aller Ermahnungen, mit den langen, scharfen Schwertern auf einander hieben, daß die Funken stoben, und ich mußte zufrieden sein, daß nicht mehr Blut floß als einige Tropfen aus einer leichten Wunde an der Hand. Dem Spiele folgte ein Abendessen der Mitwirkenden und der Honoratioren des Dorfes, endlich ein Tanz. Noch um Mitternacht tanzten die Ritter in ihren Rüstungen, die sie um die Mittagsstunde angelegt hatten. Ich schloß daraus, daß dies Geschlecht an Körperkraft den Vätern, die bei Murten und Granson fochten, nicht nachstehe.

Glücklich, wie die erste Vorstellung, verliefen die beiden folgenden. Von nah und fern strömte die Bevölkerung herbei, Reisende aus Basel, Zürich und andern Städten. Einundzwanzig Jahre sind vergangen; im neuen Schulgebäude des Dorfes steht jetzt ein Theater, auf welchem die Schüler kleine Stücke aufführen; aber mit Stolz sehen heute noch die wackeren Männer auf ihre große Jugendleistung zurück.

Das Spiel hatte die Folge, daß der Lehrer auch in die fröhlichen Erinnerungen des Schweizerdorfes hineinwuchs. Das Haus, welches die Gemeinde für Anstalt und Lehrerwohnung gemiethet hatte, ein provisorisches Local, stand mit der Vorderseite gegen die alte Landstraße, im Rücken lag der kleine Garten, dahinter, mit Obstbäumen bepflanzt, die Hausmatte, welche Futter für zwei Ziegen lieferte. Zu ebener Erde war meine Wohnung, im ersten Stock, zu welchem die enge steile Treppe führte, das Schulzimmer und eine Fremdenstube. — Im Sommer kamen häufig Bekannte aus der

Nähe, auch Verwandte aus der Heimat besuchten uns, freuten sich der Gegend und der wohlgesinnten Menschen. Die Ferienzeit wurde gern zu Streifzügen über die Berge benutzt. Der nähere Umgang mit den Männern des Dorfes kam auch der Schule zu gut, für deren Bedürfnisse immer reichlicher gesorgt wurde. Unaufgefordert ließ mir der Gemeinderath sagen, daß das gesetzliche Quantum Holz ihm zu gering scheine; ich möge mich daran nicht kehren, sondern nur angeben, wie viel ich brauche; sie wollten mir „Holz gnue (genug)" geben. Die Schüler wetteiferten in Aufmerksamkeiten gegen meine Kleinen und den freiwilligsten Dienstleistungen für unsere kleine Haus- und Landwirthschaft; sie bestellten den Garten, mähten das Gras, brachten das Heu ein; von ihnen erhielt ich die frühesten Erdbeeren und Kirschen, und wenn der Bach gefischt wurde, die schönsten Forellen. Seit der Prüfung war ihr Eifer im Lernen noch gestiegen. Die deutschen und französischen Aufsätze der Fähigeren durften sich sehen lassen; sie lösten Gleichungen zweiten Grades mit Leichtigkeit, erklärten die Einrichtung der Uhr, der Mühle und der Dampfmaschine wie die Gesetze, auf denen ihre Wirkung beruht; außerdem lasen sie im Cornelius Nepos und Cäsar. Der Unterricht in der vaterländischen Geschichte wird in der Schweiz überall sorgfältig betrieben, aber nur in den glänzendern Partien. Die Schlachten bei Morgarten, Sempach, Murten kennt jedes Kind, aber die Unterthänigkeit ihrer Regenten, die französischen Pensionen und Gnadenketten werden gewöhnlich mit Stillschweigen übergangen. Mir schien es zweckmäßig, das Licht nicht ohne den Schatten zu geben.

Mit dem Entlassungs-Zeugniß hielt ich meine Verpflichtung gegen diejenigen Schüler, deren Lerntrieb nun erst rege geworden war, nicht für abgethan. Ich wollte sie weiter bringen, zunächst auf die Cantonsschule in Solothurn, die neben der gelehrten eine technische Abtheilung erhalten hatte.

Zu diesem Zwecke mußte für ihren Unterhalt gesorgt werden denn es waren fast durchgehends Söhne unbemittelter Eltern; bei anderen ließ das Bewußtsein, dereinst Aecker, Wiesen und Vieh zu besitzen, selten den Drang aufkommen, mehr als die nothwendigen Kenntnisse zu erwerben. Schon vor dem Schlusse des zweijährigen Cursus zeigten sich zwei Schüler reif für die Cantonsschule. Ich ging nach Solothurn und sprach mit Landammann Munzinger und mit dem Rath für das Erziehungswesen, Dr. F. Die beiden wackern Männer sorgten für die Knaben größtentheils aus eigenen Mitteln. Bald brachte ich ein zweites, dann ein drittes Paar. Auch für diese fand sich die nöthige Unterstützung, zumal da alle Eingetretenen sich bewährten. Doch bemerkte mir Dr. F., daß er für weiteren Zuwachs keine Unterkunft mehr wisse, die Gemeinde sei wohlhabend und könne selbst etwas leisten. Ich erwiederte, daß dies ohne Zweifel geschehen werde, sobald einmal der Nutzen der Schule und der Heranbildung fähiger Jünglinge von den Bürgern an lebenden Beispielen mit den Händen gegriffen werden könne. Bis dahin müsse die Regierung sorgen, daß solche lebende Zeugen geschaffen werden. Eine etwas frostige und trockene Antwort trieb mir das Blut nach dem Kopfe: Wenn ihr nicht alles Mögliche thut, Kenntnisse und Bildung im Volke zu fördern, dann steigt herab von euren Stühlen und laßt die Patricier wieder darauf sitzen, denn das „Regieren" verstehen diese besser als ihr! — Doch mußte ich für die nächsten Schüler, welche in die höhere Anstalt befördert werden sollten, andere Mittel suchen. Ich gab ihnen den Rath, sich an die Kapuziner in Solothurn zu wenden, da diese durch ihre Vorschriften verbunden seien, armen Studirenden Wohnung und Kost zu geben. Sie hatten es nicht zu bereuen.

Es war ein lustiges Völkchen im Kloster. Der Bürgerkrieg in Spanien hatte sie in zwei Parteien gespalten, in Carlisten und Christinos, welche sich gegenseitig mit Spott-

liedern andichteten. Der schlimmste Satiriker, ein junger Urner, führte die Feder der Christinos; gegen seine Stachelverse konnte das Haupt der Carlisten nicht aufkommen, ein stämmiger Alter, welcher lange den heiligen Stuhl bewacht und erst spät die päpstliche Uniform mit der Kutte vertauscht hatte. Dieser häusliche Streit hielt sich aber strenge innerhalb der Klostermauern, nach außen waren die Väter gute Brüder und überall gern gesehen. Sie lebten mit dem Volke, theilten seine Freuden, spendeten Trost den Unglücklichen, kannten alle Familien und besuchten vorzugsweise die Häuser, deren Frauen den besten Kaffe bereiteten. Der Carlisten-Häuptling hatte den Wahlspruch: „Nichts über guten Kaffe und die Seel' selig machen.“ Jedes Frühjahr kamen zwei Patres nach Grenchen; wie hinter dem Rattenfänger von Hameln, sammelte sich hinter ihnen die männliche Jugend; die ersten riefen: „ho, ho, go Schnäcke ufläse“ (Schnecken lesen). Der Ruf zog die Knaben aus allen Häusern in den Wald. Die reiche Beute gab im Kloster ein leckeres Gericht. Die jungen Sammler aber wurden mit „Helgen“ (Heiligenbildern) belohnt.

Die Kunde, daß ich zwei Schüler zu den Kapuzinern gewiesen, drang bald zu Landammann Munzinger, und bei meinem nächsten Besuch fragte er, ob ich nicht wisse, daß dort den Knaben Grundsätze eingeprägt würden, die nicht die unsrigen seien. „Das weiß ich wohl,“ erwiederte ich, „aber ich weiß noch mehr. Einmal, daß Schüler leben müssen, wenn sie lernen sollen; dann, daß Knaben, welche zwei Jahre bei mir gewesen, so verdorben sind, daß ihnen kein Kapuziner mehr hilft.“ — „Dann bin ich auch zufrieden,“ sagte Herr Munzinger.

Ich kann von diesem trefflichen Manne nicht scheiden, ohne seinem Andenken einige Worte zu widmen. Er war Kaufmann und hatte einen offenen Laden in Solothurn. Dabei war er wissenschaftlich gebildet, musikalisch, ein Mann

von echter Humanität. Selbstlos, von angenehmen Formen, unerschütterlich, wo es dem Gemeinwohl galt, war er ein Gegner des Regiments der alten „Geschlechter", welche die heimische Macht wie den fremden Dienst für ihren Nutzen ausbeuteten und für die Interessen des Volkes keinen Sinn hatten. Im Jahr 1830 stand Munzinger an der Spitze der Bewegung, und sein Auftreten in der Volksversammlung zu Balsthal am 5. December entschied den Sturz der Patricierherrschaft im Canton Solothurn. Beim Aufbau der neuen Verfassung und Gesetzgebung, bei der Organisation der Verwaltung und ihrer Thätigkeit für Befreiung des Bodens von Grundlasten, für Schulwesen, Straßenbau, Landwirthschaft, Rechtspflege bewährte er sich als Staatsmann von ungewöhnlicher Begabung. Zählte auch der Staat nur wenige Quadratmeilen mit einigen sechzigtausend Einwohnern, so waren doch die Schwierigkeiten des Umbaus nicht geringer als in einem großen Lande. Die alten Geschlechter und ihr Anhang, unterstützt von der Geistlichkeit, benutzten die freie Presse, das Versammlungsrecht, ihre reichen geistlichen und weltlichen Mittel, um das Volk gegen die neue Ordnung der Dinge aufzureizen. An Handhaben fehlte es nicht, da die Einrichtungen für gute Zwecke immer Mittel erfordern, also Lasten auflegen. So wurden z. B. die Gemeinden durch ein Gesetz angehalten, Schulen zu errichten und dieselben ausreichend mit Grund und Boden zu dotiren; wo Gemeinde-Eigenthum fehlte, da mußte Land für die Schule angekauft werden. Mehre Dörfer widersetzten sich, aber ihr Widerstand wurde mit Gewalt gebrochen. Später dankten die Ortsvorstände dem Landammann, daß er sie zum Guten gezwungen habe. Anders verhielt sich die Regierung gegen widerspenstige Geistliche. Ihnen wurde kein Zwang angethan, aber es wurde gesorgt, daß durch ihre Unbotmäßigkeit das Familienglück nicht getrübt wurde. Die Regierung wählte zum Dompropst einen freisinnigen Geistlichen, Rom versagte die Bestätigung, die Stelle

blieb unbesetzt und die Einkünfte flossen in den Schulfonds. Versagte der Geistliche die Einsegnung einer gemischten Ehe oder die Taufe der Kinder, so durfte das Paar anderwärts Trauung oder Taufe vornehmen, der Bezirksbeamte aber besorgte die Einträge in die bürgerlichen Standesbücher. — Wie Munzinger die republikanische Freiheit verstand, mag ein Beispiel lehren. Die Gemeinde Grenchen besitzt ausgedehnte Waldungen, deren Eigenthum zwischen ihr und dem Staate getheilt war. Die Gemeinde hatte das Recht, sich daraus zu beholzen, der übrige Ertrag fiel dem Staate zu, ein Verhältniß, welches bekanntlich der Forstcultur nicht günstig ist. Die Regierung machte daher der Gemeinde den Vorschlag, den Wald im Verhältniß zu den beiderseitigen Nutzungsrechten zu theilen, und sandte zu näherer Ermittlung eine Commission nach Grenchen. Der Bauer, von Alters gewohnt, durch die Regierung übervortheilt zu werden, argwöhnte auch hier eine Beeinträchtigung und jagte die Commisssion zum Dorfe hinaus. Am andern Morgen erschienen Landjäger von Solothurn, holten die angesehensten Landleute aus ihren Wohnungen und führten sie nach der Stadt in das Gefängniß. Dabei war es nicht ohne herzbrechende Scenen abgegangen, Frauen hatten vom Schreck Schaden genommen, die Kinder jammerten, das Dorf war in Trauer und Wuth. Unter dem Eindrucke dieser Begebenheit kam ich bald darauf zum Landammann und bedauerte die Härte des Verfahrens. Man hätte die Männer vorladen können; keiner wäre ausgeblieben; sie gehören nicht zu denen, die davonlaufen. — „Ja," sagte Munzinger, „ich war leider nicht hier." — „Dachte ich's doch," erwiederte ich, „die Sache wäre anders gegangen." — „Allerdings," rief der Landammann, und seine Wangen rötheten sich, „ich hätte Militär hinausgeschickt und das Dorf besetzen lassen, sie hätten jetzt noch die Execution!" Ich konnte meine Verwunderung über diesen Zornesausbruch nicht bergen. — „Ja, Sie," fuhr

Munzinger fort, „Sie mit Ihren monarchischen Begriffen können Rücksichten nehmen, Nachsicht üben; da sind immer Gensdarmen und Soldaten genug zur Hand, um einzuschreiten, wenn es nöthig wird. Wir haben diese Mittel nicht; der Einzelne, das Volk hat ein großes Maß von Freiheit, aber wir dürfen nicht dulden, daß in einem einzigen Falle nur ein Haarbreit darüber hinausgegangen wird, sonst sind wir verloren!" — Ein wahres und mannhaftes Wort.

Wie der Canton, so lag das Wohl der Eidgenossenschaft dem Landammann am Herzen, und wie sich daheim das Volk seiner Zucht fügte, weil es erkannte, daß sie zum Guten führe, so folgte es auch seiner Leitung in eidgenössischen Dingen. Im Sonderbundkriege stand Solothurn, obgleich katholisch (nur ein vom Berner Gebiet umschlossener Bezirk, Bucheggberg, ist reformirt), auf der Seite der Tagsatzung, seine Artillerie zeichnete sich im Gefechte aus und ließ manchen wackern Mann auf dem Schlachtfelde. Munzinger arbeitete mit an der neuen Verfassung, ward in die Bundesversammlung und von dieser in den Bundesrath gewählt. Die Schweiz ehrte einen ihrer besten Bürger durch die Erwählung zum Bundespräsidenten, und er widmete dem Vaterlande, dem er zu früh entrissen wurde, seine ganze Kraft bis zum letzten Augenblicke seines Lebens.

Das Jahr 1848 brachte Deutschland und der Schweiz den Franzosenlärm; General Aymar war von Lyon ausmarschirt und die Eidgenossen zogen ihm entgegen an ihre Grenze. Das Solothurner Bataillon Disteli, welches durch Grenchen marschirte, wurde von den Bewohnern mit Speise und Trank erquickt und mit dem Zuruf: „Schlagt recht drauf", „Fürchtet euch nicht!" angefeuert. Das Wetter verzog sich, da Ludwig Napoleon aus freien Stücken die Schweiz verließ, um ihr den Krieg mit Frankreich zu ersparen. Auch über Deutschland schwanden die Kriegswolken, aber sie hinterließen eine nachhaltige Bewegung in den Gemüthern, welche der

Ausgangspunkt einer Reihe politisch erregter Jahre wurde. Diese Zeit führte auch mich nach Deutschland zurück, Anträge der Freunde, Gefühl der Pflicht. Aber es kostete längeren inneren Kampf.

Unser Abzug mußte an Weihnachten stattfinden, der Abschied ward uns schwer. Die Trennung von den Schülern machte ich kurz ab: ich schenkte jedem ein Buch, sagte ihnen Lebewohl und entfernte mich schnell. Ein junger Mann, der zwar nicht in der Schule gewesen, aber als Soldat im „Hans Waldmann" gedient hatte, fragte, von welchem Kutscher in Solothurn ich den Wagen nehmen werde. Ich nannte ihm den Mann. Am folgenden Tage kam er wieder und zeigte mir an, er habe sich bei diesem Fuhrherrn als Knecht verdungen und am Lohne nachgelassen, dafür aber sich ausgebeten, uns nach Deutschland zu fahren, denn er wolle sorgen, daß wir gut fortkämen, und sehen, ob wir dort so gut aufgehoben wären, wie in Grenchen.

Es war ein kalter dunkler Wintermorgen, als wir vom Wirthshause, in dem wir die letzte Nacht zugebracht hatten, abfuhren. Groß war unsere Ueberraschung, als wir in der frühen Stunde und der grimmigen Kälte die Bevölkerung, Männer, Weiber und Kinder, gedrängt vor dem Hause und längs der Landstraße stehn sahen. Sie wollten uns noch einmal die Hand drücken, sie riefen Lebewohl zu, und noch andere Rufe vernahm ich: „Es ist gefehlt, daß ihr von uns fortgeht", „ihr müßt wieder kommen", „ihr sollt das Bürgerrecht haben"; sie hoben die Kinder in die Höhe: „Seht ihn noch einmal, seht sie noch einmal!" — Die Peitsche knallte, und der Wagen fuhr davon!"

So weit die Erzählung des früheren Schullehrers von Grenchen. — Der Herausgeber vermag sie nach gedruckten Blättern und Briefen fortzusetzen.

Mehr als zwanzig Jahre waren vergangen, seit der deutsche Lehrer aus dem Dorfe der Schweiz geschieden war. Er war

in den politischen Kämpfen Deutschlands ein starker und maßvoller Führer gewesen, gern hatte er da gestanden, wo die größte Gefahr drohte, sein Name war oft mit warmer Verehrung und bitterem Groll genannt worden. Als die Jahre schwacher Reaction kamen, war er nach dem Norden Deutschlands gezogen und hatte wieder in angestrengter bürgerlicher Thätigkeit gelebt. Da erkrankte die treue Gefährtin seines Lebens; die Aerzte riethen zu längerem Aufenthalt in reiner Gebirgsluft, und die Gatten beschlossen nach dem Dorfe zu reisen, um welches beiden viele holde Erinnerungen aus vergangener Zeit schwebten.

Das Dorf hatte sein Aussehen verändert. Man reist nicht mehr auf der Landstraße, sondern auf der Centralbahn nach Grenchen; der Gewerbfleiß ist eingezogen, die Uhrenfabrikation, eine Parquetfabrik, Cementbereitung und andere Zweige in aufsteigender Entwicklung. Aber die Reisenden fanden die alte Gesinnung wieder, nicht nur bei den alten Menschen, sondern wie durch Ueberlieferung auch bei jüngeren. Am Sonntag nach ihrer Ankunft bewegte sich des Abends vom Dorfe nach dem Bade ein langer Zug. Voran die Militärmusik zweier Bataillone, welche unter der Leitung des neuen Bezirkslehrers aus Grenchenern gebildet wird, dann die Träger buntfarbiger Laternen, ein großer Theil der Bevölkerung. Vor dem Balkon des Hauses, in dem sie einst den Hans Waldmann aufgeführt, ordnete sich die Menge. Große Feuerbecken warfen ein rothes Licht über die Teiche, über plätschernde Springbrunnen und die Gartenanlagen des Bades, Raketen stiegen und erhellten auf Augenblicke den dunkeln Hintergrund, die Berge des Jura. Auf dem Balkon mußten sich die Gäste aufstellen. Die Musik schwieg, unten aus der Reihe trat ein früherer Schüler, jetzt Arzt in Grenchen. Er leitete den Gruß mit der Erinnerung ein, daß gerade am Tage ihrer Ankunft eine große Sonnenfinsterniß gewesen sei, vor zweiundzwanzig Jahren aber seien die Gäste in einer Zeit geistiger Finsterniß

unter sie getreten, sie hätten geholfen, dem Lichte den Sieg zu verschaffen; er schloß mit der Versicherung, daß Grenchen die beiden Fremden stets als Angehörige betrachten würde. Als sich aber später das Volk des Dorfes fröhlich um die Freunde aus der Ferne tummelte, wiesen die Eltern auf ein Geschlecht junger Riesen, das unterdeß in den Familien aufgeschossen war. „Seht, das sind die ganz Kleinen, die mit euren Kindern spielten und noch nicht zu euch in die Schule kommen konnten.“ Der Deutsche aber holte sich seinen ältesten Schüler, den Xaver Rais, der wieder über die Berge zu ihm herabgestiegen war, an die Seite.

Die Bezirksschule besteht jetzt mit drei Lehrern und reicheren Hilfsmitteln. Vor der Kirche ragt auf der Höhe das neue Schulhaus, weit sichtbar im Lande. Die Schule hat sich selbst ihre Vertheidiger und Erhalter gezogen.

Der Lehrer aber, welcher hier erzählt hat, ist Karl Mathy, zuletzt badischer Staatsminister, im Jahre 1848 Mitglied des Reichsministeriums, da er lebte, einer der besten und stärksten Vorkämpfer der preußischen Partei.

Mit Schilderung des deutschen Bauernlebens in der Urzeit begannen diese Bilder, mit einer wahrhaften Dorfgeschichte aus der nächsten Vergangenheit sollten sie schließen. Es ist ein Schweizerdorf, allerdings von deutschem Stamme, in welches der Leser geführt wurde. Lebhaft gemahnen manche Zustände desselben, die tüchtige Kraft der Bewohner und ihr Selbstregiment an eine deutsche Zeit, welche viele Jahrhunderte von uns abliegt. Auch zwischen Alpen und Jura hatte Mißregierung lange die Bildung des Landvolkes zurückgehalten, aber der Druck war unschädlich im Vergleich zu dem Schicksale des deutschen Volkes: der Hörigkeit und dem dreißigjährigen Kriege.

Es war eine von den Aufgaben dieser Blätter, die Erhebung der deutschen Volksseele aus der Vernichtung jenes Krieges und aus der harten Herrschaft von bevorrechteten Ständen

darzustellen. Die Befreiung ist den Deutschen geworden, die alte Stärke noch nicht auf jedem Gebiet des Lebens wiedergewonnen. Wir aber haben das Recht zu hoffen, denn wir leben mitten in mannhafter Arbeit, den alten Gegensatz zwischen Volk und Gebildeten aufzuheben, und nicht nur den Bauer, auch den Fürsten und den Mann von altem Landgeschlecht mit dem Segen der freien bürgerlichen Bildung zu erfüllen.

In dem Getöse und der Verwirrung des Jahres 1848 begannen die Stämme des deutschen Volkes vereint den Kampf um eine neue politische Gestaltung des Vaterlandes. Die Reichsversammlung von Frankfurt dürfen wir schon jetzt als eine kennzeichnende Bildung unseres Lebens auffassen, welche in solcher Würde und maßvollen Besonnenheit nur in Deutschland möglich war. Nicht als Schlußergebniß, sondern als Beginn des höchsten Kampfes, als eine Reihenfolge bedeutender Verhandlungen und Kundgebungen, in welchen die Nation Bedürfnisse und Sehnsucht zu einer politischen Idee, zum Wollen und Entschluß abklärte. Was 1815 noch undeutliche Vorstellung Einzelner gewesen war, wurde durch sie zu einer klar ausgesprochenen Forderung des Volkes, um welche seitdem die Bewegung in auf- und absteigenden Wellen daherwogt.

Seit dem Jahre 1840 gewann auch in Preußen die Sehnsucht nach politischem Leben Ausdruck. Es entstand dort ein häuslicher Zwist zwischen den Hohenzollern und ihrem Volke, arm an großen Erscheinungen, durch einige Zeit besonders peinlich und widerwärtig; aber aus ihm erwuchs das Verfassungsleben Preußens, der Beginn einer Neubildung des Staates, ein unendlicher Fortschritt für Fürsten und Volk. Wieder wurde offenbar, daß es nicht immer große Zeiten und große Charaktere sind, welche die wichtigsten Fortschritte vorbereiten.

Aber wie kommt es doch, daß die Lieblinge ihres Volkes, das Fürstengeschlecht, an welchem Hoffnung und Zukunft Deutschlands hängt, daß die Hohenzollern so zögernd und mißtrauisch die neue Stellung betrachteten, welche ihnen das Verfassungsleben ihres Staates, die Unionspartei Deutschlands darbot? Keinem Fürstengeschlecht war der Staat so sehr ein Erwerb ihres Schwertes, als ihnen. Ihre Ahnen haben das Volk großgezogen, ihre Ahnen haben den Staat geschaffen, ihre Größe, ihr Kriegsruhm stammt ganz aus der Zeit der fürstlichen Machtfülle. So empfinden sie leicht als Verlust, was wir als Gewinn und Erhebung auch für sie betrachten.

Aber der gesammte politische Streit der Gegenwart, der Kampf gegen die Vorrechte, die Verfassungsfragen, die deutsche Frage, sie alle sind im letzten Grunde nur innere preußische Fragen. Und die letzte Schwierigkeit ihrer Lösung liegt zunächst in der Stellung, welche das preußische Königshaus zu ihnen einnimmt. An dem Tage, wo die Hohenzollern sich warm und willig den Bedürfnissen der Gegenwart hingeben, wird ihrem Staate die langentbehrte Empfindung der Stärke und Gesundheit kommen, von da wird die Führung der deutschen Angelegenheiten, die oberste Leitung des deutschen Lebens ihnen sicher zufallen. Das wissen Freunde und Feinde.

Wir aber denken treu daran, wie viel wir ihnen verdanken. Und wir wissen wohl, daß der letzte Grund unseres Verhältnisses zu ihnen unzerstörbar ist, wenn sie auch einmal zürnen, weil wir zu dreist fordern, oder wenn wir grollen, weil sie zu zögernd gewähren. Denn es ist eine alte herzliche Freundschaft zwischen ihnen und dem Geist der deutschen Nation. Und es ist eine männliche Freundschaft, welche wol einige Stöße vertragen kann. Der deutsche Bürger aber empfindet auch ihnen gegenüber mit Stolz, daß er Ehre und Größe ihrer Stellung, Ehre und Glück des Vaterlandes gar nicht niedriger faßt, als sie selbst.

Der deutsche Bürger ist in der glücklichen Lage, die Familien von altem Landgeschlecht mit warmem, menschlichem Antheil zu betrachten. Sie sind ihm mit theuern Erinnerungen verwachsen, sie sind in großer Zahl gute und zuverlässige Mitarbeiter im Staat, in Wissenschaft, für Cultur und Volksbildung geworden. Er wird nachsichtig gegen sie sein, wenn Einzelnen von ihnen noch ein unsicheres Hängen in alten Standesüberlieferungen das Urtheil befangen macht, er wird mit Lächeln zusehen, wenn sich ihr Blick sehnsüchtig in die geschwundene Zeit zurückwendet, wo ihre Vorrechte zahlreich und unbestritten waren, er wird, vielleicht geschickter als sie selbst, die Vergangenheit ihres Geschlechts durchforschen, wo wirklich in ihm Tüchtigkeit und Gemeinsinn zu Tage kam. Aber er wird ein unerbittlicher Gegner aller der politischen und gesellschaftlichen Vorrechte sein, durch welche sie noch jetzt eine Sonderstellung im Volke beanspruchen. Nicht weil er ihnen diese Gewohnheiten mißgönnt oder sich selbst an ihre Stelle drängen möchte, sondern weil er ohne Freude erkennt, daß ihnen dadurch die Unbefangenheit des Urtheils, Verständniß der Welt, zuweilen die Festigkeit des Charakters verringert wird, und weil einige dieser abgelebten Ueberlieferungen, wie ihre bevorzugte Stellung bei Hofe, sogar unsere Fürsten in die Gefahr setzen, in dem engen Gesichtskreis deutscher Junker zu verkümmern.

Denn in dem deutschen Bürgerthum liegt die edelste Kraft, die Führerschaft auf dem Gebiet idealer und praktischer Angelegenheiten. Es ist seit dem Beginn des Jahrhunderts keine Kaste mehr, nach oben und unten abgeschlossen, es ist sehr unähnlich der Bourgeoisie Frankreichs, es ist sowol Gentry als Volk. Die Entwicklung der Deutschen aber, welche hier in kleinen Bildern dargestellt wurde, ist zugleich die Zeit des Wachsthums und der Befreiung des deutschen Bürgers.

In zweihundert Jahren von 1648 bis 1848 vollzieht sich die merkwürdige Erhebung des deutschen Volkes. Nach einer

beispiellosen Zerstörung wächst seine Seele herauf an Glauben, Wissenschaft, politischer Begeisterung. Sie ist jetzt mitten in starker Anstrengung, sich das höchste irdische Besitzthum, den Staat, zu bilden.

Es ist große Freude in solcher Zeit zu leben. Eine herzliche Wärme, das Gefühl junger Kraft erfüllt Hunderttausende. Es ist eine Freude geworden, Deutscher zu sein; nicht lange, und es mag auch bei fremden Nationen der Erde als eine hohe Ehre gelten.

Schluß.

Dieses Buch schließt in bescheidenem Rahmen Lebensäußerungen deutscher Menschen aus zwei Jahrtausenden ein, von der Zeit, wo das Bandum am Speer des deutschen Häuptlings flog, bis zur dreifarbigen Flagge eines deutschen Staates; von der Wagenburg der Kimbrer, in welcher die Frauen ihr Beschwörungslied über den Wunden der Krieger sangen, bis zu den Lazarethen, in denen unsere Frauen die Verwundeten pflegten; von der Zeit, wo der Teutone die Kunst eines römischen Genrebildes verächtlich fand, bis zu den Jahren, in denen die Völker Europas die werthvollsten Erzeugnisse ihrer Kunst und Gewerbthätigkeit in großen Palästen vereinigen.

Es ist das Recht der Lebenden, alle Vergangenheit nach dem Bedürfniß und den Forderungen ihrer eigenen Zeit zu deuten. Denn das Ungeheure und Unerforschliche des geschichtlichen Lebens wird uns nur dann erträglich, wenn wir einen Verlauf darin erkennen, der unserer Vernunft und der Sehnsucht unseres Herzens entspricht, in gehäufter Zerstörung einen unendlichen Quell neuen Lebens, aus dem Vergehenden das Werdende. Darum liebt ein Volk, welches sich seiner Gegenwart freut, auch der vergangenen Zeit zu gedenken,

weil es in ihr die geworfene Saat seines blühenden Halmenfeldes erkennt, und darum schwankt unsicher der Geschichtschreiber eines Volkes, dem seine Gegenwart verkümmert ist, denn Liebe und Haß sind ihm zufällig, und sein Urtheil über den Werth des Geschehenen bleibt in vielen Fällen willkürlich. Darum hat auch jede Zeit ihr eigenes Urtheil über die Vergangenheit, in Vielem größere Hoheit und Sicherheit, und darum hat jede Zeit Recht und Pflicht, die Geschichte vergangener Perioden neu zu schreiben nach ihrem Bedürfniß.

Wir meinen, für den Deutschen ist jetzt die Zeit gekommen, wo seine Seele über die Vergangenheit des eigenen Volkes dahinfliegen darf, wie die Lerche am Frühlingsmorgen über den dämmerigen Grund. Frohlockend fühlen wir, daß wir etwas werden, wir begreifen jetzt, wie wir geworden sind, und wir vermögen in den zweitausend Jahren unseres geschichtlichen Lebens eine Weisheit und Vernunft zu ahnen, deren Walten uns glücklich macht.

Möge auch dieses Buch ein wenig dazu helfen, daß uns Kampf und Verlust unserer Ahnen verständlich werde, Kampf und Sieg der Gegenwart aber groß und glückverheißend.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.









